H. lit. U. Dühring
85-cb

H. Lit. U. 85

DR. EUGEN DÜHRING.

Die Grössen der Modernen Literatur.

I

VERLAG VON C. G. NAUMANN IN LEIPZIG.

460 F

HR.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Die zweite Abtheilung

von

Dührings modernen Literaturgrössen

wird im Verlage von C. G. Naumann, Leipzig, im Laufe des nächsten Jahres erscheinen und einen Umfang von ca. 25 Bogen haben; der Preis wird 8 Mark betragen. Sie wird als Hauptgrössen ausführlich Rousseau, Schiller, Byron und Shelley behandeln. Dabei wird alles Uebrige und Neuste bis zur Gegenwart unter den Erscheinungen zweiter Ordnung eine eingehende oder mindestens eine solche Berücksichtigung erfahren, wie sie das Interesse des Publikums an diesen Erscheinungen mit sich bringt. So werden als literarische Auszeichnungen auch Börne und Heine sowie Lenau, in besonderer Hervorhebung als grosser Prosaschriftsteller der Russe Gogol, ausserdem der Norweger Ibsen gekennzeichnet werden. Im Gebiet, wo sich Literatur und Politik kreuzen, wie es schon bei Rousseau der Fall war, wird auch in der Gegenwart dieser Art von Erscheinungen Rechnung getragen und beispielsweise Rochefort als Vertreter einer scharfen und treffenden Prosa mit unter den Literaturauszeichnungen aufgeführt und in dieser Eigenschaft charakterisirt. Ausführungen zur Kritik aller Poesie und über die geistige Lage im 19. Jahrhundert werden auch dieser Abtheilung eine systematische Abrundung geben, so dass sie mit ihrem Stoff verhältnissmässig als etwas Ganzes, für sich Lesbares betrachtet werden kann, also auch gleich der ersten selbständig im Buchhandel zu haben sein wird.

Die neuen Gesichtspunkte, nach denen der Stoff auch in dieser Abtheilung behandelt wird, sind zunächst dieselben, die schon in der ersten zur Anwendung kamen. Ausserdem wird aber die Rücksicht auf die Zukunftsentwicklung hier noch manche neue Betrachtungsart erfordern, wie namentlich eine Erklärung des zunehmenden Vorwiegens der Prosa in der Völkerentwicklung. Ueberhaupt wird es hier an mannigfaltigen Berührungspunkten für die verschiedensten geistigen Interessen nicht fehlen. In Vergleichung mit dem, was sonst Literaturgeschichten bieten, wird man hier nach Inhalt und Form auf dem neuen Standpunkt auch wesentlich Neues und in ursprünglicher Weise Durchdachtes in jedem Capitel mehrfach antreffen. Auch die, welche sonst die schöne Literatur als eine blosse Jugenddomaine etwas zu tief stellen, werden sich überzeugen können, wie tief sie in Alles eingreift und wie ernste, für alle Altersstufen gültige Seiten man sogar ihren am meisten spielerischen Bestandtheilen abgewinnen kann. Was aber die Bildung der Jugend selbst anbetrifft, so wird gerade das Lehrerthum eine reichliche Ernte einbringen können. Wohl noch nie ist mit einem Male der Stoff zu Schulaufsätzen in gleichem Maasse vermehrt worden. Alle Gelegenheiten, welche die bisherige Literaturgeschichte für solche Zwecke bot, sind durch die Fülle von Gedankenmaterial hier überboten. Bisher unbekannte Gegensätze sind hervorgekehrt und neue Streitfragen in solcher Anzahl nahegelegt, dass vorläufig zur Aufstellung von Thematen wohl kein Mangel an Anregung verspürt werden sollte. Seinen Hauptzweck erfüllt das Werk freilich ausserhalb der Schule, indem es den Gebildeten in einer zugleich populären und kritischen Weise in den Stand setzt, den bisherigen Autoritätsmeinungen gegenüber selbständig zu urtheilen, also, ohne von dem anhaftenden Schlechten geschädigt zu werden, das Gute der modernen Literatur nur in sorgsamster Auswahl auf sich wirken zu lassen.

Die Grössen

der

modernen Literatur

populär und kritisch

nach neuen Gesichtspunkten dargestellt.

Von

Dr. E. Dühring.

Erste Abtheilung:

Einleitung über alles Vormoderne. Wiederauffrischung Shakespeares. *Voltaire. Goethe. Bürger.* Geistige Lage im 18. Jahrhundert.

LEIPZIG
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1893.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

VORREDE.

Der schöngeistigen Literatur, wenigstens derjenigen der eignen Nation, entzieht sich kein Gebildeter. Sie wirkt schon von den Schulen her auf ihn, und die Autorität, die ihren Grössen beigemessen wird, erstreckt sich auf das Fühlen und Denken in wichtigen Beziehungen und Lebensangelegenheiten. Diese nicht blos ästhetischen, sondern auch moralischen Einwirkungen sind aber in beiderlei Gestalt sehr gemischt. Ueberdies wirkt nicht alles Gute, was wirken könnte und sollte. Manches ist zurückgesetzt oder unterdrückt. Mit dem Guten ist das Schlimme oft eng verwachsen und führt sich in den von der Autorität befangenen Geist mit ein, als wäre es auch ein Muster. Literaturgeschichten bieten gegen solche Uebelstände, die ich zuerst an mir selbst erfahren habe, so gut wie keine Gegenmittel. Sie beschränken sich auf einige herkömmliche ästhetische Sonderungen unzulänglicher Art und lassen in andern Punkten, namentlich in den Fragen nach dem Charaktertypus, ganz im Stich. Die Autorität, von der sie befreien sollten, wuchtet auf ihnen selbst. In ihnen ist weder Wille noch Fähigkeit anzutreffen, dem Publicum das zu leisten, dessen es am meisten bedarf. Sie bestärken vielmehr in dem, was jetzt kritisch wegzuschaffen ist.

Ursprünglich bin ich von den eignen Bedürfnissen im Verkehr mit Dichtung und Prosa allmälig dazu geleitet worden, mich immer wählerischer zu orientiren, den Alp der literarischen Ueberlieferung abzuschütteln, Antipathien und Sympathien auf klare Begriffe zu bringen und mir zunächst ein System für den Hausgebrauch auszubilden. Später habe ich daraufhin an der Berliner Universität freie Vorträge gehalten und ebenso an einer Vorlesungsanstalt für Frauen, dem Berliner Victorialyceum. Der Titel dieser sehr besuchten Vorträge war derselbe wie der des vorliegenden Buchs, und nicht blos der Stoff, sondern auch die Stoffbehandlung hat damals sichtlich ganz ausnahmsweise interessirt. In den seit jener Zeit verflossenen Jahrzehnten habe ich den Gegenstand, über den ich,

abgesehen von ein paar Notizen für die Vorträge, Nichts niedergeschrieben hatte, weiter erforscht und durchdacht, und im Laufe des letzten Jahrzehnts (1882—92) zu dem Werk verarbeitet, dessen erste Abtheilung jetzt vorliegt.

Indem ich mir Manches für die Vorrede zur zweiten Abtheilung vorbehalte, um mich auf die dann dem Publicum mögliche Gesammtübersicht zu beziehen, bemerke ich hier zunächst Einiges zum Titel. Zu den neuen Gesichtspunkten der Darstellung verhelfen vornehmlich eine feinere Aesthetik, als die bisherige, und die entschiedene Bethätigung einer eigentlichen Charakterkritik individueller wie nationaler Art. Der Völkergeist selbst wird gemessen und gewogen, und es wird dabei im Sinne des modernen Völkerlebens entschieden. Dazu kommt, und zwar dem Range nach nicht an letzter Stelle, die Rücksicht auf Wahrheit und Wirklichkeit, von der man bisher die Dichtung allzu sehr entbunden gewähnt hat. Wie hiebei nichtsweniger als heute so genannter Realismus gemeint sei, wird der Leser selber überall wahrnehmen.

Die Grössen der modernen Literatur werden gezeigt, wie sie sich vor dem geschichtlichen Hintergrunde der Weltliteratur ausnehmen. Hiemit wird der Leser nicht Weniges aus der Gesammtliteratur beleuchtet finden, dessen Erwägung ihn erst zu einem durchgreifenden Urtheil über das Moderne in den Stand setzt. Den Schulstaub abschütteln, das wirklich Gute aussondern, das Schlechte sich fernhalten, sich Gemüth und Verstand unbeirrt wahren, — wenn man das in Bezug auf die schöne Literatur erreicht, so ist praktisch Etwas gewonnen. Jedoch auch in die Schulen selbst wird hoffentlich etwas davon dringen; man wird hier und da die reifere Jugend besser über ihre Dichtergrössen unterrichten, oder sie wird bisweilen auch wohl selbst durch Gunst des Zufalls zu Aufklärendem gelangen. Schon den Familien sollte daran liegen, dass sich unter der Hülle der Schöngeisterei nichts Gesundheitzersetzendes einschleiche, und dass die wirklich echten Ideale nicht verborgen bleiben, sondern in Unterscheidung von den unechten um so wirksamer werden.

Die in der vorliegenden Abtheilung ausführlicher dargestellte moderne Grössengruppe, Voltaire, Goethe, Bürger, könnte man als die der etwas älteren Geistesart bezeichnen. Die andere Gruppe, die in der zweiten Abtheilung zu vereinigen ist, gehört schon überwiegend dem neuern oder das Neuere vorbereitenden revolutionären Geiste an. In dieser Hinsicht wenigstens bilden Rousseau,

Schiller, Byron und Shelley eine verwandte Zusammengehörigkeit, in der nur Schiller weniger echt ist und weniger nachhaltige Farbe zeigt. Was dann noch hinzukommt, lässt sich nicht als Grössen ersten Ranges aufführen. Es sind aber literarische Auszeichnungen von mehr oder minder Bedeutung, die, wie die Börne, Heine, Lenau, Gogol, Ibsen und manche Prosaiker, wie Rochefort, doch eine mehr als blos streifende Kennzeichnung erfordern. Je näher man der Gegenwart kommt, um so weniger finden sich die geringwerthigeren Erscheinungen bereits ausgemerzt, und dem Interesse des Publicums gegenüber, welches daran in dem einen oder andern Sinne haftet, also sich dafür oder dagegen erregt, muss Manches wenigstens gestreift werden, was eine spätere Zeit unberührt lassen wird.

Für ein Jahrhundert früher stellte sich die Sache schon klarer. Von daher sind, abgesehen von der Täuschung mit Lessing, nur echte Grössen übriggeblieben, wenn auch über Art und Maass ihrer Schätzung noch nicht endgültig entschieden und namentlich einer Zuhochstellung Goethes eine noch verwerflichere und überdies gar kurzsichtige Unterschätzung Bürgers zur Seite gegangen ist, so dass die Welt in Bürger bisher fast nur den vorzüglichen Balladendichter gekannt, den grossen Liebeslyriker aber und die ganze Dichterhoheit ersten Ranges in ihm nicht erkannt hat. Er schliesst daher die erste Grössengruppe würdig ab, selber von jener etwas ältern Geistesart auf die neuere hinweisend und sie an seinem Theil zuletzt noch so kräftig ergreifend, als nur irgend später geschehen ist.

Auf diese Weise bildet unsere erste Abtheilung etwas Abgerundetes für sich. Auch die zweite wird für sich allein lesbar und das Wesentliche in ihr unabhängig von der ersten verständlich sein. Um das Publicum auch äusserlich in seinem Interesse für diesen oder jenen Stoff nicht zu behindern, wird jede Abtheilung auch selbständig verkäuflich bleiben. Freilich wird, wer nicht blos an der Darstellung einzelner Grössen, sondern auch an der weltliterarischen Perspective und am ästhetischen Gesammtsystem des Verfassers Antheil nimmt, das ganze Werk als eine Einheit, dabei aber besonders in seinen Grundlagen und in seinem Ausgange, zu berücksichtigen haben. Nur so wird er den Weg von den Ausgangspunkten der Dichtung bis zur Kritik aller Poesie und bis zu den Aussichten auf eine vollkommenere ästhetische Aera zuverlässig durchmessen.

Uebrigens ist ohne meine besondere Bemühung die Stoffvertheilung in den beiden Abtheilungen derartig ausgefallen, dass jede wohl wird auf Eigenschaften Anspruch machen können, die einander aufwiegen. Reizt die erste auch äusserlich nicht durch allerneuste Stoffe, so hat sie doch eine durchgreifend veränderte Behandlungsart für sich, und mit dieser werden die Gegenstände selbst fast zu neuen. Aus dem von Voltaire gezeichneten Bilde kennt man erhebliche Züge bisher noch nicht. Die Figur Goethes wird aber den Meisten so vorkommen, als wenn sie noch nie dessen Gestalt zu sehen bekommen. Umgekehrt wird der Geist Bürgers ihnen erscheinen, als wäre er kurz vor dem Jahrhundertstage seines Todes erst geboren.

Der sonstige Inhalt aber, möge er das unmittelbar Vormoderne oder nebenbei zur Erläuterung auch einige Züge und Fälle aus dem Alterthum betreffen, wird trotzdem wohl nicht den Eindruck von etwas Altem und Hergebrachtem machen, was man in seinen hier charakteristischen Bestandtheilen auch anderwärts finden könnte. Setzt sich demgemäss die erste Abtheilung sogar mit der ältesten Vergangenheit auf eine neue Weise auseinander, so wird die zweite Abtheilung ausser den nahen und gegenwärtigen Stoffen noch gleichsam das Auslaufen in die Zukunft und das Programm einer vollkommeneren Literatur für sich haben.

Schliesslich bemerke ich noch bezüglich der äusserlichen Einrichtung der vorliegenden Abtheilung, dass sie als zugehörigen Bestandtheil ein Verzeichniss meiner sämmtlichen Schriften enthält, damit der Leser sich die im Text verkürzten Titelanführungen erforderlichenfalls ergänzen könne. Auch ist der in früheren Vorreden von mir begründeten und geübten Gewohnheit gemäss wiederum jedes Exemplar mit Federunterzeichnung versehen.

Zehlendorf bei Berlin, im October 1892.

E. Dühring

INHALT.

Vorrede . Seite III

Erstes Capitel.

Keime und Hemmungen aus dem Mittelalter.

1. Bereich der Literatur im engern Sinne. Ursprung der Artung ihres Gehalts. 2. Frische Völker als Grundlage. Ansteckung verderbter Züge antiker in Asiatismus verkommener Civilisation und palästinensischer Religion. 3. Vertretung der zwei Typen des Mittelalters im Nibelungenlied und bei Dante. Des letzteren abirrende Haltung in der Liebe. 4. Grund der Hässlichkeiten und Widernatürlichkeiten in der Höllen- und Himmelsbeschreibung. Die Schmach des Jahrtausends. 5. Ununterschiedene Vermischung des allegorischen und des buchstäblichen Glaubens bei Dante und im verfeinerten Religionstruge. 6. Charaktergesichtspunkt zur Vergleichung des Nibelungengedichts mit der poetisirten Theologie Dantes. 7. Die Spuren von naturwüchsigen Keimen germanisch treuer Gesinnung auch in der bereits verzerrten Nibelungendichtung Seite 1

Zweites Capitel.

Hinwendung zum Alterthum.

1. Anfänge im 12. und 13. Jahrhundert bezüglich der Gelehrsamkeit. Gleichzeitige Ueberleitung zu Regungen des neuern Völkersinnes. 2. Der Weg durch das römische Alterthum zum griechischen. Todte Gelehrtensprache und todte Gelehrsamkeit. 3. Sinn des geistigen Anknüpfens neuerer Völker an das Alterthum bezüglich dessen besserer Perioden. 4. Amtliche Verkehrung des Alterthumscultus zu einer auf den modernen Völkern drückenden Last. 5. Vorbedingungen eigner Bahnen in Hervorbringung der Schönheit. 6. Unbegriff einer eigentlichen Wiederherstellung der Schönheit durch den Cultus der Antike. Erzeugung blosser Mischungen und Geziertheiten. Tasso als Beispiel. 7. Macchiavellis subalternes Verhalten dem Alterthum gegenüber. Doppelte Corruptionsüberlieferung. Entstehung der Gaunermoral auf dem Boden einer gemischten Nation. Verwirrung der Begriffe. Spitzigkeit, nicht Scharfsinn. Alpdruck auf dem Geist neuerer Völker . Seite 22

Drittes Capitel.

Vorerscheinungen und Ankündigungen des neueren Völkercharakters. Cervantes und Shakespeare.

1. Zeitmaasse zur Grössen- und Werthordnung der Erscheinungen. Ueberlegene Tragweite des Besten von Cervantes und Shakespeare. 2. Der Don Quixote. Seite, nach welcher der Spott sich auch gegen etwas Berechtigtes mitergeht. 3. Frage nach der Wahrheit und Einheitlichkeit des schriftstellerischen Kunstwerks. Aeussere Zusammensetzung. Innere Beimischungen. Unhaltbarkeit einer Alleinherrschaft des Humors. Modificationen in der eignen Denkweise von dem fremden Racenbereich her. 4. Sachliche Ueberlegenheit Shakespeares über die Antike. Erfassung vielseitigeren Lebens in drastischen Zügen. Freierer Standpunkt in Bezug auf das Religiöse. 5. Sittliche Vorzüge Shakespearescher neuerer Stoffe vor denen, in welchen sich die Griechen gefielen. 6. Bedeutung und Adel der neuern Liebe in Vergleichung mit der untergeordneten Gestalt und Nebensächlichkeit der antiken. 7. Die neuere Völkernatur in Shakespeares Julia. Engere nationale Gesichtspunkte. 8. Berechtigte germanische Subjectivität im nicht rein germanischen Stoff. Sogenannte Objectivität im Sinne der Entäusserung an das Fremde mit Recht keine Eigenschaft Shakespeares. Ein paar entscheidende Züge in Julias Gesinnung. Beimischung eines Shakespeareschen Deficits an Feinheit. 9. Vorzüge und zugehörige Kehrseiten in der Gesprächshaltung. Ein kennzeichnender Monolog. Einflüsse des Schauspielerstandes und des Modetons bei Shakespeare. 10. Der Hamlet Shakespeares in wesentlicher Charakterabweichung von dem der alten Erzählung und als theilweise Charakteristik für den Dichter selbst. Zusammenhang mit einer Anlage der neuern Zeit. 11. Unwahre Häufung des Unheils zu überladenen Katastrophen. Die Beendigung des Juliastücks als Hauptbeispiel. Vorläufiges über die Befreiung von der Tragik, sowie über die Natur und Störung der Illusion. 12. Interessantester Haupttypus der Shakespeareschen Komik im Shylocklustspiel. Einheitstörende Ungleichartigkeiten des Stücks. Verhältniss zur Sage und Novellistik. Juristische Absurdität. Treffendes in der Judenkennzeichnung Seite 44

Viertes Capitel.

Rückgängigkeiten und französisch despotische Geschmacksmode.

1. Zwei allgemeine Gründe der neuern Verbildung. Milton als individueller Typus der religiösen, hebräisch gefärbten Rückgängigkeit. Der puritanische Sinn und dessen düstere Art von Feindlichkeit gegen das Theater. 2. Zurückschiebung Shakespeares. Aesthetische Scholastik der Franzosen mit wirklichen Wurzeln in der griechischen Scholastik und in der thatsächlichen Beschaffenheit der antiken Dramen. Jammerstück mit Götterfurcht als Kern der alten Tragödie. 3. Französische Auszeichnung im leichten, vornehmlich komischen Genre. Verträglichkeit des Despotismus und einiger Komik. Molieres zwei wichtigste Stücke, das gegen die pietistischen Heuchler und das gegen die Aerzte. 4. Hauptmangel im Tartuffe. Der wirklich komische Kern im Malade imaginaire. 5. Vergleichende Erinnerung an die Aristophanische Posse und das Bubenstück gegen Sokrates. 6. Theatralischer Werth wahrheitsgemässer Komik und neuere Aussichten für die Rolle des Witzes. Unfreiheit als schwächende Ursache in der Gestaltung von Molieres Misanthropstück . Seite 94

Fünftes Capitel.

Voltaires spottender Verstand als erste Regung des eigentlich Modernen.

1. Sinn des philosophischen Jahrhunderts. Voltaires Standpunkt gegenüber der Religion. Vertretung des modernen Völkergeistes durch den gegen die gröbern Verkehrtheiten gerichteten Witz. 2. Literarisch Kennzeichnendes im Anschluss an einige Lebenszüge. 3. Reducirung der massenhaften Schriften auf einige noch immer auszuzeichnende. 4. Die historische Arbeit über Geist und Sitten der Nationen und Voltaires Geschichtsauffassung. 5. Erhebliche Punkte, die für sein Sachurtheil zeugen. Rechnende Gewohnheiten in der Auffassung der Thatsachen. 6. Urtheil über die Sitten der Hebräer. Voltaire nicht nur Hauptaufklärer des 18. Jahrhunderts überhaupt, sondern auch zugleich Aufklärer über die üble Beschaffenheit der Hebräer alter und neuer Zeit. Zugehörige Zukunftsperspective. 7. Der Roman als Rahmen für anderweitige Kritik. Candide und die Verspottung des Beschönigungsoptimismus. Aeusserungen im hohen Greisenalter. Der Ingénu und ein Misston bezüglich der Liebe. 8. Phantasiemässigkeit und Thatsächlichkeit. Eingestandene Unwahrheit in der Tragödie Mahomet, die von Goethe übersetzt wurde. 9. Verhalten zu Rousseau, insoweit es für Voltaire selbst kennzeichnend ist. 10. Verhältnissmässige Unabhängigkeit der Voltaireschen Eigenart von den literarischen Erscheinungen um ihn her. Gewissermaassen reformatorische Rolle und deren Fortwirken. 11. Erinnerung an Friedrich II und dessen Verhalten zu Voltaire. Gelehrten- und Judenränke in Berlin. 12. Selbständige Elemente in Friedrich. Verfahren desselben gegen Personen von der jüdischen oder judengenössischen Literatur. Bedeutung seines Urtheils über die deutsche Literatur und gegenwärtige Ergänzung dazu Seite 117

Sechstes Capitel.

Goethe und seine Vertretung lyrischer Dichtungselemente.

1. Einzige originale Seite. Verhältniss zur frühern deutschen Literatur. Vorläufigkeiten zur Charakteristik. Erinnerung an Friedrichs Haltung. 2. Hauptstriche zur Lebensphysionomie. Werthbestimmung der Goetheschen Art von Liebe. Die Wertherschrift als Echo des Rousseauschen Heloiseromans. 3. Das Faustspiel und Goethes Neigung zur Mystification des Publicums. 4. Was Faust will, ohne es zu wissen. Erkennen des Weibes. Klägliches Ende ohne eigentlichen Abschluss. Verstoss gegen natürliche Sittlichkeit. 5. Die Wirren des zweiten Theils von Faust. Verschwommenes Symbolisiren und Allegorisiren. Hineinziehen literarischer Tagesangelegenheiten. Mystisch katholisirende Verhimmelungsscene als Schluss. Die Goetheschen Repräsentanten des angeblich hinaufziehenden Weiblichen. 6. Vermeintlich zu suchender Gesammtsinn des Faustspiels. Thatsächliches Zerfallen in locker dramatisirte Gelegenheitslyrik. 7. Kennzeichnung der eigentlichen Lyrik und kleinen Poesie Goethes in typischen Beispielen. 8. Grund der Physionomie des Goetheschen Geistes. Phantasieverfassung und deren Folgen für seine Arbeiten. Hinunterneigen zur mehr animalen Phantasie. 9. Zauberglaube an ein sogenanntes Dämonisches eignen Schlages und an ähnliche Artikel des Aberglaubens. Einbildung eines zweiten Gesichts. 10. Aehnliche Abhängigkeit, wie von der religiösen und metaphysischen

Atmosphäre, so auch von der umgebenden Kunsttheorie philologisirender Pedanten. Ein marktgängiger Aristotelirer jener Zeit. 11. Hauptbeispiele zur dramatischen Haltung und zum dramatischen Urtheil Goethes. Ablenkung zum seltsamsten Antikisiren. 12. Verhalten zu andern Dichtern. 13. Selbstkennzeichnung im Urtheil über Byron. Gegensatz gegen edel muthvolle Geister, namentlich auch gegen Bürger Seite 155

Siebentes Capitel.

Die unterschätzte Grösse Bürgers und dessen Annäherung an eine Wirklichkeitsdichtung.

1. Hinweisung auf die Hauptpunkte und Messung nach dem eignen Maass. Grund der Zurückdrängung. 2. Hauptgewicht da zu suchen, wo der Dichter seine eigne Quelle und sein eigner Stoff. Kennzeichnende Proben einer nicht ohne eigentliche Gedankenansätze gebliebenen Liebeslyrik. 3. Unvermeidliche Eigenschaften des Volkstons, aber mit Einfügung von Höherem und Edlerem. Volksverstand gegen Verlehrtenthum. 4. Derselbe Mittelpunkt für die Dichtung wie für das Leben. Die Hauptschöpfungen der Liebesdichtung. Persönlicher Gegenstand. 5. Bürgers eigne Auffassung seines Dichterlooses. Hindernisse der Liebe. Güte als ein Hauptelement des Geschlechtsreizes. 6. Verhöhnung der Glückszufälligkeiten. Gelegentliche Wahrung des eignen Genius gegen Schillersche Verkleinerung. Der leichte Streich der dritten Ehe. Wirklich Erreichtes. Nachhaltige Sympathie mit der französischen Revolution. Dichterisches Facit nach Bürgers eigner und unserer Schätzung. Erinnerungsverklärung des äusserlich getrübten Auslebens. 7. Heutige Nothwendigkeit, Bürgers Menschen- und Dichterrecht in vollem Maasse gegen überlieferte und fortgesetzte Beeinträchtigungen zu wahren. Falsche Auslegung seines Verkehrs im Klotzischen Hause. Verhasstheit von Klotz wegen seiner Spöttereien über Gelehrte. 8. Künstliche und interessirte Mache in der Verrufung von Klotz. Lessings Apportiren charakteristisch für diesen. Bürgers geistiger Gewinn aus der Klotzischen Schule. 9. Dichtersitten überhaupt. Goethe im Sittlichen eine günstige Folie für den höherstehenden Bürger. Vorgebliches Ausnahmsrecht für Künstler zu Goethisch gearteter Unsitte. 10. Ueberwiegen der positiv sittlichen Vorzüge Bürgers über dessen Mängel. Contrast mit heutigen allzu gefälligen Theorien. Sittliches Verdienst als Ergebniss. 11. Die verschiedenen Schritte zur Wirklichkeitspoesie. Bürgers Heraustreten aus der Verclassisirung. Ueberwindung des Romantischen und Kampf gegen das falsch Conventionelle. Hinwendung zum Volksgemüth und Völkergeist. 12. Charaktersicherheit in Zusammenhang mit Bestimmtheit und Klarheit der Dichtung. Contrast mit den Rivalen. Heutiges Erforderniss einer Ausgabe der Gedichte im wirklichen Sinne Bürgers. Schuld seines Zeitalters, nicht der Dichternatur, an dem übriggebliebenen Abstande von ausschliesslicher Wirklichkeitspoesie Seite 203

Achtes Capitel.

Die geistige Lage im achtzehnten Jahrhundert.

1. Bisherige Hauptausprägung des modernen Geistes im Frankreich des 18. Jahrhunderts. Veränderung des dorthin von England Uebernommenen. Bedürfniss des Positiven seitens der Dichternaturen. Unzulänglichkeit des blos

Negativen und Abstracten in Philosophie und Wissenschaft für eine belebende Propaganda. 2. Weltgeschichtlicher Anschluss der Dichter an die jedesmalige traditionelle Beengtheit der Weltauffassung. Frankreich im 18. Jahrhundert eine wesentlich poesielose, dafür aber verstandesklare Stätte. Unfähigkeit Goethes der nackten Verstandesinvasion gegenüber. 3. Oberflächliche Unterschiebung des ungeeigneten Spinoza. Berührungen mit der Vernachlässigung des sittlich Gerechten. 4. Die in Giordano Bruno vorhanden gewesene Vereinigung denkerischer und dichterischer Eigenschaften. Lebensvoll kosmische Weltanschauung. Geringfügige Reste des Kuttengeistes, aber neue Regungen davon selbst im 18. Jahrhundert in Kants Versuch einer Restauration der Metaphysik. 5. Stellungnahme von Dichternaturen gegen und zu Kant. Unästhetisches der Kantischen Schablonen. Der Schein- und Reizpunkt für solidere Geister. 6. Das blos Verneinende und positiv Unbestimmte der Raum- und Zeitansicht. Abnormität im Kantischen Verstande, in theoretischer Beziehung wie in moralischer Anwendung. Falscher Moralnimbus. 7. Versteckter Widerstand gegen die Aufklärung. Bürgers anfängliches Zutrauen zu und schliessliche Stellungnahme gegen Kant. Mangel des eigenthümlich deutschen und modernen Geistes in der Kantischen Philosophie. 8. Frage nach etwaigen Einflüssen der Dichter auf die Denker. Zeitlich parallele Entwicklung der beiderlei Geisteselemente vorherrschend. Schon der göttische Trug epischer Zeitalter als eine Entartung früherer Denkansätze anzusehen. Schwimmen der Dichter mit dem Strome. Vorbedingungen einer andern Gestaltung . Seite 247

Anhang.

I. Schriften desselben Verfassers Seite 285
II. Bemerkung über die Plagiirung einer derselben „ 287

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erstes Capitel.

Keime und Hemmungen aus dem Mittelalter.

1. Die Abgrenzung des Gebiets, dessen hervorragende Grössen in diesem Buch gekennzeichnet werden sollen, ist nicht selbstverständlich. Der Ausdruck Literatur bezeichnet in einer engern Bedeutung des Worts, die sich eingebürgert hat, kurzweg die schöne Literatur und das, was sich an diese in verwandter Weise anschliesst. Den äussersten Unterschied von der schönen stellt die streng wissenschaftliche Literatur dar. Literatur und Wissenschaft (les lettres et les sciences) sind ein in der neusten Zeit immer üblicher gewordener Gegensatz. In ihm bedeutet aber Literatur doch noch etwas mehr als blos die belletristischen Erzeugnisse. So findet sich beispielsweise ein zweiseitiges Mittelgebiet in Beziehung auf die Geschichte. Letztere hat sich thatsächlich noch nie zum Range einer strengen Wissenschaft erhoben und daher auch nicht in einer so bedeutenden Entfernung von der Art und Weise schöner Literatur gehalten. Im Gegentheil ist die Geschichtsdarstellung da am besten gerathen, wo sie nicht blos die Mittheilung von Thatsachen überhaupt, sondern auch eine zugleich edle und menschlich interessirende Form in Composition und Stil zum Zweck hatte. Aus diesem Gesichtspunkt muss man die vorzüglichsten antiken Geschichtswerke, namentlich ein paar griechische, zu derjenigen Literatur rechnen, in welcher Kunst des Wortes und Auswahl des Stoffes zusammenwirken, um der natürlichen Theilnahme eines verhältnissmässig umfassenden Publicums zu entsprechen. In der neusten Zeit wird eine solche Gattung und allgemein interessirende Haltung der Geschichtsschreibung noch wichtiger werden. Ja, es stellen sich jetzt einer derartigen Geschichte, wenn auch noch erst vereinzelt, eigentlich wissenschaftliche Darstellungen anderer Gebiete zur Seite, die mit

voller Strenge der Darlegung auch eine allgemein anmuthende und interessirende Form verbinden. Die der schönen Literatur verwandten literarischen Gattungen sind um so werthvoller, je mehr es ihnen gelingt, mit ihrem Gehalt auch auf die eigentliche Belletristik wohlthätig zurückzuwirken. Letztere kann nämlich nicht oft genug daran erinnert werden, dass mit schöner Form allein Wenig, ja oft Schlimmeres als Nichts gethan ist, und dass es in erster Linie auch bei ihr auf Stoff und Gehalt ankommt. Auch bei ihr müssen Wahrheit und Gediegenheit als die ersten kritischen Forderungen geltend gemacht werden.

Gegenstände der literarisch künstlerischen Gestaltungskraft sind Thaten, Kampf und Liebe, sowie die Eindrücke, welche von der Natur ausgehen, die zu Alledem die Umgebung bildet. Ursprünglich werden jene Angelegenheiten mehr von Aussen gekennzeichnet und namentlich erzählend dargestellt. Später aber, bei einer höhern Entwicklung, werden die Gefühle, Empfindungen und Gedanken selbst mehr in den Vordergrund gebracht, nachdem nämlich die Kraft zu einer vertieften Erfassung des unmittelbaren Innenlebens des Menschen gewachsen ist. Alsdann werden auch allgemeine Bestrebungen und Gedankenrichtungen in das Gebiet literarischer Kunstbethätigung, besonders in das der gereiften Prosa, gezogen, und es entgeht der Literatur in dem bezeichneten engeren Sinne des Worts, zuletzt kein einziges Element aus dem weiten Bereich allgemein interessirenden menschlichen Schicksals.

Sind die Thaten nicht gut, die Gefühle nicht edel und die Gedanken nicht wahr, so hat auch die Kunst, von der sie vorgebracht werden, keinen stichhaltigen Werth. Sie mag an sich als blosse Form ein Weniges bedeuten; aber streng genommen sinkt ihr Werth noch unter Null, wenn sie sich dazu herabwürdigt, das Schlechte, das Unedle und das Unwahre zu beschönigen. That sie Derartiges aber etwa, wie ursprünglich vielfach, in Unerfahrenheit, Rohheit und Unwissenheit, jedoch in gutem Glauben, so ist Letzteres eine Entschuldigung bezüglich ihrer eignen Zeit und ein mildernder Umstand in den Augen des spätern Betrachters. Dieser hat aber seine Abstractionskraft anzustrengen und sich für einen Augenblick gleichsam in Vergessenheit seines eignen bessern Strebens und Wissens zu versenken, falls er in der Würdigung der blossen Kunstschönheiten und des nur theilweise leidlichen Gehalts nicht allzu empfindlich durch die vorwaltenden Widerwärtigkeiten gestört werden will. Reine Befriedigung ist aber hier nie möglich, und hiemit ist zugleich das

Urtheil über Alles gesprochen, was in irgend einem Zeitalter der Menschheitsgeschichte vom später erreichten Ideal des Edlen und Wahren abwich.

Hauptursache der edlen Züge, die sich in einer Literatur finden, ist der Völkertypus, von dem sie geschaffen wird. Das sogenannte allgemein Menschliche ist theilweise ein Missverständniss, theilweise aber in dem Sinne vorhanden, dass es sich in einer bestimmten Menschenart in vorzüglicher Weise ausprägt. So war der Sinn für angemessene und schöne Form eine Naturausstattung des alten griechischen Stammescharakters, und dem entsprach nicht blos die Literatur, sondern auch, und zwar in noch höherem Maasse, die bildende Kunst. In der Kunst des Wortes konnte nämlich die den Hellenen eigne Schwatzhaftigkeit bisweilen stören, dagegen dem Ebenmaass schweigender Bildsäulen nicht gefährlich werden. Ein anderes Beispiel würden die alten Römer mit einigen bessern Charaktereigenschaften, wie Freiheitsliebe, Energie und Ordnungssinn, geliefert haben, wenn ihnen nicht überhaupt eine ursprüngliche Anlage zu schönliterarischen Hervorbringungen gefehlt hätte. Als sie sich schliesslich durch Nachahmung der Griechen bildeten, waren ihre besten Zeiten und Kräfte dahin, und ihre belletristische Literatur erhielt nicht blos den Charakter des Abgeleiteten, sondern zeigte auch sofort die Züge der Verdorbenheit der Zustände. Mit der herrschenden römischen Welt verfiel dann aber auch Alles, was an Vorzüglichem die Menschheitsgeschichte im Alterthum aufzuweisen gehabt hatte. In den beiden besten Völkern war das selbständige Leben ertödtet, lange ehe ihre Sprachen zu todten wurden.

2. Das Mittelalter ist eine Aera, in welcher frische Völkerkräfte ihre weltgeschichtliche Bethätigung begannen. Diese frischen Elemente waren in erster Linie die Germanen und dann überhaupt die neuern Völker andern Stammes. Zum Theil pfropften sich diese neuen Mächte den verdorbenen Ueberresten der alten immer tiefer gesunkenen Welt auf, zum Theil blieben sie, wie diejenigen Deutschen, die ihren ursprünglichen Boden später nicht verliessen, zwar äusserlich ziemlich unberührt und unvermischt, konnten aber doch bei ihrer Unentwickeltheit den geistigen Ueberlieferungen der verderbten alten Welt nicht ganz widerstehen. Diese war nicht nur in eigner Corruption verkommen, sondern auch äusserlich und innerlich mit Asiatenthum durchsetzt. In einer verderbenden und erniedrigenden Gleichheit hatten sich Römer und Griechen mit den feigsten und tiefstehendsten Asiaten unter demselben Despotismus zusammen-

gefunden. Nicht nur Bevölkerung und Blut, sondern auch Charakter und Denkweise waren von knechtisch asiatischen Bestandtheilen entstellt. Zu dieser verderbten Civilisation hatte sich noch das Schlimmste, nämlich ausser dem Asiatismus überhaupt, die übelste Abart desselben, das Judenthum, gesellt. In der Völkerschaft der Juden war als zweideutiges Gegengift gegen deren Schlechtigkeit die Christuslehre entstanden, und dieses Gegengift, durch weitere judäische Fortpflanzung noch mehr zum Schlimmern verändert und überdies mit andern asiatischen Zügen untermischt, war so recht ein den verderbten Zuständen des hinfälligen römischen Weltreichs wahlverwandtes Ferment geworden. Sammt den Judäern wucherte es gleich den Würmern im antiken Leichnam. Es war auf die Schlechtigkeit der Welt gebaut, und es fand die Schlechtigkeit, deren Muster es ursprünglich an den Juden vor sich hatte, und die es überweltlich zu heilen versprach, in der asiatisch verkommenen, römisch verkaiserten und griechisch verbildeten, auf verschiedenstufigem Verbrechergesindel aufgeschichteten Welt in Hülle und Fülle vor. Als Gegengift gegen das Gift, welches der Judenstamm an seinem Charakter von Natur in sich selbst hegte, war die übrigens fugenlose und verderbliche Jesuslehre verständlich und achtungswerth. Ausser dieser Beziehung konnte sie aber nur einen Sinn haben, wenn sich irgendwo Völkerverdorbenheit annäherungsweise mit der angestammten Judenschlechtigkeit vergleichen liess. In dem Maasse als Völker schlecht waren, konnten sie sich, auch wenn sie höhere Bildung hatten, zur Christuslehre, die an der Welt verzweifelte, hingezogen fühlen. Sie konnten in diesem Pessimismus des Diesseits mit seinen himmelwärtsweisenden Versprechungen einen allgemeinen Hafen für ihre Schlechtigkeit finden. Diese Schlechtigkeit erschien nicht mehr als etwas Besonderes und Belastendes; sie wurde vielmehr durch die principiell angenommene der ganzen Welt gedeckt und gleichsam gerechtfertigt.

Das Christenthum, wie es sich in den ersten Jahrhunderten nach seinem Urheber wirklich gestaltete, mochte einigermaassen zu dem Schlechten, konnte aber nicht für das Gute der Menschheit passen. Es wurde thatsächlich eine Religion für schlechte, aber nicht für gute Menschen, und soweit letztere ihm anheimfielen, wurden sie dadurch gegen ihr eignes besseres Selbst eingenommen, als wäre dieses auch grundschlecht. Als Heilsversuch am grundschlechten Judenthum war es erwachsen. Des Juden Trachten war, nach dem Eingeständniss seiner eignen von ihm geheiligten Religionsschriften, böse von Jugend auf, und die vermeintlichen

Mittel zur Erlösung von diesem Bösen waren der Kern der ursprünglichen Christuslehre gewesen. Was der Reformator am Judenthum vergeblich versucht hatte, gelang zwar nicht eigentlich an der übrigen Welt, fand aber dort wenigstens Eingang. Zum Theil wurde es später sogar in einem bessern Sinne aufgenommen und gestaltet, als es ursprünglich gemeint sein konnte. Die verderbte antike Civilisation war zwar nur für eine pessimistisch in das Schlechte abirrende Behandlung empfänglich, und konnte aus sich keine Religion verbessern, die schon in ihrer ursprünglichen Anlage verfehlt war und nur geringfügiges Gutes in sich barg. Wohl aber konnten dies die bessern Charaktere und frischen Kräfte neuerer Völker, insbesondere die der Germanen. Diese Völkerelemente, noch roh und unkundig, unterlagen, obwohl Sieger im äussern Kampfe, eine Zeit lang vielen inficirenden Einflüssen der verderbten antiken Cultur. Mit wenigem Guten, welches sie überkamen, verband sich vieles Schlechte, dessen Ansteckung sie ausgesetzt waren, und was ihnen nicht blos das mittelalterliche Jahrtausend, sondern die ganze neuere Zeit hindurch bis auf den heutigen Augenblick arg zu schaffen gemacht hat. Was insbesondere das Christenthum anbetrifft, so wurde es von diesen bessern Völkern veredelt und nahm so Züge in sich auf, die weder aus dem palästinensischen Winkel noch aus der antiken Welt stammen konnten, weil sie für beides zu gut waren. Davon kommt es denn auch, dass man mit dem Wort Christenthum leicht getäuscht werden kann. Einiges vom bessern Völkergeist hat sich, so ungeeignet das Christische in seinem judäischen und asiatischen Ursprung auch dazu ist, dennoch in dasselbe hineinbilden und es so mit Charakterzügen ausstatten können, die an sich selbst in ungemischter Gestalt vollkommen achtungswerth sind. Um nur an ein ganz äusserliches und nicht einmal echt germanisches Beispiel zu erinnern, so haben die christlichen Bilder italienischer Maler, namentlich die Madonnen, die Physionomie neuerer besserer Völkertypen zur Grundlage, nicht aber etwa ausgeprägte Judengesichter. In einer noch günstigeren Weise hat man sich nun eine unbefangene und ohne Arg geschehene gemüthvolle Aufnahme und Umgestaltung christlicher Lehren durch die germanischen Völkerelemente zu denken. Allerdings war dieser Vorgang eine Selbsttäuschung der bessern Völkerelemente; aber er vollzog sich in gutem Glauben, und wenigstens in dieser Beziehung kann man ihn und seine heutigen Ueberbleibsel noch achten.

Wie an alles Christliche überhaupt, so heftet sich schon an das

blosse Wort jetzt eine unheilvolle Zweideutigkeit. Es deckt dieses Wort nämlich zwei grundverschiedene Dinge. Diese sind einerseits die palästinensische und sonst asiatische Frucht und andererseits der germanische und sonstige Völkergeist. Man thäte gut, diese auf die Dauer unverträglichen Dinge schon in der Vorstellung durch einen scharfen Schnitt zu trennen und es sich daher nicht beikommen zu lassen, von Christenthum zu reden, wo man, wenn auch nicht mit deutlicher Einsicht, so doch wenigstens dem Gefühl nach den bessern Geist der neuern Nationalitäten meint. Das Mittelalter ist so recht eine unklare Verquickung beider Bestandtheile gewesen, und auch die neuere Zeit hat von der Fortsetzung dieser, wenn auch gelockerten, so doch noch immer einigermaassen fortbestehenden Verbindung her gar viel des Truges und Betruges überkommen. Soweit sie diese unvereinbare Verbindung auch bei hellerem Bewusstsein fortpflegt, befindet sie sich nicht blos in einer schädlichen Lage, sondern gradezu in einer unehrlichen Stellung. Sie kann nicht sachlich wahr, geschweige in ihrem Bewusstsein wahrhaftig sein, solange sie zusammen zwei Dinge zu wollen vorgiebt, die zueinander stehen wie Geistesdunkel und Licht, ja wie der vom Uebel irregeführte und der von vornherein gute Wille.

3. Die unverträgliche Doppelheit, deren durch Unklarheit gedeckte Verquickung das Mittelalter ist, hat in ihren beiden Bestandtheilen bedeutende epische Verkörperungen erfahren. Im 12. Jahrhundert stellt das Nibelungenlied einen Theil deutschen Völkergeistes und wesentliche Züge desselben in einer Fassung dar, in welcher das Christenthum nur äusserlich und nebenbei zur Erwähnung gelangt. Die Zeit, auf die sich sein Dichter zurückbezieht, ist eine solche, in welcher die Ansteckung der palästinensischen Religion nur erst eine oberflächliche war. Der Dichter selbst kann aber, trotz des 12. Jahrhunderts, in welchem man ihn voraussetzt, nicht sonderlich von jener Ansteckung ergriffen gewesen sein. Er hat offenbar noch zuviel von deutscher Ursprünglichkeit und Aufrichtigkeit an sich, um sich im palästinensischen Trug bereits heimisch fühlen zu können. Anders verhält es sich mit dem Italiener Dante, der mit dem romanischen Colorit seines Charakters Christenthum und Scholastik in ausgeprägtester Weise vereinigt, ohne sich durch die Mischung gestört zu finden. Seine Arbeiten sind ungefähr um 1300 zu setzen, so dass also die Zeit nicht an dem Unterschiede schuld ist. Der Contrast des Danteschen, von ihm selbst Komödie genannten christlichen Epos mit dem deutschen

Heldengedicht beruht vielmehr darauf, dass bei Dante keine gleich ursprüngliche und reine Nationalität zu Grunde liegt.

Ueberdies ist es begreiflich, dass ein Romane auch der letzten römischen Ueberlieferung am meisten entspricht. Das Christenthum hatte seinen Einzug in die römische Welt deren Verderbtheit zu verdanken. Wenn nun der Italiener dieser überkommenen Mitgift des römischen Reichs mehr unterliegt, als der Deutsche, so ist dies in der Ordnung (und zwar in der Ordnung der natürlichen Geschichte.) Dante war gewiss ein lebens- und schwungvoller Dichter, ja auch, (was bei ihm durch die christische und scholastische Zerrbildlichkeit verhüllt ist,) ein mit natürlichem Schönheitssinn und mit hoher Anlage zu edlen Formen ausgestatteter Dichter. Trotzdem sind seine thatsächlichen Schöpfungen ein Gemisch von Natur und Unnatur, von offenem Sinn und von verschränktem, mystischem Dunkel. Ja, die gute Natur in ihm ist so eingesponnen, dass man oft Mühe hat, zu ihr auch nur hier und da hindurchblicken zu können. Er hat nicht die Ursprünglichkeit, wie sie einem Germanen eigen sein kann. Er ist zu sehr aus dem Bereich einer Mischnationalität (und der zugehörigen Mischüberlieferungen) erwachsen, als dass er (in seinem Wesen) auch nur den Willen haben könnte, die fremdartigen Gespinnste zu zerreissen. Im Gegentheil taucht er in dieses Bereich mit seinem ganzen Sein unter. Seine Themata sind Liebe und Religion in jener naturwidrigen Einheit, in welcher die Liebe christlich verblasst und verhimmelt, die Religion aber (hinter ihren mittelalterlichen neuchristlichen Gittern) eine Menge Züge jüdischer Hässlichkeit blicken lässt.

Man muss Dantes, (vor jener epischen Komödie verfasstes) „Neues Leben“ mit zu Rathe ziehen, um den Keim der erwähnten Zwiespältigkeit recht sichtbar zu machen. Diese Vita nuova ist eine Abfolge von Sonetten an die von Kindheit an (bis zu ihrem Tode) geliebte Beatrice. Die Prosaerläuterungen, (die den Sonetten vorangehen,) enthalten eine sozusagen innere Liebesbiographie Dantes. Sie athmen Zahlenmystik und Scholastik, und es ist ein seltsamer Troubadour, der sich uns hier als Dante präsentirt. Beispielsweise spielt die Neun eine besondere Rolle; Dante ist neun Jahr und seine Geliebte auch im neunten, als das neue Leben d. h. das Erwachen der Liebe beginnt. Hätte Dante deutsch geschrieben, er hätte es vielleicht auch das Neunerleben genannt; denn die neunten Stunden spielen in den folgenden Jahrzehnten ebenfalls oft eine Rolle. Was aber die Scholastik, (d. h. die Aristotelie) in Dantes

Liebe zu bedeuten habe, das zeigt sich gleich Anfangs. Er erklärt nämlich, dass der ernährende Geist in ihm (dem Geist der Liebe gegenüber) sofort zurückgetreten sei. Aristoteles redet nämlich (in seinen Büchern über die Seele) von einer ernährenden Seele, welchem verfehlten Ausdruck und Begriff (in rationeller Fassung) nichts weiter als das im Organismus bethätigte Princip pflanzenartiger Ernährung entspricht. Bei Aristoteles und seinem scholastischen Jünger Dante sind es nun beziehungsweise Seelen und Geister, die da mit einander hausen, und wo Dante einfach nichts weiter zu sagen gehabt hätte, als dass er mit Anbeginn der Liebe magerer geworden wäre, da muss die ernährende Seele des Aristoteles herhalten. Grade an diesem Beispiel, (in welchem noch kein eigentlicher Widersinn ist, sondern nur die Seelen und Geister als - theils aristotelisch scholastischer theils christlich jüdisch spiritualistischer - Aberglaube zum Umhang natürlicher und an sich wahrer Dinge dienen,) — an einem verhältnissmässig so unschuldigen Eingangsbeispiel mag man ermessen, was sich ereignet, wo Dante in seinem grossen Höllen- und Himmelsepos aristotelische Scholastik, jüdische Hässlichkeit und christliche Mystik dreieinig aufspielen lässt. Doch das Neue Leben ist der Schlüssel zum altgewordenen (und auch etwas verirrt gewesenen.) Ganz überschwenglich verhimmelnd zog sich durch ein paar Jahrzehnte die erst unreife und dann wenigstens christlich verzückte, (in troubadourhaftem Minnecultus bestehende und in gemessener Entfernung verbliebene) Liebe bis zu dem (schon weiter in den Zwanzigern erfolgenden) Tode der Beatrice. In der That sieht es so aus, als wäre der Hauptcultus (bei der ganzen Liebe) in der Abfassung der Sonette und deren Verbreitung an verschiedene Personen aufgegangen. Ja eigentlich scheint die Selbstbespiegelung für Dante den Hauptreiz gebildet zu haben. Auch sind die Halucinationen, (die er bei gewissen Wendungen und Ereignissen sieht,) nicht immer echt. Oefter sind die erscheinenden Geister als bewussterweise erdichtete zu erkennen und haben offenbar blos einen allegorischen Zweck. Der Dichter vermischt sie aber mit den übrigen Erscheinungen, an die er wirklich glaubt, und zwar auch da, wo er Prosa schreibt (und ausgesprochenermaassen ganz vernünftig sein will.) Er stellt nämlich selbst das Princip auf, ein Gedicht müsse, in Prosa umgesetzt, auch noch Etwas bleiben und dabei jedenfalls einen vernünftigen Sinn bewähren.

Wir wollen dieses sein Maass auch anlegen, aber freilich nicht in der Beschränkung, (in welcher so Etwas ein Dichter und zumal

an sich selbst thut. Vorher sei aber noch darauf hingewiesen, dass mit den Ueberschwenglichkeiten religiös verzerrter Liebe Dante auch manches Stück Moral verknüpft, welches nicht minder auf dem Abwege vom Guten und von der Wahrheit liegt. So spielt er lange Zeit eine Liebeskomödie gegenüber einer andern Dame, damit das Publicum nicht dahinter komme, dass Beatrice der Gegenstand seiner Affectionen sei. Der Umstand, dass er durch diesen absichtlichen Schein jene in Verruf bringt, kümmert ihn nicht. Erst als er sieht, dass er sich in einem Punkte verrechnet hatte, und dass Beatrice, die doch auch zum Publicum gehört, jenes heuchlerische Spiel auch für Ernst hält, wird ihm die Sache unbequem und damit anstössig. In der That weiss man nicht recht, wieweit man Dante selbst hier glauben soll, und ob der Schein so ganz und gar Schein und nicht wenigstens zu einem Theilchen eine wirkliche, wenn auch nicht sehr ernstgemeinte Nebenbeschäftigung gewesen sei. Wie die unnatürliche Ueberspannung der Liebe ins angeblich Reingeistige gar wohl mit Abschweifungen nach der entgegengesetzten Seite zusammenstimme, hat das weitere Leben Dantes nach dem Tode der Beatrice gezeigt. In seiner Höllen- und Himmelsdichtung lässt er sich auf dem Wege zum Himmel von Beatrice dafür Absolution ertheilen, und gesteht selbst ein, dass ihn von seinem etwas wüst gewordenen Leben nur der „Anblick ewiger Pein", also deutsch geredet, die Furcht und zwar bezeichnenderweise eine jenseitige, abgebracht habe. Das ist in der That echtes Mittelalter; denn der Schwerpunkt von Allem liegt da ausser der Welt, und Nichts bleibt in seinem natürlichen Ebenmaass und Gleichgewicht. Die Liebe beweist dies vielleicht am deutlichsten; denn wie anders als durch die christlich mittelalterliche Verschrobenheit hätte jene Kopfstellung der Wahrheit und Natur entstehen können, welche aus der Geliebten im eigentlichen Sinne des Worts eine Herrin macht! Ohne den Mariacultus als Veranlassung und ohne die verzerrte übergeistigte Denkweise wäre wohl schwerlich so etwas Grundverkehrtes erwachsen, wie jene Art von Minnedienst, welche zu den Donquixoterien des Mittelalters gehört. In ihm ging der natürliche Adel der Liebe zu einem grossen Theil verloren, um einem naturwidrigen Monstrum Platz zu machen, welches im Grunde eine Lüge war. Freilich gerieth nicht alle eigentliche Troubadourschaft in das volle Maass des Verkehrten; aber wo das wirkliche Ritterthum zurücktrat und vom Kern nur die Schale, zumal die Dichterschale, übrig blieb, wo also blosser Minnesang sich breitmachte, da wurde dieser irrende Liebes-

kram bereits reif dafür, durch Cervantes (in der Anbetung der Dulcineen) ein Stück Spiegel zu finden.

4. Es soll keineswegs gesagt sein, dass Dante nicht Anlage zu einer erhabeneren Art von Liebe gehabt, ja nicht einmal, dass er dieser gänzlich fremd geblieben sei. Nur die moralisch und auch ästhetisch widerlichen Einmischungen, (die von der Verkehrtheit einer raffinirten, christlich naturfeindlichen, gegenstandlosen Uebergeistigkeit herrühren,) sind der Verderb der übrigens besser angelegten Natur Dantes gewesen. Hiemit sind die bessern Züge seines Selbst verdorben worden, und an diesem Opfer der bessern Natur ist die schlechte Religionsüberlieferung schuld gewesen. Liebe und Religion sind bei Dante so verschmolzen, dass sie einheitlich auch den Compass seines Höllen- und Himmelswerkes bilden. Beatrice steht immer am Ziel. Im Himmel ist sie gleichsam der Magnet (überirdischer Art,) durch den Dante (seine ganze ausserirdische Wanderung hindurch) angezogen wird. Es versteht sich, dass hiebei jeder Zug von Naturliebe (und überhaupt von der Liebe, wie sie wirklich ist) ausgeschlossen bleibt und durch Züge ersetzt wird, die so abstract gerathen, dass sie die gemeinte religiös himmlische Schönheit in der That recht farblos, ja gestaltlos darstellen. Es ist fraglich, ob man so etwas in das Gestaltlose Auslaufende überhaupt noch Darstellung nennen darf. Mangel an Dichterkraft war es sicher nicht, was all die himmlischen Schemen und Schatten verschuldete. Es war der angeerbte (oder vielmehr angesteckte) Himmelswahn selbst, — der Himmelswahn nach einem Muster, welches, (wo es nicht ganz bildlos blieb,) nur naturlose Engelhaftigkeiten und langweilige Auszüge und Isolirungen von Eigenschaften kannte, deren Hauptinhalt in Verneinungen (wirklicher oder angeblicher menschlicher Fehler oder Schwächen) bestand. Das Christenthum war theilweise ein Verneinungsversuch des Judenthums durch sich selbst, (aber hiemit zugleich ein Geistesgebilde auf dem Grunde und Boden jüdischer Vorstellungen.) Macht, Herrlichkeit, Reinheit, Heiligkeit u. dgl. sind dahin einschlagende Abstracta (oder, wenn man will, Ideale.) Hieraus aber die himmlische Verklärung einer Geliebten zusammensetzen, — das geht über die Compositionskraft jeglichen Dichterthums; denn wo Natur und Wirklichkeit (als Nährerinnen der Phantasie) dem Dichter entweichen, da greift er (mit allen seinen Anstrengungen) wesentlich nur in das Leere und ist gleichsam verdammt, (bei aller Schaffenskraft und allem Bilderreichthum, die ihm sonst zur Verfügung stehen mögen,) nur in Lebensmangel und Gestaltlosigkeit

religiös und scholastisch kramen zu müssen. Letzteres sollte für einen naturerfüllten Dichter die wahre Hölle sein; denn dort wird seine ganze Fähigkeit gleichsam auf ein Rad geflochten und so betäubend umgedreht, dass ihm alle Sinne vergehen und von seinen natürlichen Antrieben und Hochgefühlen nichts übrig bleibt, als der Wirbel hohler und obenein verzerrter Abstracta. Diese Abstracta sind die religiösen Tugenden; aber aus solchen, zumal den lebens- und weltfeindlichen, lässt sich kein weibliches Ideal schaffen. Darum ist der Himmel Dantes, von seiner sonstigen noch kläglicheren Beschaffenheit nicht zu reden, nicht einladend, sondern abstossend und überdies noch recht langweilig.

Um nicht ungerecht zu sein, muss man daran erinnern, dass auch in den schöngeformtesten und naturgemässesten Völkermythologien das Himmlische nur insoweit gerathen konnte, als es dem Muster des Edelmenschlichen voll entsprach und nicht durch widersinnige Forderungen, die über das Wesentliche aller Natur hinausgehen, entstellt wurde. Der Olymp der Griechen mit seiner unsterblichen Göttergeneration war menschlich genug; nur die Unsterblichkeit selbst war eine widersinnige Forderung und passte schlecht in die Gesetze alles Lebens. Ewige Jugend passt für das festgehaltene Bild als dauerndes Gemälde, aber nicht für ein wirkliches Wesen. Die Phantasie hat sich im Dienste kurzsichtiger und vernunftwidriger Wünsche selbst in ihren olympischen Conceptionen verirrt. Wie sollte die Phantasielosigkeit oder vielmehr das zerrbildliche Widerspiel der Phantasie, welches im Judenstamme und auch in den palästinensisch christlichen Jenseitsperspectiven obwaltete, irgend etwas Haltbares oder gar Schönes zu Wege bringen! Dante selbst hatte allerdings die bessere Formbegabung eines neuern Volks für sich. Als Italiener musste er auf wirklich Aesthetisches und Gestaltetes denken. Allein der widerspenstige Stoff musste ihn wiederum hindern. Er unterlag der Ueberlieferung bis zu dem Punkte, den Himmel zu fünfzig Procent mit Judengestalten zu bevölkern, — ein Verhältniss, welches er selbst andeutet. Kein Wunder daher, dass auch alles Uebrige nach Maassgabe dieses Umstandes gerathen ist, trotz Dantes Dichterkraft und neuerer Völkernatur, die nur milderte, aber die Schmach des Jahrtausends, den üblen Einfluss der alten und neuen Judenschriften, nicht aufhob.

Mit der Hölle macht es sich etwas leichter und gewissermaassen auch etwas besser. Mit ihr beginnt das Werk, und in ihr ist die Dantesche Phantasie ohne solche Schranken, wie sie im Himmel

obwalten. Die Lust des Lebens zu zeichnen, wäre gegen die auf jüdischem Boden gewachsene, (das Judenleben und Judentrachten verwerfende und mit dem menschlichen Leben und Streben verwechselnde) weltfeindliche Religion gewesen. Wohl aber war es von eben dieser Ueberlieferung her (im Sinne der jüdischen Grausamkeit) gestattet, die Qual des Lebens nicht etwa blos darzustellen, sondern durch raffinirt erkünstelte Leiden noch zu überbieten. Ein Luxuriiren in allerlei Formen höllischer Folter ist so recht ein Angebinde christlich jüdischer Tradition und Sinnesart. Die verschiedensten Völker haben sich in Erdichtungen von Strafen ergangen; auch die Griechen, (deren ästhetischer Sinn sich auch bezüglich der Unterwelt noch am meisten gegen allzu arge Verzerrungen sträubte,) haben in dieser Richtung dem Hässlichen und Widerwärtigen geopfert. Ihnen hat Dante nicht Wenig zu verdanken; aber der überwiegende Hauptfactor aller Hässlichkeit (und zumal der ungerechten Grausamkeit) ist auch bezüglich der Hölle die Judenüberlieferung. Dante hat viel eigne Würde und ein wirkliches Streben nach hohem Ernst; er zeichnet sich auch durch eine gewisse Moral und ein nennenswerthes Maass von Gerechtigkeit aus. Dessenungeachtet geräth er bisweilen gradezu in das ekelhaft Widrige, nicht selten in das Rücksichtslose und Harte, öfter ganz offenbar in das Ungerechte. Woher nun solche schwerwiegende Uebelstände? Sichtlich genug aus der Religion und deren Mitgift seitens der Judenrace. Der neuere Völkergeist, (dessen gehemmte Regungen in Dante repräsentirt sind,) arbeitet hier noch unter einer Lähmung, (die von der Krankheit herrührt, die semitische Religion heisst.) Aus diesem Gesichtspunkt will das Christische in Dante, (und zwar nicht blos in ihm, sondern auch weiterhin und bis zur Gegenwart) beurtheilt sein. Soweit man (es nicht als krankhafte Infection betrachten, sondern) eine Schwäche des neueren Völkergeistes für seine Einführung verantwortlich machen wollte, würde man in dieser Schwäche die geistige Hauptschmach des Jahrtausends sehen müssen. Jedenfalls ist es (weder für die neuern Völker noch für deren Literatur) eine Ehre gewesen, dem Christischen, (d. h. dem geistigen Neuhebraismus) zu unterliegen, und diese Unehre findet sich noch dadurch gesteigert, dass es länger als ein Jahrtausend gedauert, ehe die ersten Abschüttelungsversuche gemacht wurden, und dass noch mit dem Ende des 19. Jahrhunderts erst daran gearbeitet werden muss, ein klares Bewusstsein von diesem Schimpf der Jahrtausende zu verbreiten und energische Gefühle gegen die Fortdauer dieser Schmachzustände wachzurufen.

5. Die Frage stellen, wie die Dichter dazu gekommen sind, unwahr über alle Wirklichkeit und Wahrheit hinaus auszuschweifen und uns Hölle, Himmel und Götter (oder sonst etwas Aehnliches) darstellen zu wollen, hiesse mehr als blos mit Dante rechten. Bei diesem florentinischen Dichter ist aber der Gegenstand auch eine subjective Originalität; denn das Werk, welches er schuf, ist in seiner besondern Anlage und Form eine neue Gattung. In die Unterwelt haben auch antike Dichter geführt, (wie ja schon Homer,) und der olympische Götterhimmel stand ihnen fortwährend vor Augen. Allein für Dante war die Wanderung durch Hölle und Fegefeuer zum Himmel der Hauptgegenstand, und das irdische Menschenleben, (obwohl es nicht privatim, sondern auch politisch hineinspielte,) nur Nebensache und sozusagen Fussgestell. Jedoch nicht blos dieser Standpunkt, sondern auch die Hauptrolle, welche auf ihm das Dantesche Ich spielt, ist bezeichnend. Dantes eignes inneres Leben, (gerechnet vom Abfall von seiner Liebe und zur geistigen Wiedererhebung fortgeführt,) sollte-neben allem Andern-ebenfalls einen allegorischen Ausdruck finden. Die Höllenfahrt sollte das Untertauchen in das Bereich der Folgen wüsteren Daseins bedeuten, und der (schon erwähnte) Anblick ewiger Pein hier einen anschaulichen religionsgemässen Ausdruck finden.

Wohin geräth man indessen, wenn man die meisten der Danteschen Schilderungen als Allegorien gelten lässt? Reine Auflösung in blosse Allegorie lässt von der mythischen und religiösen Sachlichkeit fast nichts übrig. Mit dem Allegorisiren muss jegliche Religion vollends verdunsten, und dies war doch für einen Dante noch keineswegs geschehen. Sichtlich glaubte er noch Einiges fest, wie namentlich die persönliche Unsterblichkeit und Fortexistenz in einem Himmel. Wenigstens tragen seine Auslassungen (bezüglich der Beatrice in seinem „Neuen Leben“) hier eine solche Bestimmtheit, dass für jene Lebenszeit Dantes kein Zweifel an der Festigkeit seiner Glaubensvorstellungen möglich ist. Wohl aber ist von vornherein die Natur seiner Allegorien nebelhaft zweideutig. Allegorien können nämlich etwas irdisch Wirkliches auf einem Umwege andeuten oder aber auf etwas mystisch Jenseitiges hindeuten sollen. Auch die Wirklichkeit (in ihrem ganzen Zusammenhange oder in ihren besondern Verhältnissen) kann als mystisch vorgestellt werden; alsdann wird in die Beziehungen der Dinge und Thatsachen Mehr hineingelegt, als (nach rationellen Gesichtspunkten) darin gedacht werden darf. Der gröbere Mysticismus, (der durch die Verstandes-

mässigkeit noch nicht aus dem phantastischen Jenseits verdrängt und in die wirkliche Welt zurückgeworfen ist, luxuriirt jedoch stets in irgend welchen Jenseitigkeiten, sei es höllischen oder himmlischen. Trotzdem bedient auch er sich der Allegorie und der erdichteten Bildersprache, um den Sinn dessen anschaulich auszudrücken, was ihm in Begriffe zu kleiden nicht genügt oder unmöglich ist. Erdichtete Decorationen zur Darlegung mystischer Gedanken sind daher nichts Seltenes; allein bei Dante ist schwer festzustellen, wieweit die erfundene Höllen- und Himmelsdecoration blosse dichterische Coulissenarbeit sein und wieweit sie in verschiedenen Zügen auf buchstäblichen Glauben Anspruch machen soll. Dante musste sein eignes Geschöpf, soweit er es wirklich selbst gemacht hatte, doch wohl als eignes kennen, und insoweit konnte er nicht an seine eignen Erdichtungen glauben. Dagegen lag den willkürlichen Variationen der Scenerie doch immerhin etwas zu Grunde, was im Danteschen Glauben als wirklich seiend angenommen wurde. Da sich aber beide Bestandtheile ohne Unterscheidung vermischt finden, so liegt in dieser gleichheitlichen Behandlung von bewusst eigner Erfindung und wirklich Geglaubtem eine Unwahrheit, die weder mit irgend einer erlaubten dichterischen Freiheit noch mit irgend welchen dichterischen Präcedenzfällen entschuldigt werden sollte.

Wo sich das Christenthum im Reiche höherer Bildung noch ein wenig behauptet hat, da ist dies gewöhnlich durch Unterschiebungen eines allegorisch mystischen Sinnes geschehen. Die Allegorie sagt thatsächlich etwas Anderes, als was für den ihren zweiten Sinn Begreifenden gemeint ist. Sie ist die Zweideutigkeit selbst und daher mit klarer und entschiedener Wahrheit nur übel vereinbar. Wahrhafter kann ein Gleichniss sein, welches ausgesprochenermaassen nur als Gleichniss gegeben und von vornherein als Einkleidung eines begrifflichen Sinnes hingestellt wird. Bei der Allegorie wird aber die Zweideutigkeit noch zur fast völligen Unbestimmtheit und beliebigen Vieldeutigkeit erweitert, indem sich nur selten bestimmter sehen lässt, wie sich der zweite Sinn abgegrenzt finden soll. Die Allegorie in Sachen der Religion ist daher ihrer Natur nach vom Wesen des Truges. Sie ist das Mittel, in mehr oder minder gestaltlosen Nebeln zu verbleiben, wo der Ernst der directen und klaren Wahrheit eine bestimmte Entscheidung in festen Begriffen mit Ja oder Nein erfordert. So schleppen sich noch heute in sogenannten philosophischen Systemen derartige Umnebelungs- und Trugmittel fort, um die Gebildeten oder, besser gesagt, die Verbildeten zu

täuschen. Diesem armseligen philosophastrischen Zeug gegenüber ist es verhältnissmässig erfrischend, an Dante ein wirklich bedeutendes Beispiel echt mittelalterlichen Schlages vor sich zu haben und bei ihm zu sehen, was der Zwitter von Allegorie und buchstäblichem Glauben zu leisten oder vielmehr anzurichten vermag. Auch unter den Händen eines grossen Dichters geräth diese Geistesspeise durch und durch ungesund, wie denn aller Doppelsinn, dessen einer Theil auf die Masse und dessen anderer Theil auf Einsichtigere berechnet ist, schädlich wirkt. Er giebt nicht eine doppelte Wahrheit, sondern eine doppelte Unwahrheit, betrügt die Einen handgreiflich und lässt die Andern zusehen, wie sie sich in dem Untergrunde und Sumpf von palpabeln Lügen selbst einige Körnchen eingemischter, ziemlich unkenntlicher Wahrheit herausfinden mögen. Vielleicht ist die Mutter des meisten Religionstruges ursprünglich die Allegorie gewesen und aus ihr ein grosser Theil des buchstäblichen Glaubens durch stumpf autoritäre Aufnahme und Geltendmachung entstanden. Wenigstens kann im Uebrigen der Gespenster- und Götterglaube nur auf Halucinationen, Sinnestäuschungen und deren naturwüchsig falsche Auslegungen zurückgeführt werden. Die Annahme einer weniger als kinderhaften Hirnbeschaffenheit der ältesten Menschheit, dergestalt, dass die Dinge sich wie im Hirn von Fieberkranken haltungslos und verworren umgetrieben hätten, ist nicht zulässig. Man muss voraussetzen, dass die Menschen zu den verschiedensten Zeiten wesentlich wie wir im Stande gewesen sind, die wirklichen und alltäglichen Vorgänge wahrzunehmen und sich mit ihnen auch bald so ziemlich vertraut zu machen. Die Einmischung des Eingebildeten hat selbst ihre Naturgesetze und reicht nicht soweit, um den naiven Völkersinn von selbst so zu desorientiren, wie es durch das autoritative Auflügen von Märchen, die mehr als Märchen sein sollten, geschehen konnte.

6. Für den Zusammenhang unserer Darstellung der Entstehung der modernen Situation musste von Dante mehr gesagt werden, als der Werth seines Werks für die der Religion entwachsenen Zeiten an sich selbst mit sich gebracht hätte. Dem italienischen Hauptdichter gegenüber sieht es auf den ersten Anschein hinkend aus, wenn man mit seiner Höllen- und Himmelszeichnung ein wirkliches Epos, das deutsche Nibelungenlied, in Vergleichung bringen will. Das annähernde Zusammentreffen der Jahrhunderte forderte jedoch hiezu auf. Es ist eben kennzeichnend, dass der Italiener um 1300 ganz und gar sammt seiner Liebe in Religion und zwar fremder, von

Palästina stammender Religion aufgeht, während im 12. Jahrhundert, also, im Grossen gerechnet, ungefähr um dieselbe Zeitperiode, der Deutsche über das Menschenleben nicht etwa blos naiver, sondern auch wirklich natürlicher dichtet. In Beziehung auf die Religion hat das Nibelungenlied in der That etwas Befriedigendes. Es ist davon so gut wie frei; denn seine Helden und überhaupt seine Menschen gelangen entweder gar nicht oder nur ganz nebenbei und äusserlich dazu, sich, sei es in einer christlichen Kirche oder überhaupt bei einem Cultus, sehen zu lassen. Sie sterben auf natürliche Weise ohne jenseitige Gedanken und bringen auch im Leben bei ihren Handlungen keine Redensarten an, die auch nur entfernt eine Aehnlichkeit mit Gebeten hätten. Nur ausnahmsweise ist von einer Kirche und etwa von einem Einzuge in eine solche die Rede, wie gelegentlich der Beisetzung Siegfrieds. Allein auch dies macht sich so, dass für die Menschen des Nibelungenlieds die Kirchen- und Pfaffenwelt als eine ganz andere, fremde und ausserhalb des eigentlichen Lebensbereiches gelegene seitab dasteht, ohne innere Theilnahme zu erregen. Das Nibelungenlied hat in Rücksicht auf Religion einen Vorzug sogar vor den Homerischen Dichtungen; wie es denn vor diesen, abgesehen von seinem Nachstehen in der schönen Form, auch noch andere, namentlich sittliche Eigenschaften voraushat. In den Homerischen Gesängen ist das ganze Götterwesen der Griechen noch im Spiele; im Bereich der Nibelungendichtung sind die germanischen Götter abgesetzt, und was sich an neuen christlichen Göttern an ihre Stelle drängt, ist in dem Sinn und Gemüth der Menschen noch keineswegs als eingesetzt zu betrachten. So entsteht eine Episode der Freiheit von Göttern, ja eigentlich von Religion, und wenn diese Freiheit in ihrer Ausgeprägtheit auch nur dem Gedicht angehört, so ist sie doch eben in diesem Geisteserzeugniss werthvoll. Der oder die Dichter des Nibelungenliedes hatten mit ihrem Gegenstande eine Zeit vor sich, in welcher die angestammten Götter verdrängt, die äusserlich aufgedrungenen aber nicht innerlich aufgenommen und zueigengemacht waren. Ueberdies dichteten sie in einer spätern Zeit, in welcher sie die alten Götter nicht vorbringen durften, während ihnen theils der ältere Gegenstand, theils ihre eigne Neigung verbot, die neuen fremden Götter als vollendete Thatsachen ins Spiel zu bringen.

Was von der germanischen und nordischen Sage bleibt, ist eigentlicher Märchenstoff, wie eine unsichtbar machende Kappe, riesige Kräfte, ein Schwert mit besondern Eigenschaften, Zwerge,

Drachen u. dgl. Diese Stücke märchenhaften Aberglaubens sind aber keine Mythologie im Sinne von Göttereinbildungen. Es sind nur die menschlichen Dinge, die an und bei den Menschen selbst in der Phantasie über die Wirklichkeit hinauswachsen und sich mit allerlei Zauber d. h. mit wunderbaren oder vielmehr unmöglichen Eigenschaften vergesellschaftet finden. Derartiges berührt nicht anders als ein eigentliches Kindermärchen. Stellt man sich aber vor, dass die erwachsene Welt einmal wenigstens zum Theil daran geglaubt und jene Geschichten ernst genommen habe, so ist alle solche Aberglaubensphantastik doch bei Weitem nicht so lästig und schädlich, wie der eigentliche Götterglaube. In der fraglichen Art von phantastischen Ausschweifungen findet sich doch nur das Menschliche und zwar als Menschliches in das Unmögliche gesteigert oder mit dem Unmöglichen verknüpft. Die Erweiterung des Menschlichen in das Grosse wird wenigstens nicht zum eigentlich Uebermenschlichen und führt nicht zu Göttern, die über den Menschen ständen. Es sind selbst Menschen, welche jene abnormen Eigenschaften haben, seien es nun Riesen oder Zwerge. Sie lassen sich ein und kämpfen mit sonstigen Menschen als mit wesentlich Ihresgleichen, von denen sie sich nur in der besondern Ausstattung mit diesen oder jenen Kräften unterscheiden. Das ist noch eine einheitliche Welt, soviel sie auch vom Märchenaberglauben durchwoben sein möge. Dies ist noch immer Natur und Wirklichkeit, wenn auch eine durch die irregegangene Phantasie entstellte Wirklichkeit. Gänzlich anders nimmt sich bereits die Sache aus, wo der Schritt über die Menschenwelt empor zu Götterwesen gethan ist, mögen diese Götterwesen auch noch so sehr nach dem Bilde der Menschen geschaffen sein. In diesem Falle besteht eine übernatürliche Herrschaft über den Menschen, und wenn auch die germanisch nordische Urreligion nicht frei davon ist, so hat doch wenigstens das Nibelungenlied aus den angegebenen Gründen nichts Derartiges in sich aufzunehmen gehabt.

Das Reich des Aberglaubens und zumal derjenigen Art desselben, welche Religion heisst, ist gar weit. Man würde, wenn man in solche Gegenstände, wie sie für Dante die Hauptsache bildeten, sich eingehender einliesse, aus dieser Hölle von himmlischem oder nichthimmlischem Lug, Trug und Phantastik erst allzu spät wieder den Ausgang finden. Weniger breit ausgelegt als die mittelalterlichen Hemmungen sind die positiven Keime des Bessern. Wenn sich nun hievon auch dürftige Fäserchen selbst bei Dante finden, so ist doch der Hauptnerv der germanische Völkercharakter, und

dieser muss da blosgelegt werden, wo er am wenigsten mit Fremdartigem vermischt ist. Das Nibelungengedicht bietet für diesen Zweck einige Anknüpfungspunkte, während bei Dante der gute Zug, nämlich der moralische Ernst, eine Haltung hat, der man den übernatürlichen und darum auch nicht natürlich und nicht ungezwungen genug gerathenden Typus nur allzu bald ansieht. Es ist in Dantes Würde etwas künstlich Getriebenes; sein Pathos ist kein natürliches und kann es nicht sein, da alle Dinge und Verhältnisse, einschliesslich der edlen und hohen Art von Liebe, religionsmässig verschroben und zum Bestandtheil einer jenseitig theils verhimmelten, theils höllisirten Welt herabgewürdigt sind.

Die Wahrheit stammt in erster Linie aus dem Willen, wahr zu sein, und erst in zweiter aus den sonstigen Anlagen zum Erkennen. Die Wahrheit stammt also wesentlich aus dem Charakter und demgemäss, wo es sich um Völker handelt, aus dem Völkercharakter. Treffen wir also in den sittlichen Eigenschaften auf mehr Treue oder Gerechtigkeit, so liegt hierin schon die Bürgschaft, dass, sobald nur die Verstandesfähigkeiten zureichend vorhanden und entwickelt sind, auch die Vorstellungen über Welt und Leben wahrere sein werden. Völker und Racen, die im Punkte der Wahrhaftigkeit in gerechtem Verruf stehen, wären schon aus diesem Grunde, also auch wenn ihr Verstand nicht so phantastisch quer und schief liefe, unfähig, die Menschheit auf die Bahn der Wahrheit zu bringen. Solche Völker und Racen können ihre geistigen Verschrobenheiten ansteckend verbreiten, gleichwie leiblich Krankheiten und Pest von Völkerelementen ausgehen, die den angesteckten in der Körperverfassung wahrlich nicht überlegen sind. Aus der Verbreitung des Schlechten hat man daher nicht auf Kraft und Ueberlegenheit Derjenigen zu schliessen, die ursprünglich damit behaftet sind und es Andern nur angesteckt haben. Hienach hat man alle semitischen Religionen, einschliesslich des thatsächlichen Christenthums, als Charaktererzeugnisse zu beurtheilen, nämlich als einem Völkercharakter entsprossen, der seiner Natur nach in hohem Grade unfähig gerathen ist, wahr zu sein und wirkliches Wissen, gleichviel welcher Art, zu schaffen.

7. Die einzige Spur von so etwas, was der Religion ähnlich sieht, ist in ein paar Redewendungen des Nibelungengedichts der Teufel. Dieser hat die Ehre, spärlich erwähnt und berücksichtigt zu werden, während ein Herrgott weder in Handlungen noch in Worten eine merkliche Rolle spielt. Für den Hauptbelden, den

eigentlichen Vertreter des germanischen Geistes, für den Held vom Niederland, d. h. von dem nördlicher gelegenen ebenen Lande, für Siegfried, existiren jene beiden Personnagen praktisch nicht. Die sonst hauptsächlich activen Personen des Gedichts sind Burgunder, also eine Art Franken. Zum grössten Theil stellen sie dem Haupthelden gegenüber das treulose Element dar. Unter ihnen ist der Hauptausbund von Bosheit und Verrätherei ein Mensch, der lange in der Fremde gewesen ist. Dieser, Namens Hagen, macht sich zum Werkzeug einer Fremden, der Brunhilde, und wird theils aus eigner Schlechtigkeit und neidischer Gesinnung, theils im Dienste der weiblichen Rancune der in ihrer Eitelkeit genirten Brunhilde, zum raffinirten Umgarner und feigen Meuchelmörder Siegfrieds. Der Umstand, dass jenes Subject, namentlich im zweiten Theil des Nibelungengedichts, gar zu sehr als Held, ja auf Seiten der Burgunder als Hauptheld gefeiert wird, wirft seine Schatten auf diesen Theil des Epos. Es erscheint beinahe unmöglich, dass beide Arten zu urtheilen, nämlich die, welche die Eigenschaften Siegfrieds preist, und die, welche das damit unverträgliche Gehaben Hagens ohne Anstossnahme verherrlicht, — dass beide Conceptionen und Gesinnungen aus derselben Quelle, geschweige von einem und demselben Dichter herstammen sollten. In dem fraglichen Punkte ist die sittliche Urtheilsart, die sich in einigen Stücken des Nibelungengedichts bekundet, noch schlechter als die der Odyssee, in welcher doch der Listheld par excellence gefeiert wird. Nach einem analogen gleich feigen Meuchelstück sieht man sich überhaupt bei Homer vergebens um und doch befindet man sich bei ihm im classischen Reich griechischen Charaktertruges und als Ideal gefeierter hellenischer Ränke. Wie löst sich nun dieser Widerspruch? Nur dadurch, dass man das Nibelungengedicht als ein Gesammterzeugniss betrachtet, ebenso wie man die Homerischen Gesänge nur als eine Collectivarbeit begreifen kann, an welcher Mehrere und zwar aus verschiedenen Culturperioden thätig gewesen sind. Im Nibelungengedicht werden sich auch verschiedene Stammesanschauungen vereinigt haben, vom Invidualcharakter der Bearbeiter und gleichsam Wiedererzähler der Erzählungen nicht zu reden. Hätte schliesslich ein einziger Dichter es fertig bekommen, das Ganze, wie es uns vorliegt, als etwas Einheitliches aus seinem eignen Geiste zu reproduciren, so müsste er seinem Stoff gegenüber selbst charakterlos gewesen sein. Dies mag jedoch auf sich beruhen bleiben. Die Einmischung der zweiten schlechteren Denkweise, die nicht mit der

Fähigkeit zum Siegfriedideal verträglich ist, mag auf Rechnung der Franken kommen, denen nicht wenig Romanisches eigen ist, und die in dieser Beziehung am germanischen Typus weit weniger theilhaben. Uebrigens sind sogar unter den im engern Sinne deutschen Stämmen die sittlichen Eigenschaften sehr verschieden vertheilt, und es giebt solche, bei denen ein sehr bemerkliches Maass von Hinterhaltigkeit, wie beispielsweise bei den eigentlichen Sachsen, bis auf die neuste Zeit zur Stammesgeschichte gehört hat. Es ist daher auch nur eine Bestätigung unseres Urtheils, dass in den alten Eddasagen der Meuchelmord Siegfrieds ebenfalls, aber doch nicht in gleich widerwärtiger Spielart, vorkommt. Die Verpflanzung auf den fränkischen Grund und Boden hat offenbar zum Raffinement nicht Weniges beigetragen.

Um so anmuthender ist es, in jenem wüsteren und anstössigen zweiten Theil unter dem Namen Rüdiger einen Helden anzutreffen, der auf seinen Eid bis zu dem Punkte hält, gegen die eigne Neigung Diejenigen zu bekämpfen, auf deren Seite er sonst gestanden hatte und auch ferner gestanden haben würde, wenn ihn die Pflicht der Treue nicht an Kriemhildens Sache gebunden hätte. Er findet in diesem guten Thun seinen Tod, und er ist unter den Helden fast die einzige erfreuliche Erscheinung des fraglichen zweiten Epos, welches von Kriemhildens Rache erzählt. Diese Rache ist eine völlig begründete und soll die Gerechtigkeit für Siegfried sein. Sie gelingt aber nur, indem sie Alles sammt ihren Trägern vernichtet und auch speciell Kriemhilden mitzerfleischt. Derartige Gestaltungen fallen gar sehr gegen den gesundern sittlichen Sinn des ersten Theils ab und deuten auf Verzerrungen dessen, was im reinen germanischen Nationalcharakter und Volksurtheil anders angelegt sein musste. Trotz Alledem ist aber die ganze Ueberlieferung des Nibelungengedichts in vielen wesentlichen Zügen als ein Zeugniss auch für die deutschen Charakterelemente anzusehen. Treue und Gemüth sind dort wenigstens zu finden, während man das Entsprechende in den Homerischen Gesängen vergebens sucht, von den Ueberlieferungen schlechterer Völker gar nicht zu reden.

Die Jahrhunderte seit dem Nibelungengedicht haben unsere Sprache so verändert und entwickelt, dass man jenes, um es dem heutigen Geschlecht verständlich zu machen, hat in das Neudeutsche übersetzen müssen. Die Zeit seit Dante ist nicht viel kürzer; aber die Sprache der Italiener ist nicht in gleicher Weise verändert. Dieser Unterschied kommt daher, dass wir Deutsche im 12. Jahr-

hundert noch weniger entwickelt waren und daher auch die naive Gestalt eines eigentlichen Epos haben konnten. Unter solchen Umständen ist aber auch alles Uebrige noch verhältnissmässig naiv, während das Stück poetisch-scholastischer Theologie Dantes, welches herkömmlich „Göttliche Komödie“ heisst, bereits viel Uebercultur und Raffinement, namentlich aber eine grosse Häufung von künstlicher Unbildung voraussetzt. Wie natürlich und einfach erscheint im deutschen Heldengedicht nicht die Liebe! Freilich ermangelt sie noch der zweifelhaften Fähigkeit, sich selbst zu bespiegeln und ihre Gefühle auf dem Präsentirteller vorzusetzen. Sie secirt sich noch nicht selbst, und das ist sicherlich kein Mangel, wenn es auch immerhin als grössere Vollkommenheit gelten mag, ein reicheres Bewusstsein zu hegen und äussern zu können. Letztere Fähigkeit, die stets späteren Epochen der Völker angehört, ist aber nicht mit jener Verschrobenheit zu verwechseln, die sich als religiöse Liebesromantik mit und ohne Ritterthum einst nur allzu breitgemacht und auch uns noch einige die Natur verunstaltende Spuren hinterlassen hat.

Betrachtet man die hauptsächlichsten älteren Dichtwerke der Völker als Zusammensetzung aus noch älteren Sagen, so sind die ungleichartigen Mischungen und die Widersprüche darin nur zu begreiflich. Dichter, die einen in mancherlei Bestandtheilen überlieferten Stoff aufnehmen, verhalten sich nicht selten fast wie Träumende. Mindestens aber gleicht die traditionelle Mischung verschiedener Sagenkreise dem Durcheinander verschiedener Traumgespinnste. Bei solchen, gleichwie bei Kindereien, kann es auf die Einzelheiten von Varianten nur wenig ankommen. Für uns bleibt das Wesentliche der Charakter nebst der zugehörigen Denkweise. Dieser wird aber aus der Gesammtphysionomie erkannt, und es würde auch an dieser Erkenntniss wenig hindern, wenn wirklich und im eigentlichen Sinne des Worts nur lauter Träume zu Gebot ständen. Man gebe von einem Individuum nur eine Reihe von Träumen, und es wird sich für den Kenner meist hinreichend auf den Charakter des fraglichen Menschen schliessen lassen. Dasselbe gilt von einer Nation oder einer Race. Dem Traum steht der Fieberwahn oder irgend ein anderer Wahn nahezu gleich. Was sich also auch in den berühmten Literaturwerken beurkundet haben möge, seien es Wirklichkeiten oder fehlgreifende Phantasien, seien es gesunde oder kranke Vorstellungen, — immer werden Rückschlüsse auf die entsprechenden Einzelnen und Völkertypen zulässig

sein. Das Mittelalter ist in jeglichem Bereich eine Zeit des Wahns und des Aberglaubens, und man muss es daher anerkennen, dass man in einer deutschen Dichtung nur die angestammten volkswüchsigen Märchen, übrigens aber viel gesunde, im Sinne der Wirklichkeit gehaltene Lebensauffassung und Lebensbehandlung antrifft. Noch werthvoller aber ist es, dass diese Lebensbehandlung auch die Spuren naturwüchsiger Sittlichkeit mitenthält und daher wenigstens etwas vom germanischen Willen darstellt. Dieser ist der positive Keim, der sich durch alle Hemmungen durcharbeiten und dauernd durch kein Material der Verbildetheit, wie es bei Dante als Christenthum und Scholastik eine Rolle spielt, in der Entwicklung eingeschränkt, geschweige erstickt gehalten werden wird.

Zweites Capitel.

Hinwendung zum Alterthum.

1. In den spätern Jahrhunderten des Mittelalters entwickelte sich schon einigermaassen einige Selbständigkeit der neuern Völker, und es bereitete sich zunächst die Fähigkeit vor, von den Schriftwerken des classischen Alterthums einen selbständigen Gebrauch zu machen. Bereits das 12. Jahrhundert ist, wenn nicht ein Wendepunkt, so doch schon ein Ansatz zum Einlenken in freiere Bahnen. In diesem Jahrhundert ist bereits so etwas wie Rechtswissenschaft erwacht. Man hat die alten römischen Rechtsquellen hervorgesucht und glossirt sie. Diese allerdings zweideutige Weisheit, die den ersten und wichtigsten Universitäten, d. h. selbständigen und ziemlich frei organisirten Gesammtcorporationen von studirenden Männern, die sich um berühmte Gelehrte versammelten und diese sich als Lehrer gleichsam hielten, ihr Dasein gegeben hat, — diese freilich noch sklavische Weisheit mit ihrem Haften an den Pandectentexten hatte doch wenigstens das Gute, neben der Theologie noch eine andere Macht zur Geltung zu bringen. Von nun an wurden die juristisch Gebildeten die Concurrenten und Verdränger der Theologen in den Staatsämtern, und überhaupt hörte das Monopol der Theologen, als einziger und allein herrschender gelehrter Stand zu figuriren, allgemach auf. Die Denkweise der Juristen wurde, so sehr sie sich

auch noch immer mit Theologie und kirchlichen Gesichtspunkten gemischt fand, je länger desto mehr eine weltliche. Nicht blos der Gegenstand brachte dies mit sich, sondern die Hauptquelle, aus der man das sogenannte Wissenschaftliche des Privatrechts schöpfte, nämlich die eigentlichen Pandecten athmeten einen rein weltlichen Geist.

Das 13. Jahrhundert ist es übrigens auch, in welchem ein englischer Mönch Roger Bacon bereits zur Naturwissenschaft und Mathematik als den Hauptangelegenheiten des Wissens einlenkte, die Aristotelischen Schriften, zumal nach dem elenden Gebrauch, den man von ihnen machte, für schädlich und verbrennenswerth erklärte, und einen Reformplan der Lehre und Forschung entwarf, nach welchem die besser zu studirenden alten Sprachen das Mittel liefern sollten, das wirklich Gute aus dem Alterthum zu verstehen und zu benutzen. Dieser Plan ist ungefähr dasselbe gewesen, was sich in der thatsächlichen Geschichte nachher stückweise vollzogen hat. Nur sind die Thatsachen meistens und sogar in einigen Beziehungen bis heute hinter dem Programm und der bessern Meinung jenes natürlich und einfach denkenden Mönchs zurückgeblieben.

Solche Umstände und Anzeichen, wie die für das 12. und 13. Jahrhundert erwähnten, wären selbst nicht völlig begreiflich, wenn nicht schon die Völkerselbständigkeit, die durch den Religions- und Kircheneinfluss vormundschaftlich niedergehalten war, einige Annäherungen zum Erwachen gemacht gehabt hätte. Mit etwas mehr materieller Cultur, deren Entwicklung sich durch kein Christenthum ganz ersticken liess, musste sich auch einige selbständige Urtheilsfähigkeit einfinden. Jedoch nicht blos im Handel, sondern schon in den Kreuzzügen selbst hatten sich die Völker verschiedener Religionen berührt und andere Einrichtungen und Sitten kennen gelernt. Es bedurfte daher nur einer Vermehrung der innern und materiellen Cultur der damals maassgebenden unter den europäischen Völkern, um unter der Gunst grösseren Wohlstandes und eines vielverzweigten Verkehrs der gesellschaftlichen Gruppen die Vorbedingungen zu schaffen, unter denen auch im Geistigen das Erwachen zu einem gewissen Maass von Selbständigkeit erfolgen mochte. Die verschiedenen Nationalitäten mussten von Geschlecht zu Geschlecht ein wenig weiterkommen, und während das Alte durch die Zeit verwitterte, sich für sich selbst, wenn auch zunächst nur erst unzulänglich, so doch schon merklich regen lernen. Ein Zeuge hiefür ist sogar Dantes Verhalten selbst. Er giebt aus-

drückliche Rechenschaft, dass er seine Liebesdichtungen absichtlich nicht lateinisch, sondern in der Volkssprache gemacht habe. Wirklich muthet es uns sonderbar an, wenn wir hören, dass es nur einem besondern Entschlusse zu danken sei, dass Beatrice nicht in lateinischen Oden, sondern in italienischen Sonetten verherrlicht worden ist. Ein italienisches Mädchen lateinisch angesungen, — das wäre freilich für den Verstand und Geschmack, dessen sich die heutige Welt rühmt, eine sonderbare Troubadourschaft geworden. Indessen hat noch zur Zeit der Reformation, also mehr als ein paar Jahrhunderte später, selbst ein Ulrich von Hutten noch lateinisch gedichtet, und die Herrschaft der lateinischen Sprache im Gelehrtengebiet dauert für einige Wissenschaften noch bis heute fort. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben sogar Mathematiker auf deutschem Boden, wie der hannoversche Böotier Gauss und der Jude Jacobi, den Rückständigkeiten bis zu dem Punkte gehuldigt, dass sie ihre hauptsächlichsten Werke lateinisch und, nebenbei bemerkt, in einem erschrecklich schlechten Latein abfassten.

Die Befreiung der Völker zum Gebrauch ihrer eignen Sprache ist eine lange Arbeit gewesen, die sogar noch jetzt einige Ergänzungen erfordert. An dieser sprachlichen Emancipation, zu welcher für die eigentliche Wissenschaft sehr entschiedene Anfänge im Uebergange vom 16. zum 17. Jahrhundert gemacht wurden, erkennt man übrigens auch die Fortschritte der nationalen Selbständigkeit. Die fremde Sprache, welche nach und nach beseitigt werden musste, war das Lateinische und nicht etwa das Griechische. Der Gebrauch des Lateinischen hatte nicht etwa einen geistigen, sondern einen völlig brutalen Grund. Die römische Weltherrschaft hatte das Lateinische als Amtssprache und auch sonst weit verbreitet. Alsdann hatte die Kirche es wieder vom römischen Reich geerbt. Sie hatte an dessen Herrschaft angeknüpft und diese in geistlicher Weise, d. h. nach dem Vorbilde der jüdischen Theokratie, nachgeäfft. Das Lateinische war nun die Amts- und Ceremonialsprache der Priester, und daneben wurden von Alters her die Rechtsgeschäfte vielfach lateinisch aufgesetzt. Wenn das Volk vom Cultus, der lateinisch war, nichts verstand, so hat dies bis auf den heutigen Tag, wo von diesem Zustande noch Reste genug existiren und grundsätzlich der amtliche Verkehr der höhern katholischen Würdenträger zum erheblichen Theil in lateinischen Erlassen vor sich geht, — wenn also das Volk nichts verstand, so hat dies bis heute nichts zu bedeuten gehabt. War doch überhaupt alles Derartige nicht auf Verständniss,

sondern auf Nichtverständniss angelegt. Durch Augen und Ohren erregt und gestimmt zu werden, war genug. Dies konnten unverstandene Ceremonien und unverstandene Töne besser leisten, als verständliche. So etwas war ein Geheimniss mehr, welches die übrigen Geheimnisse noch verstärkte und überhaupt der Wirkung des Dunkeln und Verborgenen Vorschub leistete. Uebrigens haben sich auch noch anderwärts in der Welt, namentlich in Indien, abgestorbene Sprachen am längsten bei den religiösen Einrichtungen erhalten; überhaupt sind letztere schliesslich immer mit Allem, was nicht mehr Leben hat, am wahlverwandtesten verknüpft gewesen und geblieben.

2. Todte Sprachen eignen sich besonders dazu, als beschränkte Standessprachen den Geist der Ausschliesslichkeit, der Selbstsucht und des Betruges zu nähren. Priester, die sich unter sich in einer andern als der lebenden Volkssprache verständigen, bilden schon hiedurch eine Kaste und können ihren Trug sammt den zugehörigen Nebeln unter sich selbst ungenirt bereden, ja dies Bereden in einer ganzen Literatur ausüben, ohne dass die lebendige Gesellschaft davon Notiz nehmen oder etwa gar eine Controle üben kann. Was in dieser Hinsicht nun zuerst für die Priester gilt, spielt später für die Gelehrten eine noch wichtigere Rolle. Die Gelehrten sind thatsächlich von dem frühern Mittelalter her eine Art Auswuchs aus dem Priesterthum. Die ersten, freilich unsäglich dürftigen Gelehrten jener religiösen und unwissenden Zeiten waren Priester und Mönche. Ein Wenig schlechtes Klosterlatein, wenn auch mit der grössten sachlichen Unwissenheit gepaart, gab schon den Titel eines Gelehrten. In den lateinischen Rahmen wuchs nun alles andere spätere Gelehrtenthum auch dann hinein, wenn es sich ausnahmsweise nicht aus dem Priesterstande recrutirte. So blieb schon wegen der directen oder indirecten Abhängigkeit von der Kirche das Lateinische lange und, wie gesagt, in einzelnen Richtungen und Resten noch heut, die Gelehrtensprache. Die nationale Fremdheit dieser Sprache trug noch mehr, als es Scholastik und Verschultheit allein hätten zu Wege bringen können, zur Isolirung des Gelehrtenstandes bei. Dieser Stand wurde dadurch vollends den Nationalinteressen und überhaupt dem lebensvollen Dasein entfremdet. Es wurde auf diese Weise die volks- und gesellschaftsfeindliche Selbstsucht der gelehrten Classen genährt, — eine Selbstsucht, die heute, nachdem die alten Mittel ihrer Grossziehung zum Theil zu geschichtlich ziemlich todten Thatsachen geworden sind, auch ohne jene Hülfen fortwuchert. Sie

hat da, wo das Latein bereits etwas zurückgetreten ist, oft noch etwas Schlimmeres an die Stelle gesetzt, nämlich einen specifischen Gelehrtenjargon, der für die Gesellschaft womöglich noch unverständlicher ist, als eine abgelebte Sprache. Doch die Seiten heutiger Gelehrtenverderbniss gehören noch nicht in diese Schilderung des früheren Ganges der Dinge. Sie mussten nur als letzte Ausläufer bezeichnet werden.

Die sogenannte Renaissance brachte mit Allem, was von ihr sonst wiederbelebt wurde, auch leider die Ausgangspunkte einer neuen, später recht verderblich gewordenen Art von Gelehrsamkeit und Schulung mit sich, nämlich die classischen und sich humanistisch nennenden Studien und Lehrmittel. Ihrem Ursprung nach war die Zurückwendung zu den bessern Schriftwerken des Alterthums, namentlich zu denen der literarisch hervorragendsten Zeiten des Griechenthums, etwas unter den obwaltenden Umständen immerhin Vernünftiges. Auch war der leitende Gedanke dabei zuerst der natürliche und verständige, sich in der Wissenschaft sachlich zu belehren und in der sonstigen Literatur nach den Mustern im Sinne schöner Form und edlerer Menschlichkeit zu bilden. Man kam auf einen solchen Gedanken, weil man schon zu einem gewissen Maass von Selbständigkeit gereift war und das Alterthum nicht mehr in der sklavisch scholastischen Weise nach Maassgabe des kirchlich kanonisirten Aristoteles als erledigt gelten lassen wollte. Die neuern Völker waren eben schon weiter entwickelt, und es konnten unter ihnen daher auch Geistesregungen hervortreten, die nach vorläufigen Hülfsmitteln zur Bethätigung eigner Kräfte und zur vollständigeren Emancipation ausblickten. In der That musste man erst sehen und empfinden lernen, was die Menschheit durch die Griechen in Wissenschaft und Kunst bereits geleistet hatte, ehe man an weitere eigne Schöpfungen ging. Man hätte sich viele unnütze Mühe gemacht, ja wäre vielleicht vorläufig noch vielfach im Unfruchtbaren oder Verkehrten steckengeblieben, wenn man die Fingerzeige hätte verschmähen wollen, die sich aus der Hinterlassenschaft des classischen Alterthums gewinnen liessen. Wenn man dabei zuerst den Weg durch das Lateinische nahm und erst in zweiter Linie zum Griechischen als der ursprünglicheren und besseren Quelle vordrang, so ist das nach dem früher Gesagten nur zu begreiflich. Für das Lateinische lagen die Anknüpfungspunkte in der überlieferten Priester- und Gelehrtensprache vor, während das Griechische erst neu und zwar vermöge rein theoretischer Interessen als Studien-

gegenstand der Gelehrten eingeführt werden musste. Dieses Verhältniss ist von vornherein auch äusserlich daran erkennbar gewesen, dass man die griechischen Werke der Regel nach mit nebenstehenden lateinischen Uebersetzungen druckte, — eine Gewohnheit, die auch heute noch in ziemlichem Umfange fortbesteht. Wie sich aber auch im Laufe der Jahrhunderte und an einzelnen Orten der Unterricht im Griechischen minder oder mehr eingebürgert hat, — von einem geläufigen und leichten Verständniss des Griechischen ist selbst bei den eigentlichen Sprachgelehrten - bis auf den heutigen Tag in der Literatur nie allzuviel zu verspüren gewesen. Völlig anders hat es sich mit dem Lateinischen verhalten, welches man in classischer Nachahmung sprechen und schreiben, und worin man auch entsprechende Dichtungen fabriciren lernte. Demgemäss ist es auch nicht zu verwundern, dass der Weg zu dem Bessern des Alterthums für die Leute der Literatur durch das Römerthum ging, ja dass sich bis in das 18. Jahrhundert hinein noch äusserst falsche Werthschätzungen der classischen römischen Dichter, namentlich eines Virgil, in Umlauf setzten. Wenn um 1300 für einen Dante ausdrücklich Virgil der Führer, und zwar nicht blos in der höllischen Unterwelt, war, sondern auch von Dante überhaupt als sein Meister angesehen wurde, so ist daran nichts zu verwundern. Wenn aber noch im 18. Jahrhundert überall unter den Literatoren, und grade unter den allgemein hervorragendsten, kein Verständniss für die Kluft zwischen den nachahmenden römischen und den originären griechischen Schriftstellern vorhanden ist, so mag man hieraus erkennen, wie langsam sich das Urtheil, welches in vereinzelten Fällen auch früher schon das Richtige traf, zur maassgebenden Meinung entwickelt.

3. Wo man in eigentlicher Wissenschaft bei den bessern Erzeugnissen der Griechen nur Ausgangspunkte suchte, um von diesen mit eignen Kräften fortzuschreiten, da ging es vernünftig her. Wenn um ungefähr 1600 ein Galilei die bedeutendste mathematische und statische Hinterlassenschaft des griechischen Alterthums, die Archimedischen Schriften, schätzte und daraus Kenntnisse und Anregungen entnahm, die ihm auf seinen eignen - weit originaleren - Bahnen eine erste Unterstützung verschafften, wenn sie auch - auf das wirklich Neue hin - durchaus keine Wegweiser waren, so ist an einer solchen Verhaltungsart zu den antiken Resten nichts auszusetzen. Auch heute ist in diesem Sinne noch nicht Alles erledigt, und es wird für gleichermaassen schöpferische - wie prüfende - Geister auch in der

Zukunft noch manche Verstärkung oder Anregung der eignen Fähigkeiten aus noch unbeachteten Wendungen und Gesichtspunkten alter Forscher zu entnehmen sein. Damit soll natürlich nicht im Entferntesten der Fortdauer des classischen Unterrichts als eines allgemeinen Bildungsmittels das Wort geredet sein. Mit dieser Art Schule, die nun seit den Zeiten des classischen Humanismus ungefähr vier Jahrhunderte gedauert hat, muss es ein Ende nehmen; denn die Schülerschaft bei den Alten ist nicht blos viel zu lange ausgedehnt worden, sondern hat auch grade in Beziehung auf die antike Schriftstellerei und Belletristik nach den ersten Regungen des Humanismus eine Entartung erfahren, die sie schliesslich zu etwas Mumienhaftem werden liess. Heute ist das Treiben mit den lateinischen und griechischen Schriftstellern in den Schulen bezüglich des wirklichen Lebensgehalts des Alterthums ganz schaal und reines Todtenwerk; denn die grammatische Turnerei ist fast der einzige Gegenstand der Aufmerksamkeit. Den Weg zu dieser heutigen Gräberstätte des Geistes hat seit Jahrhunderten die Philologie geebnet, die nach den ursprünglichen und damals noch freien Regungen des Humanismus immer mehr den Kern verlor und nur die Schale in der Hand behielt. Diese gelehrte Schale hat aber der lebendigen Literatur noch nie genützt, sondern stets geschadet. Ueberhaupt ist die Gelehrsamkeit nicht blos ein Gegensatz zur Wissenschaft, sondern auch zur Kunst. Sie ist mit Natürlichkeit der Dichtung nicht verträglich, und schon der Ausdruck gelehrte Dichtung deutet etwas Ungehöriges an. Dennoch war der grosse Dichter Dante in einem gewissen Maass gelehrter Dichter, und dies thut seiner Grösse, die ohnedies weit bedeutender hervortreten würde, grossen Eintrag. Die Verwebung seiner scholastischen Gelehrsamkeit, einschliesslich sogar von etwas scholastischer und mystischer Mathematik, in seine Höllen- und Himmelsdichtung macht auf Verstand und Gemüth einen üblen Eindruck. Aber auch in spätern Jahrhunderten, als man an die antike Quelle selbst herangetreten war, gerieth man oft genug dadurch in Unnatur, dass man das Neue, was man machte, gradezu mit den antiken Utensilien ausstattete, und auch so etwas verdient offenbar den Scheltnamen gelehrte Dichtung. Nicht da, wo man zuerst noch in der ursprünglichen Aufwallung des Humanismus lateinische Verse machte, war der gefährlichste Fehlgriff, sondern da, wo noch spät, wie sogar in nicht unerheblichem Maass seitens der beiden grössten classischdeutschen Dichter, Reminiscenzen und Elemente des Antiken un-

mittelbar und gleichsam wie aus der Gelehrtenschule in die moderne Poesie übernommen wurden.

Doch wir wollen nicht vorgreifen und nicht die üblen, - wenn auch mit guten Zügen gemischten - Einflüsse des Alterthums auf die neuere, namentlich aber die deutsche Dichtung und Literatur bereits hier erörtern. Jene erste Wendung der wiederauflebenden Jahrhunderte selbst ist das zunächst Interessirende. In dieser Hinsicht kann man nun sagen, dass die Völker, auf denen bis dahin die Erbschaft einer verdorbenen Cultur-und des ihr zugesellten palästinensischen Trugs-gedrückt hatte, nun dazu gelangten, in einigen der höhern Gesellschaftsschichten mit etwas verhältnissmässig besser Menschlichem bekannt zu werden. Es war nicht mehr die letzte Verwesungsstätte des römischen Kaiser- und Pöbelreichs, die Ansteckerin von Einrichtungen und Ideen verkommener Art, unter deren Einfluss man nunmehr ausschliesslich verblieben wäre; — auch war es nicht mehr jene Verwandlung des Griechischen in das Byzantinische, deren fauliger Einwirkung man sich nicht mehr hätte erwehren können; vielmehr leitete die neue Kunde zu den bessern Lebensepochen der todten Völker zurück. Wie die verkommenen Griechen und Römer selbst, wenn sie etwas Gesunderes und Gescheuteres sehen wollten, den Blick auf ihre eigne Vergangenheit richten mussten, so kam man nun auch unter den neuern Völkern dahin, sich von den Leichnamen der Nationen, die einst sozusagen classisch gelebt hatten, zu deren lebensvollen und inhaltreichen Zeitaltern zurückzuwenden. Zunächst war es die Literatur und später waren es auch die durch diese Literatur bezeugten Thaten, mit denen man sich als mit Vorbildern befasste. Bis in die grosse französische Revolution hinein und von dieser her wiederum noch weiter wirkte schliesslich die Vorbildlichkeit griechischer und römischer Freiheit und Tüchtigkeit. Warum aber war dieser Umweg des Geistes erforderlich? Weil die neuern Völker mit ihren frischen Kräften zunächst von der Sumpfluft der alten Civilisationen angeweht und, was noch üblere Folgen hatte, in den religiösen Bann des Asiatismus gerathen waren.

Die classische Welt einst lebensvoller Völker war im Asiatismus zuerst politisch und dann auch religiös gleichsam bei lebendigem Leibe begraben worden. Die Griechen waren - schon unter der Alexandrisirung - stark gesunken und, was das Aergste war, durch Versetzung mit asiatischen Sklavenelementen auch in der Bevölkerung denationalisirt worden. Die Römer gingen schliesslich denselben

Weg; nur nahmen die Dinge hier einen noch grössern Maassstab an und begannen damit, dass man sich zuerst die verdorbenen Griechen gleichsam ansteckte und erst durch diese Vermittlung hindurch binnen einer Reihe von Jahrhunderten fast vollends auf den asiatischen Standpunkt herunterkam, nachdem man ein gut Stück Asien sich zuerst äusserlich einverleibt und dann innerlich als Gift in den Adern der eignen Gesellschaft hatte umtreiben lassen. Die auf diese Weise ihrer Eigenthümlichkeit entkleideten antiken Völker waren bereits zu schwach und greisenhaft gewesen, um aus der blossen Erinnerung an ihre bessere Vergangenheit noch selbst erhebliche Kraft schöpfen zu können. Vielmehr war diese Erinnerung mitentstellt, ja mit dem thatsächlich Bessern beinahe mitbegraben worden. An eine geistige Aufrichtung war nicht mehr zu denken. Die Wellen des Asiatismus schlugen über den classischen Todtenresten zusammen, und eine Art von Dalailamathum etablirte sich auf diesem Todtenacker, um die niedrigen Menschen, die dort hausten, entsprechend deren niedrigem Sinn, in geistiger Despotie zusammenzuschweissen und tributpflichtig zu machen. Wohl aber vermochten die frischen neueren Völker, obwohl sie in dieses Chaos hineingeriethen, doch, wenn auch erst spät, vermöge ihrer noch gesunden Anlagen ein Verständniss für jenen bessern Theil des Alterthums zu gewinnen, der dem abgelebten Theil eben dieses Alterthums fremd geworden war. Die alten Völker waren todt; ihre Krankheiten und ihre Versumpfungszeiten hatten kein Interesse; aber ihre jugendlichen und rüstigsten Lebensalter hatten sich in Schriftwerken, Bildsäulen und Denkmälern bekundet und noch hinreichende Spuren hinterlassen, um einst von ebenfalls rüstigen Völkern wieder begriffen zu werden. Wenn sich also die neuern Nationen nach und nach den besten Geisteszügen zugewendet haben, die sie im Alterthum aufzufinden vermochten, so haben sie hiemit das eigne bessere Wesen geltend gemacht. Sie haben das gethan, was die verweste alte Welt selbst nicht konnte; sie haben sich damit von dem asiatischen und besonders von dem palästinensischen Ueberzug zu reinigen angefangen und haben im Geiste wieder etwas besser Menschliches wachgerufen. Haben sie hiemit auch noch nicht unmittelbar die innersten Ideale des eignen Völkergeistes zur Geltung gebracht, so haben sie doch wenigstens etwas mit dem Schutt aufgeräumt, der sich theils im verderbten Alterthum selbst, theils im Mittelalter über Hellenismus und älterem gesunden Römerthum gelagert hatte. Die bedeutenden antiken Völker sind gleich grossen

Persönlichkeiten auf jene Weise Muster geworden, nach denen man, in vorläufiger Ermangelung eigner geistiger Mündigkeit oder gar reifer Grösse, die noch unentwickelten Anlagen zu gestalten gesucht hat.

4. In dem angegebenen Sinne ist freilich der gelehrte Theil der Wiedererweckung des Alterthums nur sehr unvollkommen verlaufen oder hat auch wohl als ertödtende Pedanterie und Strohdrescherei zum graden Gegentheil geführt. Das geht aber den festen und weiterführenden Gang der lebendigen Sache wenig an. Wo die Völker vom Alterthum wirklich gelernt haben, was sie unmittelbar bei sich selbst und auf kürzere Weise nicht haben konnten, da ist jener Umweg durch die todte Literatur kein Abweg gewesen. Ja es ist sogar in dieser Richtung noch heute und in Zukunft mancher Vortheil in Aussicht; aber dieser Gewinn hängt nicht im Entferntesten an einer Schülerdrillung in Griechisch und Latein, sondern wird sich im Gegentheil erst voller herausstellen, wenn jene Drillverkehrtheit abgethan und das Entnehmen von Anregungen aus dem Alterthum ausschliesslich denen überlassen bleibt, die sich der Sache wegen dorthin wenden. Diese werden auch die Mittel zum Zweck zu finden und sich die äusserlichen Kenntnisse zu erwerben wissen, die zu jenen Geistesquellen führen. Zu diesem Behuf ist es nicht nöthig, ganze gebildete Stände der heutigen Nationen in todten Sprachübungen verkommen zu lassen. Gelehrte Kenntnisse können aber auch bei Solchen, die wirklich nach Anregungen aus dem Alterthum ausblicken, nicht selbst Zweck sein, sondern nur als lästiges und unvermeidliches Mittel zum Zweck gelten. In den verbildeten und verschulten Zuständen wird aber dieser Sachverhalt umgekehrt und das Mittel zum Zweck gemacht, während die Hauptsache ganz verloren geht. Derartiges ist handgreiflich in allen höhern Geistesinstituten, die heute noch in irgend welchem Zusammenhang mit sogenannter classischer Bildung stehen wollen oder auch nur unwillkürlich und indirect stehen.

Nicht um die alte Literatur zu beleben und etwa dauernd immer wieder von Neuem auf sich wirken zu lassen, sind die neuern Völker Gäste des antiken Geistes geworden. Der Trieb in den modernen Völkern, oder vielmehr in denen, welche sich noch erst zu modernisiren hatten, richtete sich unwillkürlich auf Einverleibung alles dessen, was mit den eignen Anlagen stimmte. Alles Uebrige musste schliesslich wieder abgewiesen werden, wenn es auch eine Zeit lang missverständlich einen Platz in den Behausungen

des neuern Geistes angewiesen erhalten hatte. Kenntnisse zu gewinnen, Methoden und Formen zu erlernen, ästhetische Gestaltungen zu betrachten, — aber alles dies nur, um die eignen Kräfte gebrauchen zu lernen, war offenbar das natürliche Ziel der zum Alterthum hingewendeten Triebe. Die Gelehrsamkeit wurde nur nebenbei mit aufgezogen. Sie wurde das handwerksmässige Hülfsmittel und büsste jeden Zusammenhang mit dem lebendigen Geist der Sache ein, als sie sich als maassgebend für das allgemeine Unterrichtssystem von Staatswegen etablirte. Es ist ein sonderbarer Zufall gewesen, dass es nach dem Falle Constantinopels grade die von dort her vertriebenen und sozusagen von den Feldern des Byzantinismus kommenden Gelehrten griechischer Tradition sein mussten, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Italien dazu beitrugen, der freilich schon länger eingeleiteten literarischen Renaissance einen neuen Anstoss zu geben. Diese Seite der sogenannten Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften mahnt daran, auch den spätern Byzantinismus des europäischen Gelehrten- und Literatenthums nicht zu vergessen. Wie im eigentlichen Mittelalter Allem, was an Wissen streifte, durch die kirchliche Protection sofort der Todtenstempel aufgedrückt wurde, so hat in den neuern Jahrhunderten der Staat mit seinen geistigen Zwangseinrichtungen durchschnittlich eine ähnliche Rolle gespielt. Der Gelehrtenstand als körperschaftliches oder auch unmittelbar staatliches Beamtenthum ist bald verknöchert und hat die alte Unfreiheit, die ihm von seiner kirchlichen Unterthänigkeit anhaftete, mit einer neuen vertauscht. So sind chinesische Gelehrtenzustände erwachsen, und diesen ist es auch zu danken, dass der Cultus des Alterthums sich in ein auf der Gesellschaft lastendes Handwerk verwandelt findet. Bestrebungen, die ursprünglich einen Sinn hatten, wie das Studium alter Sprachen und Literaturen durch Einzelne, welche dieser Hülfsmittel für ihre höhern Zwecke bedurften, — solche unter Umständen berechtigte Bestrebungen wurden sinnlos verkehrt, indem man an ihre Stelle öffentliche Schuleinrichtungen setzte, in denen gelehrt wurde, was sämmtliche Schüler, vielleicht mit Ausnahme von einigen wenigen, nie brauchen und wovon sie auch sonst keine erkleckliche Förderung ihrer Geistesbildung haben konnten. Auf diese Weise entstand im Gegentheil ein tüchtiges Maass von der neuern Verschulung und Verbildung, und auf eben diesem Wege gerieth man in jenen verkünstelten Zustand, mit dessen Ungehörigkeit alle neuern Literaturen in ihren Durchschnittserzeugnissen sichtbar genug

behaftet sind. Dies ist nun freilich nur die chinesenhafte Frucht der Verstaatlichung und Unfreiheit des Bildungswesens. Die Völker und Gesellschaften selbst haben durch diese Verknöcherung unter staatlicher Protection nicht alles freie Leben eingebüsst, sondern sich noch immer einige Wege offengehalten.

5. Man denke in letzterer Beziehung nicht etwa an Nordamerika; denn wenn dieses auch einige europäisch-chinesenhafte Einrichtungen nicht hat, so läuft es doch mit dem Wenigen, was es an Geist aufzuweisen hat, noch vorzugsweise am Gängelbande europäischer Cultur und Literatur. Es erfährt indirect Einflüsse, die bei uns direct sichtbar auf der Hand liegen. Es hat zwar kein besonderes classisches System, welches den Cultus des Alterthums in den Vordergrund stellte und zu einer Haupteinrichtung machte; aber es zehrt von europäischen Ueberlieferungen und einem fortdauernden geistigen Import, der selber von dem bisher herrschenden Regime des europäischen Geistes gestempelt ist. Die Amerikaner mit ihrer mehr als englisch bornirten Autoritätssucht sind nicht die Leute, in Literatur und Kunst die Initiative zu ergreifen. Sie haben dies bisher nicht einmal in der höhern Wissenschaft vermocht und wirkliche Originalität nur nach den technischen Seiten derselben in einigen bedeutenden Entdeckungen und Erfindungen gezeigt. Sie stehen also noch bei naturwüchsigen und gleichsam naiven Anfängen, und wozu auch immerhin die verschiedenen auf dortigem Boden angepflanzten Bevölkerungen gelangen mögen, für heute haben sie in der eigentlichen Literatur kaum angefangen, zurechnungsfähig zu sein. Wenn also, wie vorher gesagt, noch freiere Wege offenstehen, so sind diese zuerst auf europäischem Boden zu bahnen. Hier, wo die anfängliche classische Wohlthat schliesslich zu einem classischen Alpdruck geworden, ist dieses classische Gespenst eben auch zu verscheuchen. Ein Gespenst war es in der That von vornherein; denn es war ein Todtengeist, der Geist todter Völker, der wieder umging. Die Wissenschaft stieg aus dem Grab empor, sagt Byron mit Recht. Aber in unserm Sinne war bei dieser Auferstehung eben auch ein Fehler; Kunst und Wissenschaft können und sollen, sobald man sie völlig streng und lebensvoll haben will, aus keinem Grabe hergeholt, sie dürfen nicht bei den Leichnamen, am wenigsten aber bei den Völkerleichnamen gesucht werden. Sie müssen aus dem frischen Eigenleben der grade im Dasein befindlichen Völker in eigenartiger Weise erzeugt werden, wenn auch immerhin Vieles daran eine Wiedererzeugung sein wird und zu-

nächst durch blosse Uebernahme der Ueberlieferung ersetzt werden kann.

Solange das Alterthum noch Mehr hat, als die frischen lebenden Völker, solange ist von Selbständigkeit nicht die Rede. Der Tod oder, besser gesagt, das Erlöschen, gilt nicht blos von den leiblichen Völkertypen, sondern auch von den geistigen. Es erinnert an mumienhafte Beisetzungen, wenn man künstlich den Anschein des Lebens in einer geistig abgestorbenen Vergangenheit verlängern will. Diese galvanischen Grimassen, zu denen es die Kunst an Leichnamen bringt, täuschen nicht. Sie haben auch keine Wirkung auf Andere und erregen nur widerwärtig. So verhält es sich denn auch mit allen Versuchen, neueren Völkern eine echte Theilnahme an den Nachahmungen und Echos antiker Gebilde abzugewinnen. Ja die antiken Hinterlassenschaften selbst sind keine lebendige Speise; sie gestatten nur das Anschauen todter Schönheit, die uns kalt lassen muss, weil sie im speciell Typischen nicht dasjenige vollere Leben hat, welches uns neuere Völker in einem abgeänderten Sinne bewegt.

Die Wissenschaft bleibe hier bei Seite; für sie war die Ausbeute aus dem Alterthum her noch am ehesten von Bedeutung, obwohl selten unmittelbar aus den besten Quellen, sondern meist nur aus Alterthumswerken bereits entarteter Epochen, wie namentlich der alexandrisirten, geschöpft werden konnte. Allein es konnte in diesem Gebiet beispielsweise eine bereits verschulte und geschraubte Fassung der Mathematik bezüglich des rein sachlichen Wissensgehalts nicht allzu viel schaden, und schliesslich muss man auch bezüglich der natürlichen Darstellungsform dahin kommen, durch jene Verkünstelungen hindurch die Spuren des früheren Besseren wahrzunehmen. Letzteres geschieht, sobald die Völker aus ihren eignen Anlagen den Sinn für die vollkommensten Darstellungsformen entwickelt haben. Derartiges kann nun aber in der eigentlichen Kunst und in der schönen Literatur nicht gleichermaassen in Frage kommen; denn hier sind nicht Kenntnisse und deren verstandesmässige Verknüpfungen der entscheidende Gegenstand. Es handelt sich hier nicht um das, was ein Volk weiss und an Wissen zu beweisen vermag, sondern um das, was ein Volk ist und was es kann. Die Schönheit lernt sich nicht, ausser wenn das eigne Wesen ohnedies auf sie angelegt ist und dementsprechend auch das Maass für sie in sich selbst trägt. Unter letzterer Voraussetzung lässt sich zur Hervorbringung der Schönheit technisch Manches lernen und der bereits ästhetisch angelegte Sinn durch

gute Muster ausbilden. Dies Alles ist aber nur Nebenwerk und kein Entnehmen der Hauptsache aus fremdem oder gar todtem Geist. Plumpheit wird nie durch Vorbilder des Gewandten zur Geschicklichkeit, und ebenso muss der Formensinn angestammt und angeboren, ja, um es drastisch zu sagen, durch eine Einrichtung in der menschlichen Maschinerie vorgebildet sein. Ungeschickte und schwerfällige Organe lassen sich mit einer plump gebauten Maschine vergleichen, deren Spiel keinen leichten und gefälligen Rhythmus haben kann, weil Alles daran ungefügig, obwohl noch grade so eingerichtet ist, dass ein solches Ding eben nothdürftig geht. Auf diese Weise verhält es sich mit Einzelmenschen und mit Nationen in Beziehung auf Kunst und Schönheit, sei es im Leben oder in Bildwerken und in der Literatur. Vom Gehalt soll hiebei noch nicht einmal die Rede sein. Die blosse Fähigkeit zum rein formell Schönen ist an sich Beispiel und Beweis genug. Was soll man also sonderlich davon erwarten, wenn Nationen sich darauf verlegen, mit Gewalt den Schönheitssinn von todten Völkern entleihen zu wollen? Ungleich verständiger ist es, die eigne Schönheitsanlage, soweit man sie hat, aus der Tiefe des angestammten Wesens heraufzuholen und den eignen Trieben gemäss zu entwickeln. Dabei mögen fremde Vorbilder in ein paar äusserlichen und allgemeinen Punkten einige Hülfe leisten; aber es ist verkehrt, sich statt dessen in eine fremde Welt, mit der man im individuellen Gepräge nicht aufrichtig harmoniren kann, hineinzuzwängen, ja nicht selten hineinzulügen. Was ist ein grosser Theil der Verherrlichung des Antiken Anderes gewesen, als eine solche Hineintäuschung des neueren Völkergeistes in einen Beifall, der sich für ihn nicht schickte? Nicht einmal das Formgepräge geschweige der Gehalt konnte überall zusagen oder gar anmuthen. Was sollten den Neueren beispielsweise Hexameter? Was sollten ihnen gar nach Horazischem Muster gebaute Oden mit einer Rhythmenarchitektonik, für die, auch wenn sie eine natürlichere Kunst athmete, als wirklich der Fall ist, die neuern Sprachen und der neuere Völkergeist nicht im Entferntesten geschaffen sind?

6. Man mag mit einem Stück von Recht über eine sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften aus dem Alterthum immerhin Geschichte schreiben; für die schöne Literatur und was ihr verwandt ist, wird man nur äusserst wenig Fassbares aufweisen können. Diese Thatsache entspricht auch der Wahrheit, dass sich blosses Wissen von Andern übernehmen, die Schönheit aber, selbst

Angesichts edler Muster, nur aus dem eignen Wesen und entsprechend diesem Wesen erzeugen lässt. Ein wirklich hervorragendes Kunstwerk der Literatur, welches im Sinne der antiken Schulung entstanden und ihr zu danken wäre, ist in der That nicht vorhanden und konnte auch nie entstehen. So etwas ist für alle Zeit eine ästhetische Unmöglichkeit; wir neuern Völker sind keine Griechen und dürfen auch keine sein wollen; denn durch letztere Velleität würden wir zu äusserlichen Nachahmern herabsinken und zugleich unsern innern Geist eignen Schlages einbüssen. Allerdings sind Mischungen entstanden; aber diese sind auch kein letztes Ideal, und der moderne Völkergeist muss über sie zu reineren Gebilden eigner Natur hinauswachsen. Jedoch selbst in jenen Mischungen zeigte sich nur da etwas Bedeutenderes, wo der neuere Völkergeist überwog und die classische Hülle nur wie ein leichtes Gewand umthat, übrigens aber dem eignen Wesen naturwüchsig treublieb. Die allerbesten Erscheinungen der neuern Jahrhunderte waren aber auch von jener Mischung wesentlich frei, wie namentlich die vorzüglichsten Werke von Cervantes und Shakespeare. Prosa und Poesie zeigten sich hier im verhältnissmässig grössten Maasse als auf dem Boden des neuern Völkercharakters erstanden. Der Classicismus hatte hier so gut wie keinen, ja nicht einmal einen formellen Einfluss. Im Gegentheil traten solche Werke nicht an der Hand des classischen Gespenstes, sondern ihm zum Trotz in das Leben. Es regte sich in ihnen das selbständige Nationalwesen und eine Emancipation zum eignen freien Kunstleben. Was aber diesen Schöpfungen, namentlich denen Shakespeares, noch romantisch vom monarchischen und christlichen Mittelalter her anhaftete, war durch den Sturm und Drang der sich ankündigenden modernen Zeiten bereits eingeschränkt. So können sie, obwohl sie theilweise Vertreter romantischer Züge, ja hiedurch die besten Beispiele für das Wesen der Romantik sind, doch auch schon als Wegweiser zu den Wegen des modernen Lebens gelten. Sie haben entscheidenden Gehalt und Werth, weil sie nicht ein mumienhaft erkünsteltes, sondern ein frisch gezeugtes Leben in sich tragen. Hat Shakespeare auch nicht jene ästhetische Glätte, wie man sie am Antiken rühmen kann, so hat er doch ein ungleich volleres Leben, als sich je in der ganzen Dramatik des Alterthums gefunden hat. Dies kommt daher, dass die neuern Völker überhaupt eines volleren Lebensbewusstseins fähig sind und reichhaltigere Gemüthsanlagen in die Schale zu werfen haben.

Doch genug von diesen vorweggenommenen grossen Beispielen, die später eine eingehende Untersuchung erfordern werden. Wir sind noch bei jenen ersten Schritten, mit denen der Cultus der todten Antike begann. Dieser Cultus war wenigstens eine Gegengabe gegen das palästinensische Gift, durch welches das Leben verleumdet und feindselig gegen sich selbst gekehrt, die Wissenschaft geächtet und die Kunst, wo überhaupt geduldet, in den Dienst des Absurden gepresst wurde. Die blosse Entnahme aber von antikem Ausputz hat nie viel zu bedeuten gehabt. Das ansehnlichste Beispiel hiefür liefert Tassos Hauptdichtung, das befreite Jerusalem. Dieses durch melodischen Fluss von Versen und Rhythmen moderner Art, (also nicht etwa durch die langgezogene Eintönigkeit von Hexametern,) getragene Epos ist der entscheidende Fall für das vom Dichter selbst ausgesprochene Bestreben, der höhern himmlischen Muse die Grazie der antiken zu Gute kommen zu lassen. Fast noch in einer etwas scheuen Weise gesteht Tasso selbst mit den einleitenden Versen ein, Schmuck und Zier vom antiken Parnass borgen zu wollen. Eine solche Ausstattung müsste nun freilich einer wirklich christlichen Muse wunderlich stehen, und die angeblich hohe Himmlische sollte sich in Wahrheit schämen, bei den alten Griechen ihre Toilette aufzubessern und ein wenig ästhetisch zurechtzustutzen. Indessen wer ist diese vermeintliche hohe Himmlische? Soweit sie von jüdischer Abstammung sein soll, darf sie nicht in Frage kommen; sie würde jede gute Gesellschaft verderben. Soweit sie aber dem Gemüth neuerer Völker entsprossen ist und deren Ideal unter dem falschen Rahmen und Namen des Christenthums ausgeprägt hat, bedarf sie der antiken Flitter zur Hebung ihrer Vorzüge wahrlich nicht. Sie bedarf nur des Wegwerfens der falschen, fremdreligiösen Kleider. Sie hat nur nöthig, sich vom palästinensischen Christenthum zu befreien, und sie wird auch ohne antike Ziererei auftreten können. Bei Tasso freilich mischt sich dies Alles, und eben darum ist er ein Beispiel für den haltungslosen Zustand, der entstehen musste, als der classische Duft dem übeln Judengeruch im europäischen Völkergeiste hinzugesellt wurde. Man bedenke, dass Angesichts des 16. Jahrhunderts noch ein Gegenstand, wie das aus den Händen der Ungläubigen zu befreiende Jerusalem, den Stoff für das Hauptbeispiel eines neueren Epos abgeben konnte, dass also eine dichterische Verherrlichung von Kreuzzügen, (verbunden mit Ansprüchen auf antike Grazie,) noch im Bereich der Möglichkeiten gelegen war! Jerusalem als eine heilige

Stätte und eine kriegerische Wallfahrt dahin, — Beides aber zugleich mit etwas antikem Farbenschimmer übergossen (und mit einem Streben nach einer gewissen Eleganz vorgeführt,) für welche die Alterthumsdichter zur Beisteuer herangezogen waren! Dazu noch ein tüchtig Stück mittelalterlicher Zauberromantik und ein Umtreiben in neuerer Liebe, (d. h. in solchen Gefühlen, wie sie weder dem classischen Leben bekannt, noch gar dem Christenjudenthum, geschweige dem Nationaljudenthum, je zugänglich oder auch nur verständlich gewesen waren.) Solche verschiedenartige Mischungen (zusammen mit der Ritterlichkeit neuerer Völker) mussten schon durch eine besondere Glättung (und ein ziemliches Maass formellen und sachlichen Dichtertalents) verschönert werden, um überhaupt geniessbar zu bleiben (und zwar auch dies nur für einen Standpunkt, der noch tief genug gelegen war, um den Doppelspuk von Christenthum und Alterthum zu ertragen.) Indessen auch diese beschränkte Art von Erträglichkeit würde nicht bestanden haben, wenn nicht ein gewisses Maass von Bestandtheilen des neuern Völkercharakters unwillkürlich in die Dichtung mit übergegangen wäre. Tasso war (durch sein katholisches Christenthum) nicht so degradirt, wie Milton (durch sein republicanisirtes Königlich englisches Christenthum, vermöge dessen dieser Puritaner in Beziehung auf die Scenerie seiner Dichtung fast zum Urjuden wurde. Dieser Grad der Herabgekommenheit war überhaupt jener Aera vorbehalten, in welcher die Bibel künstlich und mit Gewalt zum maassgebenden Volksbuch neuerer Völker gemacht wurde.) Die schlechte Absicht des Katholicismus hatte wenigstens das Gute zur Folge gehabt, die Völker mit der Bibel, (d. h. mit der unmittelbaren literarischen Wirkung des Judengeistes und der semitischen Antimoral) zu verschonen. So findet man denn auch bei Tasso, dass seine Muse, (die er im Sinne der Religion die hohe Himmlische nennt,) doch auch einige Züge vom Himmel der neuern Völker hat. Der Himmel der neuern Völker ist aber deren Gemüth, und von diesem Himmel hatte kein Judenthum, (mochte es sich nun mosaisch bejahen und ein wenig discipliniren oder christlich zum Theil verneinen und derangiren,) jemals eine Ahnung, (geschweige dafür in späteren Zeiten auch nur eine Faser von Verständniss.) Von diesem Himmel der neuern Völker hatten aber auch Griechen und Römer kein Bewusstsein (und hätten auch nie ein zureichendes Verständniss für ihn gewinnen können, wenn sie sich auch länger überlebt und die Entwicklung der modernen Völker noch eine hinreichende Zeit mit-

erfahren hätten. Die Gefühlsweise der Germanen hätte ihnen, ungeachtet einiger verwandter Punkte zwischen Griechenthum und Deutschthum, am meisten fremd bleiben müssen. Wir Deutsche beispielsweise sind eher im Stande gewesen, uns ideell einigermaassen in das Griechenthum hineinzuversetzen, als es diesem, wenn es neben uns existirte, möglich sein würde, unsere Art und Weise, ich meine das Beste von unserm Nationalcharakter, zu fassen und zu würdigen. Die höhere Charakterbildung begreift die niedere hinreichend, aber das Umgekehrte findet nicht statt. Das Niedere begreift vom Höheren nur soviel, als es mit ihm gemein hat; das Uebrige ist für die tiefere Stufe so gut wie nicht vorhanden.

Demgemäss haben wir auch in Tassos Dichtung, ungeachtet der Widerwärtigkeit der Gemischtheit ihrer Elemente und Antriebe, doch immer zu einem guten Theil noch eine Beurkundung neueren Völkergeistes zu sehen. Freilich ist dies eine sehr getrübte Beurkundung, die aber eben darum lehrreich ist, weil sie zeigt, was aus guten Völker- und Einzelanlagen wird, wenn diese falschen Geistesgespinnsten - oder solchen Schönheitsvelleitäten - anheimfallen, die hinter der Tragweite des eignen Wesens zurückbleiben. Am übelsten aber ist es, wenn Unzulänglichkeit im einzelnen Falle sogar dazu führt, gelegentlich Stellen antiker Dichter fast abzuschreiben, nämlich sie nur umzuversificiren, wie dies Tasso öfter, namentlich mit Lucrezischen Vergleichungen, z. B. derjenigen vom Knaben, welchem man den Rand des bittern Bechers süss bestreicht, handgreiflich gethan hat. Derartiges ist dann ein unverkennbares Zeichen, dass der Zierrath vom antiken Parnass kein Eigenthum des sich Zierenden ist. Aber auch in allen weniger anstössigen Entnehmungen und überhaupt im Auftreten mit antiker Ausstattung liegt im eigentlichen Sinne des Worts eine Ziererei, die aus der Haltung des modernen Völkerwesens völlig verschwinden muss.

7. Das Selbstgefühl neuerer Völker muss, sobald es erwacht und sich steigert, sich in allen Beziehungen gegen fremdartige, mit seinen bessern Wesenszügen unverträgliche Ueberlieferungen auflehnen. Dies wird sowohl in Rücksicht auf den literarischen Ausdruck des Geistigen, als bezüglich der übernommenen Thatsachen und Einrichtungen der Geschichte erfolgen. Eine echte Emancipation zur Freiheit schliesst die Abschüttelung des fremden Joches auch in Rücksicht auf sachlich bedrückende Ueberlieferungen der Völkervergangenheit ein. Wirklich edle moderne Völker sollten zu stolz sein, um von einem Gemisch antiker und hebräischer Elemente

weiter zu zehren und die angesteckten Verdorbenheiten willig fortzupflanzen. Mit dem Uebergang vom 15. zum 16. Jahrhundert treffen wir aber im Gebiet der sozusagen populären Literatur grade auf ein bedeutendes persönliches Beispiel vom Gegentheil, nämlich von der Unterordnung unter eine üble Verquickung schlechter fremdartiger Ueberlieferungen. Dieses Beispiel ist der auch formell hervorragende Schriftsteller der Politik par excellence Macchiavelli, der hier nicht um seiner Komödien willen, sondern nur wegen der Art und Weise, in welcher er die Faiseurs seiner Zeit und Umgebung diplomatische Politik lehren wollte, in Erinnerung zu bringen ist. Diese Art und Weise beruhte zu einem grossen Theil auf der Hinwendung zum Alterthum. Es ist in der That sichtliche Subalternität in dieser Beziehung, wenn der fragliche Florentiner seine ersten politischen Erörterungen an Livius römische Geschichte anknüpft und über die oberflächlichen Bücher jenes Augustischen Compilators Ausführungen schreibt. Die subordinirte, um nicht zu sagen, dienstbare Stellung, welche mit solcher, wenn auch nur sachlicher Glossirung eines fremden Buchs verbunden sein muss, contrastirt in Macchiavellis Falle allerdings mit dem fähigeren Urtheil des Glossators. Dieser ist kein philologischer Pedant und will auch eigentlich nur die Thatsachen der römischen Geschichte selbst zum Leitfaden seiner Erörterungen nehmen; aber grade deswegen ist es bezeichnend, dass er sich überhaupt in eine solche commentirende Position begeben konnte. Wäre in ihm oder überhaupt schon damals mehr modernes Selbstgefühl möglich gewesen, so hätte er sich gehütet, eigne Gedanken auf solche Weise gewinnen zu wollen und ihnen, wenn er sie originär gehabt hätte, eine solche subalterne Rolle anzuweisen. Jedoch nahm er daran ebensowenig Anstoss, als etwa an der Dienstlichkeit seiner diplomatischen Stellungen, die ihm als das Höchste erschien, wonach er trachten könnte.

In seinem Büchelchen vom Fürsten, welches als sein Hauptwerk angesehen werden muss, herrscht etwas mehr Selbständigkeit und ist wenigstens jene Anschliessung an den Gang eines antiken Schriftstellers aufgegeben. Wohl aber ist die materielle Hauptsache, nämlich eine allzu vielfache Anknüpfung an angebliche Musterlehren der römischen Geschichte, keineswegs beseitigt. Allerdings bringt der Gegenstand mit sich, auf die neueren zeitgenössischen und eignen Erfahrungen einzugehen; aber wie eine gewisse, den Neuern nicht eigne Naivetät der Ausdrucksweise von der Unterordnung unter antike Lectüre zeugt, so ist auch im Sachlichen die Ueber-

lieferung maassgebend. Freilich ist dies nicht die reine Antike, etwa gar in ihren bessern Zügen, sondern ein Zwitter vom ersten und vom zweiten, vom weltlichen und vom geistlichen Rom, von äusserer brutaler Gewalt und von innerm raffinirten Betruge. In der That konnte Macchiavelli in seiner Fürstenlehre, wenn er alte römische Beispiele anbringen wollte, fast nur diejenigen der verderbten Kaiserzeit brauchen. Die etwas bessere Antike, für die sich Macchiavelli auch einige romantische Neigungen angelesen hatte, passte mit ihrer Verhaltungsart nicht in die Maximen seiner Zeit. Sein zeitweilig anempfundenes Stückchen Schwärmerei für freiheitliche Ordnungen, die mit den ursprünglichen römischen einige Verwandtschaft hätten, stand zu sehr im Widerspruch mit dem damaligen Zustande italienischer sogenannter freier Städte, als dass sie für seine Denkweise hätte nachhaltige Folgen haben können. Was wirklich für ihn maassgebend bleiben musste, waren jene Bastardzustände, die auf italienischem Boden aus der Verquickung verderbt römischer Reichsüberlieferung und hebräisch theokratischer Kirchenherrschaft unter einiger Beimischung von neuerem Völkerblut entstanden waren und sich hie und da noch durch das Aufkommen von etwas Handelsreichthum modificirt fanden.

Auf diese Weise waren mehrere Schlechtigkeiten der Geschichte, namentlich aber die weltliche und die geistliche zusammengemischt, und es konnte der neuere Völkergeist in diesem doppelt verdorbenen Element nur erst wenig auftauchen. Sogar das wenige Gute an den bessern antiken Zuständen wurde aus den gewohnheitsmässig verdorbenen Gesichtspunkten der schlechten Zeit vielfach nur in gefälschter Weise aufgefasst, und Macchiavelli hat in den Handlungen der ältesten Römer oft politische Raffinements gesehen, die in der vorausgesetzten Art nicht vorhanden waren. Er hat Beweggründe hineingelegt, die fehlten, und Charakterconsequenz, die vorhanden war, verkannt. Ueberhaupt hat er bei allen seinen Beobachtungen und Ueberlegungen der oberflächlichen Vorstellung gehuldigt, die Verhaltungsarten der Menschen entsprängen aus Regeln und Gesetzen. Er hat keine Ahnung von der Grundwahrheit gehabt, dass Regeln und Grundsätze aus dem Charakter stammen und nur hinterher und in secundärer Weise auf die Charakterbildung ein wenig zurückwirken. So hat er denn auch geglaubt, man könne sich eine Handlungsweise und speciell diejenige nach seinen verdorbenen Maximen willkürlich aneignen, auch wenn man kein entsprechender Charakter ist. Der Gute wird aber fortfahren, die Banditenkunst

und Spitzbubenmoral zu verachten, der Schlechte sich aber, wenn es ihm an Verstand fehlt oder er noch roh ist, in der Schlechtigkeit etwas höhere Bildung verschaffen und in seinen Neigungen bestärkt fühlen. Gemischte Menschen aber und solche, denen es an Verstand und Erfahrung fehlt, werden sich verwirrt finden; denn auf sie muss die in der That vorhandene Verworrenheit der Macchiavellischen Begriffe ansteckend wirken.

Das Gefährlichste ist hiebei, dass die Macchiavellischen Grundsätze nicht unumwundene Schurkerei sind, sondern eine Beimischung enthalten, durch welche die Räuber- und Gaunermoral entschuldigt und gleichsam auf ein letztes berechtigendes Princip zurückgeführt werden soll. Wären die Menschen gut, meint Macchiavelli, so wären seine Lehren, welche den willkürlichen Treubruch, die Heuchelei, die Hinwegsetzung über Gerechtigkeit und über Menschlichkeit u. dgl. m. empfehlen, nicht gut. So aber, da die Menschen schlecht wären und Einem nicht Wort hielten, so brauchte man ihnen auch nicht Wort zu halten. Wer unter Schlechten, die nichts Gutes anerkennen, nach guten Grundsätzen handeln wollte, müsste nothwendig zu Grunde gehen. Dies ist der Höhenpunkt der Macchiavellischen Rechtfertigungen; aber es pflegen vollendete Schurken nach solchen nicht zu suchen. Diese handeln nicht etwa mit Vorliebe gegen Schlechte schlecht, sondern im Gegentheil mit der grössten Befriedigung grade gegen Bessere und Unschuldige am niederträchtigsten. Was Macchiavelli wirklich an Gaunermoral aussprach, das war in unverbrämter Weise die Sitte damaliger politischer und kirchlicher Faiseurs, und diese würden sich nicht mit der Kinderei befasst haben, andere als heuchlerische Rechtfertigungen zu suchen. Neu war an den Macchiavellischen Recepten nichts als deren doctrinärer Ausspruch und die der schriftstellerischen Eitelkeit fröhnende, sichtlich auf Pointen angelegte Form. Die fraglichen Verhaltungsarten waren damaligen und früheren Machern von Politik und Religion aus dem Herzen geschrieben, und das Büchelchen vom Fürsten war ja auch an einen solchen adressirt, um ihn zu bewegen, Macchiavelli zum Rathgeber für die Usurpation einer Herrschaft über Italien anzunehmen und auf einen ansehnlichen Posten zu berufen. Statt dessen ist nun aber Macchiavelli für die Faiseurs zu einer Art enfant terrible geworden, indem er sich nicht hat enthalten können, das öffentliche Geheimniss noch gar systematisch breit zu treten und mit dem Schein einer berechtigten Lehre den Betheiligten sozusagen an den Kopf zu werfen. Der sogenannte

Macchiavellismus ist meist schlimmer als Macchiavelli selbst; denn es fehlen dort auch die wenigen bessern Beimischungen.

Was dagegen den gerühmten Scharfsinn betrifft, so besteht er meist mehr in zugespitzten Wendungen, als in feineren Unterscheidungen, so dass also, genauer besehen, oft das Gegentheil von natürlicher Schärfe dabei herauskommt. Wie sollten auch nicht Verwirrung der Begriffe und Widersprüche die Frucht jenes Pessimismus und des zugehörigen Mangels an wirklicher Kritik sein! Talentvolle Pointen machen noch keine wahre Schärfe, und schon jener Hauptsatz von der Schlechtigkeit Anderer, die uns zur Gegenschlechtigkeit berechtigen soll, ist, so spitzig er sich ausnimmt, doch ein Muster von nebelhafter Confusion. Wer das Gute dem Schlechten gleichsetzt und gleichbehandelt, muss allerdings der Narr einer ungediegenen unterscheidungslosen Schablonenmoral sein; aber die Schlechten im Verkehr nach Gebühr nehmen, heisst nicht im Entferntesten selber schlechte Praktiken üben, sondern nur, sich durch Vorsicht und Strenge sichern und die Niedertracht züchtigen. Die Mittel werden hiebei keine andern sein, als wie sie bei Uebung der Gerechtigkeit und im feindlichen Verkehr angebracht sind. Sie werden aber selbst nicht räuberisch und gaunerisch werden, auch wenn sie unter Umständen List oder Gewalt einschliessen.

Am Macchiavellischen Princip ist also kaum ein Körnchen Wahrheit und dieses auch nur in entstellender und verwirrender Fassung anzutreffen. Es zeigt sich hier recht, wie der Mischcharakter seiner Nationalität vermöge der verschiedenen schlechten Bestandtheile nicht einmal in den Stand setzte, die bessern Epochen des italischen Alterthums ungetrübt aufzufassen. Sonst hätte Macchiavelli lernen müssen, dass die Grösse der alten Römer, bei aller Brutalität, doch wesentlich auch auf einigen Charaktereigenschaften beruht habe, die zu den guten zählen und nicht mit seiner Verwesungsmoral verträglich sind. Macchiavelli ist daher ein Beispiel, wie Einer, der immerhin eine gewisse sachliche Selbständigkeit des Neueren repräsentirt, doch in erheblichen Beziehungen noch unter dem Niveau des bessern Alterthums verbleiben konnte, weil er aus den thatsächlichen Fortwirkungen der Geschichte fast nur Corruption überkommen hatte. Hätte er sich aber auch ideell zu den bessern Epochen des Alterthums erhoben, so würde hiemit nicht viel gewonnen gewesen sein; denn der neuere Völkergeist fordert höhere Ziele, als etwa eine Galvanisirung des Alterthums. Aus eigner Kraft und eignem Sinn hat er zu urtheilen und zu handeln; Macchia-

vellis Verhalten aber, sowie das, was ihm in der Wirklichkeit der Völkerangelegenheiten entspricht, ist eine Misch- und Missgestaltung von ebenso transitorischem als illusorischem Charakter. Keine Hinwendung zum Alterthum kann von dem Alpdruck antik weltlicher und hebräisch geistlicher Verwesung befreien. Jede Art von solchem Alterthumscultus ist im besten Falle nur ein Rückschritt vor die Zeiten der antiken Corruption, während wir in der That einen Fortschritt auf den Bahnen frischen gesunden Lebens brauchen. Hier ist der Weg aber noch lange nicht frei genug, und es wird darauf ankommen, zunächst alle Symptome von Einlenkungen zu demselben zu beobachten und alle Regungen zu pflegen, die in der Richtung dahin sich bethätigen.

Drittes Capitel.

Vorerscheinungen und Ankündigungen des neueren Völkercharakters.

Cervantes und Shakespeare.

1. Die Erinnerungen des späteren Menschengeschlechts werden das, was wir noch nach Jahrhunderten abmessen, in erster Linie nur noch nach Jahrtausenden würdigen. Jedenfalls werden die kleinern Einschnitte und Episoden alsdann nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit verdienen, und schon die Häufung der Thatsachen wird dazu führen, bei den Erinnerungen an die Vergangenheit einen erhabeneren Stil walten zu lassen. Bereits heute ist das Gebäude der Geschichte für einen überlegenen Betrachter ein Monument, an welchem die grösseren Dimensionen nur dann ins Auge gefasst werden können, wenn man die kleineren und das zugehörige Schnörkelwerk in einem gewissen Maasse ausser Acht lässt. Auch heute schon kann und muss man einigermaassen auf die Jahrtausende blicken, wenn man die grossen Charakterzüge der Epochen nicht verkennen will. Dem antiken Jahrtausend folgt ein mittelalterliches; jenes mag von den Anfängen Roms oder von den gleichzeitigen griechischen Vorgängen bis zum Andrang der neuern Völker gerechnet werden; denn unsere christliche Zeitrechnung, von welcher diese Periode zerschnitten wird, ist dabei nicht minder gleichgültig

als die türkische. Das mittelalterliche Jahrtausend aber reicht ungefähr bis zu den ernsthafteren Ankündigungen einiger Emancipation des neueren Völkerlebens, wobei im Allgemeinen, d. h. ohne Unterscheidung der einzelnen Völker, der Uebergang vom 15. zum 16. Jahrhundert als eine Art Grenze angesehen werden kann.

Wir selbst stehen nun im dritten, d. h. im neuern Jahrtausend, von dem noch nicht die Hälfte abgelaufen ist und in welchem sich das eigentlich Moderne erst nach ein paar Jahrhunderten, namentlich aber im 18. Jahrhundert, zu regen begonnen hat. Die doppelte Rechnung, nämlich die mit den sachlich begründeten grossen Abschnitten und die mit der christlichen Jahreszählung, beeinträchtigt hier etwas die Einheit der Auffassung; aber solche nebensächliche Zufälligkeiten, wie die christliche Aera, dürfen uns nicht stören. Die natürliche Rechnung bezieht sich auch auf natürliche Hauptabschnitte, und einst wird man gar nicht umhin können, das antike Jahrtausend als das erste wichtige der Geschichte und dann das geistige Schlummerjahrtausend des Mittelalters als eine Art Vorstadium des neuern Völkerdaseins zu betrachten. Der Anbruch des dritten Jahrtausends kennzeichnet sich hienach als eine Art Dämmerung und am Leibe der neueren Völker als ein selbständigeres Recken ihrer Glieder, denen aber die geistliche Verschlafenheit, politische Unbehülflichkeit und ästhetische Gängelung noch mehrere Jahrhunderte hindurch anhaftet. Schliesslich tritt allerdings das Moderne schon etwas selbstbewusster hervor; ob aber nicht noch bedeutend mehr gegen den Rest des neuern halben Jahrtausends vorgeschritten werden muss, ehe die Ausprägung von etwas wirklich Modernem allgemeiner sichtbar wird und die Zustände, sei es in den Thatsachen, sei es in der Literatur, einigermaassen beherrscht, ist im Voraus schwer zu veranschlagen. Die neuste Geschichte hat mit der Epoche der französischen Revolution und mit derjenigen der ausgebildeteren Technik verhältnissmässig so rasche Wendungen gemacht und eine gewisse Art von Fortschritten, im Geistigen wie im Materiellen, so beschleunigt, dass es unbesonnen wäre, die Zeitmaasse ausschliesslich nach dem älteren Tempo der Geschichte abstecken und über die Möglichkeit einer ziemlich schnellen Entwicklung absprechen zu wollen.

Jahrtausende sind nicht minder willkürliche Abschnitte als Jahrhunderte. Was wirklich zu der Einrahmung in solche Zeitmaasse berechtigt, sind gewisse, damit annähernd zusammenfallende Abschnitte der Thatsachen. Es ist Zufall, dass man grade von einem

antiken Jahrtausend reden kann; denn nicht nur das Decimalsystem, welches grade tausend Jahre auszeichnet, ist etwas Willkürliches, welches ebensogut anders sein könnte, sondern auch die Abfolge von etwa dreissig Generationen hat nichts an sich, was für den Lebenslauf der Völker eine natürliche Bedeutung haben könnte. Wenn wir also in die Jahrtausende der Zukunft hinauszugreifen versuchen, so haben wir an den Zeitmaassen nur sehr unbestimmte Perspectiven. Dennoch sind diese, wo sie nicht in das völlig Leere auslaufen, immerhin geeignet, unserer Betrachtung des Gegenwärtigen und Vergangenen mehr Gesetztheit, mehr Ueberlegenheit und mehr kritische Ruhe zu verschaffen. Man muss ernstlich mit der Vernichtung rechnen, wenn man vom Ephemeren aller Zeiten nicht gestört werden will. Der Sinn des Ephemeren ist aber nicht blos der des eigentlich Uebertägigen; der Tag kann hier auch zum Menschenalter, ja zum Jahrhundert und Jahrtausend werden. Es muss einst die Zeit kommen, wo das Menschengeschlecht seine bewusste Geschichte nach Zehntausenden von Jahren rechnet, und dann wird aus den kleineren Abschnitten immer weniger für würdig befunden werden, in besonderer Erinnerung fortzuleben. In vielen Beziehungen werden auch die direct vernichtenden Kräfte ihr heilsames Werk fortgesetzt und das aus der Wirklichkeit verdrängt haben, was des weiteren Daseins nicht werth ist.

Auch in der Literatur ist der Werth ein zeitlich bemessener, wenn wir hier auch noch nicht jene grossen Maassstäbe brauchen, an deren einst kommende Geltung wir eben erinnerten. Mit dem zweiten Schattendasein der Antike wird es bald völlig vorbei sein, und auch der Schlummergeist des Mittelalters befällt nur noch vereinzelt und sporadisch die übrigens von modernen Regungen belebten Stätten. Wir haben also schon genügende Beispiele von der zeitlich beschränkten Geltung und Tragweite der geistigen wie der sonstigen Dinge. Der Glaube an immerwährende Classicität wird selber nicht immer währen können. In dem Maasse, als nicht blos die formelle, sondern auch die sachliche Kritik Fortschritte macht, muss er dem bessern Wissen weichen, welches zwar ein Fortwirken in das Unbeschränkte kennt, aber den individuellen und besondern Gebilden gegenüber der Regel nach eine Gemischtheit und Eigenart bemerkt, die nicht auf Ewigkeit angelegt sein kann und es auch nicht soll. Freilich ist die Ueberhebung in dieser Richtung bisweilen recht arg gerathen, und die Eitelkeit hat sich demgemäss gar breit gemacht. Grade aber hiegegen können die umfassenderen Maassstäbe, die wir

anlegen, entscheidend helfen und gleichsam die Rangordnung (oder, besser gesagt, die Grössen- und Werthordnung der Erscheinungen feststellen.

Wenn wir den Uebergang vom 16. zum 17. Jahrhundert betrachten, so finden wir die Leistungen von zwei Namen vor, deren Tragweite sich verhältnissmässig lebendig noch bis in die Gegenwart erstreckt hat und voraussichtlich auch noch viel weiter reichen wird. Ein Spanier, der als Soldat das Leben erprobte, und ein Engländer, der es auf der Bühne nicht blos als Dichter, sondern auch als Spieler im Bilde zeigte, theilen sich in die Rolle, den kommenden Jahrhunderten Etwas hinterlassen zu haben, was wenigstens für die bis jetzt schon absehbaren Zeiten erinnerungswürdig bleiben wird. Cervantes und Shakespeare haben einiges hinreichend Lebensvolle und Gelungene geschaffen, um nicht leicht von den zunächst kommenden, auch für uns noch zukünftigen, grösseren Geistesströmungen überfluthet werden zu können. Auch dann, wenn ihr Bestes dem Inhalt nach in vielen Stücken schon weniger Theilnahme wird finden können, wird noch eine abstractere Schätzung lange bestehen bleiben, und man wird an ihren Schöpfungen mit Genugthuung Eigenschaften erproben, die über das für eine entwickeltere Zeit Unpassende und schwer Erträgliche hinwegsehen lassen. Eine solche Wirksamkeit ist nämlich die Probe des wirklich Bedeutenden und durch reichere Lebensfülle auch mit einer entfernteren Zukunft noch Zusammenhängenden. Durch die Gemischtheit des dauernden mit unzusagendem Inhalt wird die Wirkungsfähigkeit geringer, und das Unzusagende muss in dem Maasse wachsen, in welchem die Denkweise sich durch bessere Erkenntnisse oder Zustände ändert, sich also das Wissen berichtigt und das Fühlen veredelt. Solchen Fortschritten gegenüber haben alte Ueberlieferungen, so vortrefflich sie auch sein mögen, einen immer schwereren Stand, und namentlich werden die schöngeistigen Erzeugnisse insofern besonders betroffen, als sie nothwendig etwas von der individuellen Physionomie des jedesmaligen Zeitalters abspiegeln müssen. Sie können gar nicht sein,- ohne vergängliche und unrichtige Einzelheiten einzuschliessen,- und hiezu kommt noch die vorherrschende, theils freiwillige theils abgenöthigte Unterordnung der Schöngeister unter gewisse Ansprüche und Erwartungen ihres Publicums. Dies zieht auch die Grössten und Freisten etwas nieder, und so geschieht es, dass sie, wie hoch auch ihre Schöpfungen sonst ausgegriffen haben mögen, in der Zukunft viel vom Schicksal der

zeitgenössischen Zustände theilen, die nothwendig veralten. Wenn nun trotzdem Etwas durch die Jahrhunderte beharrt, ja unter besondern Umständen, wie die Antike, noch nach Jahrtausenden eine Rolle spielen kann, so muss dies seinen Grund theils in den vortrefflichen Eigenschaften des Beharrenden, theils in der Unzulänglichkeit späterer Geschlechter haben, für sich etwas Gleiches oder Besseres derselben Art hervorzubringen.

Cervantes ist mit seinem Don Quixote, der bei ihm aus einem Weltstandpunkt nur allein in Frage kommt, ungeachtet der bisherigen Dauerbarkeit und Beliebtheit dieses Buchs doch nur eine Vorerscheinung, wenn man veranschlagt, was werden soll und wohin die neuern Völker mit ihrer Denk- und Gefühlsweise gelangen müssen. Schon positiver ist Shakespeare mit jenen seinen besten, dem neuern Völkerleben zugewendeten Dramen, die weder beengt nationale noch sonst verhältnissmässig gleichgültige Stoffe, sondern dauernd wichtige Beziehungen des Menschenlebens, wie die bis zum Tode gehende Liebe in Romeo und Julia, mit bisher einzig dastehender Kraft behandelt haben. Im Hinblick hierauf kann denn auch Shakespeare als die Ankündigung des neuern Völkercharakters gelten, soweit eine solche überhaupt noch mit dem Drama verträglich und in den Mischungen erkennbar sein kann, die der damaligen Denk- und Gefühlsweise nothwendig eigen waren. Am edelsten und freisten hat sich die drastische Kraft des englischen Dichters da geäussert, wo sie am wenigsten veranlasst worden, die Beschränktheiten des Geistes des Reformationszeitalters herauszukehren, und dies ist wiederum in jenem hohen Drama der Liebe am meisten der Fall gewesen. Hätte Shakespeare nicht einigermaassen auch speciell im Sinne des 16. Jahrhunderts gedacht und ausserdem für jene Zeit und zwar für ein englisches Publicum zu dichten gehabt, so würden die Freiheit und die Ungemischtheit der Gedanken und Gefühle bedeutend gewonnen haben. Der neuere Völkergeist hätte eine weit grossartigere Vertretung erhalten können, wenn der Träger einer solchen Auffassungs- und Gestaltungskraft, wie sie in Shakespeare waltete, im Bereich eines höheren Denkerthums und einer unbefangeneren Nationalität erstanden wäre. Freilich ist so etwas für jene Zeit geschichtlich undenkbar; denn zum Höchsten im Drama gehörte vor allen Dingen die Umgebung einer sich im öffentlichen wie im Privatleben realistisch thatkräftig äussernden Nation, und derartige Aeusserungen waren damals, ausser bei den Engländern, sonst nur wenig regsam. Ja überhaupt ist die

Art von Realismus, die am drastischen Drama Geschmack findet, nicht in allen Beziehungen ein Vorzug und sicherlich nicht das Letzte und Höchste in den Abstufungen und Entwicklungen des modernen Völkercharakters. Bedauern wir daher jene national gefärbte Thatsache nicht, ja nicht einmal die weitere Thatsache, dass es nach Shakespeare zu keinem Drama gekommen ist, welches sich mit seinen besten an drastischer Gewalt und lebenentsprechender Auffassung hätte messen können.

2. Die typischen Leistungen von Cervantes und Shakespeare können zusammen als eine Art literarischer Einleitung zur ersten neueren Völkerära angesehen werden. Sie sind von Einflüssen der Antike wenigstens formell ziemlich frei und stehen dem Mittelalter, wo nicht ausdrücklich verneinend, doch schon, wenn auch nicht mit eigentlich modernen, so immerhin mit neuzeitlichen Regungen gegenüber. Beides hat um so mehr Werth, als damals grade die Hinwendung zum Alterthum in Italien ihre erste Rolle gespielt und auch sonst ihre weiteren Wirkungen zu üben begonnen hatte. Ja, es ist überhaupt eine erfrischende Erinnerung, dass gleichzeitig mit der Wiederhervorsuchung der antiken Literatur auch die eignen Regungen der Völker zunahmen. Sogar in jener Hervorsuchung selbst ist die gegen die Trägheit des Mittelalters abstechende Bethätigung eines eignen Geistes anzuerkennen; denn man wandte sich z. B. den Alten überhaupt zu, um zugleich einen Alten, der eine kirchlich kanonisirte Herrschaft geführt und sich zur Verwandlung in ein Stück Mittelalter auch geeignet hatte, nämlich den griechischen Scholastiker Aristoteles, überall aus dem Felde zu schlagen, mochte es sich nun um Wissenschaft oder um Schöngeistiges handeln. Indem man sich so gegen ein Urbild antiker Verschulung und Verlehrtheit wendete, mässigte man einigermaassen die übeln Folgen, welche der übrige Cultus der todten Literatur neben seinen etwa guten Einflüssen mitsichbringen musste.

Die Vorrede, mit welcher Cervantes den Don Quixote einleitet, besteht fast ganz in Wendungen gegen eine andere Donquixoterie, als die, von der das Buch handelt, nämlich gegen eine, die man darin nicht zu sehen bekommt, der aber der Verfasser selbst hätte verfallen können. Es ist nicht diejenige, die sich auf die Lectüre der Ritterbücher, sondern die, welche sich auf die Lectüre der Alten zurückführt und sich in dem Wahnwitz kundgiebt, nicht mit Helm und Lanze auf dem Rozinante ausziehen, wohl aber mit classischen Citaten auf den Flügeln der Antike daherkommen zu müssen. Der

diesen Wahnwitz verneinende Geist waltet still und nur wenig ausgesprochen in Cervantes Buch. Dieses hat jene Natürlichkeit, welche das, was sie selber zu sagen weiss, auch mit eignen Worten und auf eigne Einsicht hin einfach ausspricht, ohne sich um Autoritäres zu bekümmern, d. h. den Verstand von Andern zu borgen. Es ist dies keine Nebensache; denn sonst könnte Cervantes nicht zu den Ueberlegenen zählen, die sich über die Unsitte der Abhängigkeit von todter Literatur erhoben haben. Er, der sich gegen die Ritterphantastik und den entsprechenden romantischen Unfug der einschlägigen Literatur wendete, war nicht der Mann dazu, sein Urtheil lahm zu legen, wo todte Gelehrsamkeit sich für Leben ausgeben wollte.

Sein Buch selbst ist denn auch ein lebendiges. Es hat das nachhaltige Leben wahren Humors, und einzelne Partien desselben werden noch lange dazu beitragen, der Welt gelegentlich einige gute Laune zu verschaffen. Uns kümmern nicht mehr die Ritterbücher, die Niemand mehr kennt, und Cervantes summarisch komischer Verurtheilungskatalog wird mit seinen Glossen kaum halb verstanden, da uns die Bücher nicht in den Weg kommen, auf die sich diese Glossen beziehen. Wohl aber wird die Figur des Don Quixote mit den Hauptabenteuern solange etwas Ergötzliches bleiben, als überhaupt noch der in ihr verkörperte Wahn mit seinem tollen Ausgreifen in die Welt ein unbeeinträchtigtes Lachen zu erzeugen vermag. Für den leichten Sinn und unter der Voraussetzung, dass die Sache für die entwickeltere Menschheit nicht bereits zu trivial und gleichgültig geworden, wird jene ungetrübte Humorerregung kaum jemals versagen. Wer sich dem Schriftsteller ohne viel Denken hingiebt und sich seinen Bildern überlässt, der wird selbst unfehlbar jener humoristischen Empfindungen theilhaft werden, die in den gelungensten der fraglichen Geschichten enthalten sind. Die Bekämpfung von Windmühlen als von Riesen, erläutert durch die zugehörigen Gedanken des seltsamen Helden, muss einen hochkomischen Eindruck machen, und zwar am ungetrübtesten auf die, welche dabei am wenigsten an etwas Anderes denken, was ihnen etwa in der Anlage und Richtung des ganzen Spottromans nicht zusagen mag.

Handelte es sich wirklich um Nichts als um Cervantes schriftstellerischen Auszug gegen die schon im Sinken begriffenen Ritterromane, also um die komische Geisselung der Tollheit des Glaubens an die Wahrheit einer solchen Romanwelt, so könnte sich Nichts gegen die Beschaffenheit und die zugehörigen Schicksale der er-

dachten Figur regen. Es ist aber unwillkürlich vermöge der Cervantes eignen Denkweise etwas Mehr und Anderes hineingekommen, als was zur Verspottung jenes Romanglaubens erforderlich war. Don Quixote wird nicht blos mit dem wahnwitzigen Theil der Gedanken, die er sich eingelesen, lächerlich gemacht, sondern es trifft der leichtfertige Humor ununterschieden auch Vieles, was im Wahnsinn an bessern Vorstellungen und Bestrebungen von Cervantes absichtlich mit ins Spiel gebracht worden ist. Hieher gehört namentlich der Sinn für Gerechtigkeit und der Wille, die Schwachen zu schützen, den ungerecht Bedrängten zu Hülfe zu kommen, ja, wie es von vornherein spöttisch heisst, das Ungrade grade zu machen. Die Tollheit eines derartigen Unterfangens bei solchen Mitteln und auf so verkehrten Wegen, bei Verwechselung der wirklichen mit einer erdichteten romantisch zauberhaften Welt, konnte freilich nicht zu stark getroffen werden; was aber nie mitverhöhnt werden durfte, war jene allgemeine Beimischung vom Wahren, die sich auf das ideal Gerechte und Menschliche bezieht. Wenn der verschrobene Phantasieritter einen Bauer zwingt, das arge Prügeln eines an einen Baum gebundenen Hirtenjungen einzustellen, und dieser Junge nach Entfernung des Beschützers dann um so mehr Prügel bekommt, auch Herrn Quixote für den seltsamen Schutz später selbstverständlich nur das Gegentheil von Dankbarkeit zollt, so ist dieser Vorgang eine gute Lehre. Ebenso ist die Befreiung der zur Galeere Verurtheilten, welcher der selbstverständliche Undank dieses Gesindels auf dem Fusse folgt, ein Streich, der recht anschaulich zeigt, wohin übel angebrachte Nachsicht mit Verbrechen und ein verschrobenes Richterspielen in diesem Sinne führen. Wenn aber überhaupt schon die blosse Absicht, in der Welt etwas Ungrades grade machen zu wollen, als solche von der Verhöhnung betroffen wird, so ist dies eine üble Nebenwirkung, die von Cervantes durch eine andere Ausdrucksweise hätte vermieden werden können, wenn es nicht überhaupt in seinem Wesen gelegen hätte, ununterschiedlich zu verspotten. Seine Sinnesart war eben danach, Tollheit und Erhabenheit in einen Topf zu werfen, und so ist es gekommen, dass man das Wort Donquixoterie mit dem Schein von einem Stückchen Berechtigung jederzeit auch solchen Dingen hat anhängen können, die von Tollheit, ja auch nur von Romantik weit ablagen und eben nur etwas Ideales oder noch weit Hinausliegendes in Angriff nahmen.

Mit den Humoristen dürfen wir es logisch allerdings nicht zu genau nehmen und müssen ihnen, wie denen, welche Gleichnisse

machen, etwas Hinkendes gelegentlich schon nachsehen. Wenn nur die Hauptsache in sich selber stimmt, so kann man zufrieden sein, und wer die Hauptaufgabe der Figur Don Quixotes, wie er im Ganzen muss, darin sieht, den Ritter nach der Weise der Abenteuer- und Zauberromane zu machen, der wird das Hässliche, welches in die sonst schöne Komik sich unwillkürlich eingemischt hat, in den Kauf nehmen. Um einen andern Preis ist Cervantes Humor für die Welt nicht zu haben gewesen, und solange die Welt nicht etwa eine weit feinere Empfindlichkeit entwickelt haben und mit noch edleren Leistungen des Humors beschenkt sein wird, dürfte sie an jenem, wenn überhaupt, dann nur schwach gefühlten Missklang wohl kaum Anstoss nehmen.

Stören kann uns besagte Bedenklichkeit nicht mehr viel; gegen den Schaden, den die Mitverspottung von etwas Gutem anrichten könnte, ist Vorsorge getroffen. Der Verstand wird wenigstens nicht irregeführt, wenn auch die häufige Wiederholung von etwas Ungehörigem unwillkürlich die Gewohnheiten des Vorstellens mitbestimmt. Letzteres ist aber allen Schriftstellern gegenüber, in denen sich wahre und falsche Bestandtheile der Denk- und Gefühlsweise mischen, unvermeidlich der Fall. Wo überhaupt in der Unterhaltungsliteratur wird man auf Schriftsteller treffen, bei denen solche Gemischtheit nicht in erheblichem Maasse vorhanden wäre! Spassmachern gegenüber, zu denen denn sich doch auch die Humoristen, wenn auch als eine feinere Gattung, zählen lassen müssen, ist nun vollends keine Gefahr, wenn man sie nur nicht selbst mit einem falschen Heiligenscheine umgiebt und ihnen romantisch einen Ernst und Zweck unterlegt, den sie nicht hatten und auch in der Rolle eines Unterhaltungsmachers nicht haben konnten. Was kann allein der erste Beweggrund der Abfassung einer solchen Schrift, wie der fraglichen, gewesen sein? Doch offenbar nur der, sich mit der Kunst zu zeigen, das Publicum zu unterhalten, wofür sich dann in zweiter Linie der Stoff als in einem höheren Sinne zeitgemässer dargeboten hat. Einen Reformator etwa gegen Ritterunwesen konnte und wollte Cervantes nicht spielen; denn er hätte sich hiemit selbst zu einem Grademacher des Ungraden aufgeworfen und sich selbst in einen Don Antiritter verwandelt. Der Soldat, der bei Lepanto verwundet worden und dem bei Gelegenheit einer Gefangenschaft auch der afrikanische Schauplatz nicht unbekannt geblieben war, musste wissen, dass die neuere Kampfesweise nicht mehr viel vom Ritterthum übrig liess, dass es also in der Wirklichkeit schon be-

zwungen war und nur noch die Phantasien und das Schattendasein im rückwärts gewendeten, aber auch nicht mehr recht ernsten, sondern mehr spielerischen Glauben einen literarischen Nachhall ein wenig begünstigten. Diesem schon verklingenden Nachhall gegenüber lag es nahe, ihm mit dem Anschlagen erheiternder Töne vollends ein Ende und zwar ein lustiges Ende zu bereiten. Das Bedürfniss zu dieser Kundgebung in einem originalen, reich erfahrenen und gestaltungsfähigen Geiste ist begreiflich genug; aber die Lage und das Publicum waren bereits danach, um den literarischen Act als keine That erscheinen zu lassen, zu der ein ernsthafter Heroismus erforderlich gewesen wäre. Auch hat sich noch nie der Humor, wo er der echte war und sich selbst verstand, an Etwas gemacht, wo der Ernst am Platze gewesen wäre.

3. Der erdichtete Geisteszustand, der in Don Quixote veranschaulicht werden soll, hat dadurch Werth, dass er in den wesentlichen Zügen sein Aehnliches im Wirklichen haben kann. Er ist ein chronischer Wahnsinn, der sich allmälig aus dem praktischen Ernstnehmen der für wahr gehaltenen Bücherlügen entwickelt hat. Ein solches Ernstnehmen ist auch in andern Gebieten der Grund erhaben aussehender Narrheiten gewesen. Wer eine Ueberlieferung voll Wüstheit und Lügen (wie beispielsweise auch im Religionischen vorgekommen) mit einer gewissen ehrlichen Hingebung ernst nimmt, kann selbst dann, wenn er sie sichtet und eine verbesserte stiften will, der Narr dieser Ueberlieferung werden, und ein solches Stück weltgeschichtlicher Narrheit ist es darum nicht minder, weil etwa der Genarrte, gehoben auch von edleren Eigenschaften, den Tod nicht gescheut hat. In dem erhaben Aussehenden kann, wenn man die Betrogenheit und den weitern Betrug in Abzug bringt, auch ein Stückchen wirklicher Erhabenheit enthalten sein, und diese höheren Eigenschaften sind es, die zu Allem den Muth geben. Auch das dichterische Gebilde Don Quixote entbehrt wahrlich nicht des Muthes; nicht blos in seinem Glauben sind die Gefahren gross, sondern auch in Wirklichkeit stehen öfter überlegene Kräfte entgegen, und man braucht nicht erst auf das Abenteuer des zweiten Theils, nämlich das mit den Löwen zu warten, um den im eigentlichen Sinne des Worts tollkühnen Wahnmuth in seiner ganzen realen Bethätigung kennen zu lernen. An ernsthaftem Muth fehlt es unserm Ritter sicherlich nicht und ebensowenig an einem gewissen Adel der Denkweise. Beide stammen nicht aus den lügenhaften Ritterbüchern; denn dort ist nur der Schein davon und eine

dicke Auftragung von hingeschriftstellerten Eigenschaften vorauszusetzen, mit denen auf einen gewissen Geschmack und Glauben des Publicums speculirt worden. Don Quixote ist als einer von diesem Publicum zu denken, aber freilich als ein ganz besonderer, der die ungeheuerlichen Grossthaten und Zaubereien nicht blos für baare Glaubensmünze, sondern auch für praktische Wirklichkeiten nimmt, die in der Gegenwart nicht fehlen dürfen. Sein Fonds an Phantasie und Glaube überschreitet jene Grenze des blossen Hinnehmens der Dogmen der Ritter- und Zauberwelt; da er einmal wirklich glaubt, so ist er zu gut und edel dafür, um sich bei dem trägen, nicht zur That übergehenden Glauben der Masse des Publicums zu beruhigen, und so muss seine Phantasie aus den Fugen und mit ihm durchgehen.

Sicherlich sind die eben geäusserten Gedanken nicht leitende Gesichtspunkte für Cervantes gewesen; aber dieser hat, ohne viel zu reflectiren, das Bild mit den fraglichen Eigenschaften ausstatten müssen, wenn er eben etwas Richtiges, derartigem habituellen Wahnsinn Entsprechendes hervorbringen wollte. Die Züge der Narrheit sind so gut getroffen, und namentlich ist die Einhüllung aller Thatsachen, die dem Don Quixote vorkommen, in den närrischen Ideenkreis psychologisch oft so gut ausgeführt, dass selbst Jemand, der in Irrenangelegenheiten sachverständig bewandert und zugleich Denker ist, nicht blos die Vorzüglichkeit der Auffassung anerkennen, sondern bisweilen noch von ihr lernen wird. Es ist dies nicht weiter zu verwundern; denn was wäre das Genie für ein dürftiges Ding, wenn es nicht einmal die Fähigkeit einschlösse, Thatsachen in ihren lebendigen Wirklichkeitszügen, hier also eine bis zum Wahnsinn gehende Geistesverrückung, naturgemäss aufzufassen! An verwandten Beispielen hat es im Leben nie gefehlt und Cervantes scheint sogar eine besondere Vorliebe dafür gehabt zu haben, die mannigfaltigen Spielarten echt unsinniger Narrheit aufzusuchen, Er hatte also nur nöthig, auf die beobachteten Anlagen, Bestandtheile und Annäherungen hin eine freie Composition zu machen und konnte so begreiflicherweise die Züge der Wahrheit nicht leicht verfehlen. Der chronische Wahnsinn als Geschöpf der Dichtung kann für Den nichts sonderlich Schweres sein, der diesen Wahnsinn, gleichviel an welchen Gegenständen, im Leben zu beobachten verstanden hat.

Cervantes gegenüber wird man überhaupt gut thun, sich zu vergegenwärtigen, wie alle seine Charakteristiken durch eine reiche

eigne Erfahrung gestützt worden sind. Sein Blick vermochte in freier Weise sozusagen über zwei Welten zu schweifen, die spanisch christliche und die arabisch muhamedanische. Als Soldat hatte er die zwei entgegengesetztesten Civilisationen, die auf europäischem Boden sich gekreuzt haben, infolge besonderer Schicksale intim kennen gelernt. Ueberdies war er jederzeit und bis in das höhere Alter hinein arm geblieben, hatte also auch derjenigen Schule und Disciplin, welche der Kampf mit dem Leben gewährt, nie entrathen. Ein Soldatenleben und eine nach allen Richtungen fruchtbare Schriftstellerlaufbahn hinter sich, war er schliesslich nach langer Pause zur Herausgabe seines Don Quixote gelangt und noch weit später durch die Widerwärtigkeit einer albernen, von einem versteckten Autor gesudelten-Fortsetzung zur eignen Lieferung eines zweiten Theils genöthigt worden. Die ganze Reife eines mannigfaltig mit der That und mit der Feder erprobten Lebens ist dem Hauptwerk zu Statten gekommen, und in der That ist es auch ein Spiegel geworden, in welchem neben dem Hauptgegenstande eine Fülle von nützlichen und unterhaltenden Dingen erblickt wird.

Hätte der Verfasser des Don Quixote nichts weiter als diesen und seine Abenteuer geschildert, so würde das Buch allerdings von vornherein mehr Einheitlichkeit aufgewiesen haben, und diese Einheitlichkeit würde sogar eine vollkommene gewesen sein, wenn schon in dem ersten Theil ein Ende des komischen Helden nicht blos in Grabschriften vorausgesetzt, sondern auch sichtbar geworden wäre. In einer Erzählung, ja überhaupt in jeglicher Darstellung einer Handlung oder eines Schicksals, muss der natürliche Abschluss miterzählt und mitdargestellt werden. Die blosse Hinweisung auf den Tod, der ohnediess gewiss ist, macht die Lücke nur noch fühlbarer. Jener Wahnzustand musste, wenn er nicht durch zufälligen Tod seines Trägers an weiteren Consequenzen verhindert wurde, sich sozusagen ausleben, und darum war Weiteres nicht blos möglich, sondern auch nöthig. Nachdem einmal die erste Anlage des Buchs in das Unbestimmte ausgelaufen war, konnte der Schöpfung das bekannte Missliche aller nachgeschickten zweiten Theile, welche die Schriftsteller sich selbst gleichsam abdringen müssen, nicht erspart bleiben. Auch der zweite Theil ist ein schätzbares Werk, aber steht hinter der Originalität des ersten weit zurück. Man spürt nur zu leicht die Ungleichartigkeit der Behandlung, und man thut am Besten, diesen zweiten Theil als ein eigenartiges Werk zu dem Ursprungswerk und theilweise auch über dieses zu betrachten.

Lassen wir jedoch die Zweitheiligkeit ganz bei Seite; denken wir uns den ersten Theil als selber besser abgeschlossen und daher in Bezug auf die Erzählung als vollendetes Werk, so können wir die Frage der Einheitlichkeit bezüglich dieses ersten Theils nach einer andern Seite aufwerfen und zusehen, wie die nicht unerheblichen Einflechtungen, ja blossen Einreihungen anderer Geschichten sich ausnehmen.

Schon im schwarzen Gebirge kreuzen sich die Fäden wenn auch sehr romantischer, so doch ernsthafter Liebesgeschichten äusserlich mit dem Gehaben Don Quixotes. Ja, es scheint fast, als sollten absichtlich diese Geschichten neben dem Humor den nackten Ernst des Lebens in Sicht bringen und den Leser, der von ausschliesslichem Humor etwa übersättigt oder gegen ihn durch die Gewohnheit abgestumpft werden könnte, vermittelst des Contrastes umsomehr erregen. Es kann aber auch sein, dass Cervantes dabei weiter keinen Zweck hatte, als seine Geschichten eben anzubringen, wie dies handgreiflich da der Fall ist, wo er gradezu beliebige Novellen dadurch einlegt, dass er sie zur blossen Unterhaltung der in der Schenke versammelten Gesellschaft vorlesen lässt. Wie man aber auch über die Gemischtheit, die durch jene eigentlichen Einflechtungen entsteht, denken und wie man sie immerhin mit Vermeidung der Eintönigkeit und mit dem Bedürfniss einer Folie von Ernst zur besseren Spiegelung des Tollheitshumors zu entschuldigen geneigt sein möge, — so bleibt es dessenungeachtet unzweifelhaft, dass die Nebengeschichten zuviel Raum einnehmen und zuviel wiegen, um als blosse Decorationsstücke und als erforderliches Zubehör des Hauptgegenstandes gelten zu können.

An die Einheitlichkeit eines humoristischen Werks braucht man jedoch nicht dieselben strengen Anforderungen zu stellen, wie an diejenige eines auch der Form nach ernstgehaltenen. Es giebt keine Welt- und Lebensauffassung des Humors, sondern nur einzelne Seiten, Gegenstände und Züge, bei denen Humor möglich und angebracht ist. Am besten und natürlichsten nehmen sich daher die Regungen des Humors aus, wenn sie nicht für sich allein, sondern in einem anderartigen Zusammenhang erscheinen. Hier ist dann das Humoristische nur ein Bestandtheil und liefert nur einzelne Züge zur Physionomie des Ganzen. Aeusserst selten ist der Fall, in welchem ein solcher Zug Stoff genug ergiebt und für sich bedeutend genug ist, um aus dem weiteren Rahmen des Nichthumoristischen herausgenommen und zu einem besondern Werk

gemacht werden zu können. Jedoch auch dann bleibt eine anderartig umgebende Welt, die für den Humor kein Gegenstand ist, die stillschweigende Voraussetzung. So ist denn der Humor für sich allein stets etwas Unzulängliches, und es ist im strengsten Sinne kein wahres Kunstwerk denkbar, welches ausschliesslich auf ihm beruhte. Zu formeller Einheitlichkeit mag er immerhin gelangen und wird dennoch Etwas vermissen lassen, wenn er sich, anstatt ein Begleiter anderer Dinge zu sein, wie eine souveräne Macht einführt. Der formelle Fehler also, der in der Beigesellung stark hervortretender ernsthafter Geschichten liegt, wird auf diese Weise nur die Mässigung eines andern Fehlers, der in der künstlichen Alleinherrschaft des Humors selbst bestehen würde.

Die Auffassungs- und Beurtheilungsart der Verhältnisse und Menschen bei Cervantes ist weder eine gemein realistische im Sinne des vorherrschenden platten und niedrigen Daseins, noch eine besonders ideale, die aus dem Wirklichen das Höchstangelegte hervorsuchte und gestaltete, sondern eine mittlere, die sich auf einem Niveau hält, wo allerdings schon ganz ansehnliche Steigerungen und Veredlungen des Menschlichen auftauchen. Offenbar hat Cervantes Denkweise etwas von jener Mischung, die durch die Berührung, ja Kreuzung mit der muhamedanischen Welt entstehen musste. Der Verfasser des Don Quixote hebt an den Moriskos hervor, dass sie mit Recht für lügnerisch und boshaft listig gelten, und er billigt auch ausdrücklich deren Vertreibung, weil man ja gesehen habe, wie ihr Eingehen auf das Christenthum doch nicht ehrlich wäre und wie sie sich demgemäss den Spaniern nicht redlich anschlössen. So tief wie die Hebräer standen die Morisken der Race nach allerdings nicht; aber es war offenbar unmöglich, ihre Einstreuung in den Körper des spanischen Volks Angesichts der übeln Raceneigenschaften und der entsprechenden Sitten und Grundsätze freiwillig auf die Dauer auszuhalten. Sobald der Rest der einstigen Eroberer ausgetrieben werden konnte, musste dies geschehen, und es wäre auch geschehen, wenn überhaupt keine Religion vorhanden und daher auch kein Hinzutreten eines religiösen Vorwandes möglich gewesen wäre. Von demselben Cervantes nun aber, der mit Fug den Mauren das Recht abspricht, unter den Spaniern zu leben, kann nicht genug hervorgehoben werden, dass auf ihn die arabische und dem Islam angehörige Civilisation einigen einschränkenden Einfluss geübt und ihn namentlich in verneinendem Sinne bestimmt habe.

Ohne einen solchen Einfluss lassen sich beispielsweise auch einige Seiten seiner Auffassung der Liebe, namentlich derjenigen in der Ehe, kaum erklären. Offenbar neigt er dazu, das Weib in einem Maasse als sittlich zerbrechlich und nebensächlich zu betrachten, wie dies bezüglich der gediegeneren europäischen Völker durchschnittlich nicht zutrifft. Nicht blos die Gestaltung der eingelegten Novelle von der ungehörigen Neugier in der Ehe zeugt dafür, sondern auch die andern Geschichten, in denen das Weib vor der Ehe erscheint, grenzen mit manchen Umständen ein wenig an eine, wenn auch nur schwach orientalisirende Niedrigerstellung. Vergessen wir jedoch dabei nicht, dass ja grade im Hauptgegenstande die Verspottung des ritterlichen Frauendienstes zur Aufgabe gehörte, und dass, wer zur unbedingten Ausführung dieser geeignet war, nicht wohl fähig sein konnte, im Uebergange zum Ernst die volle Würdigung der höchsten weiblichen Eigenschaften eintreten zu lassen. Der verneinende Zug, der allem Spotte wesentlich ist, kann im Charakter eines Schriftstellers soweit vorherrschen und übergreifen, dass er auch die ernste Auffassung etwas färbt. Wenn man nun eine solche Färbung theilweise auf einige Mischung mit aussereuropäischer Denk- und Gefühlsweise zurückführt, so wird man hiemit dem Schriftsteller kein Unrecht thun. Im Gegentheil gewährt es immerhin noch eine gewisse Genugthuung, zu bemerken, wie unter der damaligen Kreuzung der Ideen an den Aussenenden Europas und im Bereich romanischer Völker, die bei dieser Kreuzung natürlich weniger geistigen Widerstand als die reiner germanischen leisten konnten, ein Mann wie Cervantes im Ganzen und Grossen dem bessern Völkerwesen treu geblieben und vorherrschend nur im Geschäft der Verneinung des Verkehrten sich auch einer fremdartig ein wenig abgeänderten Haltung des Denkens und Fühlens bisweilen überlassen hat. Grade neben solchen Zügen leuchtet die im Wesentlichen überlegene und festgehaltene Eigenart des neuern europäischen Völkercharakters auch bei Cervantes nur umsomehr hervor.

4. Ist Cervantes Werk bis jetzt das einzige Beispiel echten Humors ersten Ranges geblieben, so kann gleichermaassen Shakespeare als der lebensvollste Dramatiker gelten und muss noch überdies als eine Geistesmacht angesehen werden, der es gelungen ist, alle drastischen Seiten des Menschenlebens, im Schmerz wie in der Lust, unter den verschiedensten Verhältnissen der Zeiten wie der Länder, mit verhältnissmässig tiefer Auffassung zur Darstellung

zu bringen. Sein Feld und seine Fähigkeiten waren nicht so eingeschränkt, wie bei den antiken Dramatikern. Was wollen die wesentlich blosse Tragik des Sophokles und die einseitige Possenmacherei des Aristophanes mit ihren obenein griechisch national eingeschränkten Stoffen einem Manne gegenüber bedeuten, der das Tragische wie das Komische fast gleichmässig beherrscht und über einen Welttheil hin bei sehr verschiedenen Völkern, in den näher belegenen wie in den antiken Zeiten, seine Stoffe gewählt und bemeistert hat. Die bedeutendere Anlage des neuern Völkercharakters kündigt sich schon in dieser Fülle und grössern Einheitlichkeit an. Die sehr begrenzten Motive, die bei den Griechen obwalteten, zerlegten sich obenein noch nach pedantisch abgepferchten Rubriken, so dass beispielsweise in ein tragisches Stück auch nicht der geringste Zug von Komik eintreten und das ernste Leben vollmachen, sondern erst in einem Satyrspiel nachhinken durfte. Hiedurch wurden die antiken dramatischen Bilder zu künstlichen Abstractionen, in denen Züge wegblieben, die doch zur vollständigen Wirklichkeit gehören und wenn sie, wie bei Shakespeare, mitangebracht werden, das Hohe und Tragische durch ihre verhältnissmässige Niedrigkeit erst recht als hoch erblicken lassen. In der Antike ging die vollständige Einheit des Lebens verloren; denn was ist eine Lebensdarstellung, die nur ein Except liefert, in welchem man wichtige Züge unterdrückt!

Wir thun allerdings der Antike einerseits Unrecht und andererseits zuviel Ehre an, wenn wir ihr einen-auf das volle Leben gerichteten-Zweck unterlegen. Das antike Drama war nicht blos als religiöses Cultusstück erwachsen, sondern auch nie wesentlich einem Kreise von Stoffen entwachsen, welche mit der Religion in Zusammenhang standen. Die alten Sagenkreise, in welche die Haupttragiker gebannt blieben, waren durchaus mit religiösen Motiven und Anschauungsweisen durchflochten. Auch behielt die Tragödie noch immer etwas vom Aussehen eines Vorgangs, der ursprünglich Cultushandlung und Ceremonie gewesen. Dies gilt nicht etwa blos von dem steifen Anstand der Figuren des Aeschylos, bei dem eine gewisse abgemessene Alterthümlichkeit nicht überraschen darf, sondern auch von der Darstellungsart des bereits entwickelteren und nach antiker Weise verhältnissmässig reifsten Tragikers, des Sophokles. Beispielsweise bezieht sich die Handlung seiner Antigone auf die Bewerkstelligung eines Ritusstücks, nämlich einer der religiösen Ordnung entsprechenden Bestattung. Fragt

man aber nach Elektra oder vielmehr nach Orestes, so ist in dem betreffenden unthatenvollen Geschlecht, dem die antiken Tragiker so verpflichtet sind, die Verwicklung mit der Religion, den Orakelsprüchen und dem Priestertruge handgreiflich genug. Ohne die Schliche des Kalchas, in denen sich Agamemnon mit seiner Eitelkeit verfing, so dass er die Tochter zur Opferung preisgab, — ohne den rituellen Mord der Iphigenia, genehmigt vom eignen Vater, würde es auch schwerlich bis zum Muttermord durch Orestes gekommen sein. Die der Religion dienstbare Tragik hütete sich aber, den schlimmsten Schuldring der Kette, nämlich den Aberglauben und den Priesterübermuth, als Ursache auszuzeichnen.

Ueberhaupt haben die Griechen in ihrem am meisten classischen Zeitalter noch eine Abhängigkeit von der Religion gezeigt, wie sie bei den Neueren, wenigstens in den Jahrhunderten der sich anmeldenden Emancipation, trotz der verhältnissmässigen Macht der Kirche, in gleichem Grade nicht gewöhnlich gewesen ist. Letzteres rührte von der bezüglich zweier Uebel heilsamen Spaltung in eine weltliche und eine geistliche Gewalt her, der auch eine ähnliche Spaltung in den Gemüthern entsprach, wodurch denn Mancherlei sich innerlich und äusserlich freier regen konnte, als wenn es einer einheitlichen Vergewaltigung, sei es der einen oder der andern Art, unterlegen hätte. Der vereinigte Druck zweier Uebel ist schlimmer als der zwiespältige, und so hat das neuere Völkerwesen vor den Griechen den Vortheil voraus, sich in Bezug auf die Uebel im Stadium einer mehrseitigen Zerklüftung zu befinden, die ihm schon manche Spalten und Risse mit etwas freierer Luft zum Athmen geschaffen hat. Infolge dessen konnte sich auch das vollere Leben einigermaassen auf eignem Grunde regen und constituiren. Auch bei den mittelalterlichen Völkern hat sich Dramatisches vielfach zuerst an religiöse Handlungen angeschlossen, wie dies noch heute in den Passionsspielen der Fall ist. Allein mit den Regungen des neuern Völkercharakters ist dieser Anfang von dem Theater selbst nicht nur weggeworfen, sondern auch so gut wie vergessen und in allen seinen Spuren vertilgt worden. Das Theater und die Kirche sind zwei Institutionen, die bei uns einander gründlich fremd geworden, während bei den Griechen der Tempeldienst und die dramatischen Spiele einander noch gar sehr benachbart geblieben waren. Man denke sich, dass an eine steife, heilig seinsollende, sogar einer Art religiöser Reinigung dienstbare Handlung ein Zug des Humors herantrete, und man wird empfinden, wie es der ab-

gemessenen Grandezza der steif auf dem Kothurn einherschreitenden Masken gestanden haben müsste, wenn aus der Wirklichkeit des Lebens auch nur ein paar kleine Wellen des Komischen herangespült worden wären. Die ganze Künstlichkeit und Unwahrheit des isolirten Vorgangs wäre zu Schanden geworden, wenn etwa ein Shakespearesches Element des Witzes sich in einer griechischen Tragödie auch nur in einem untern Stockwerk derselben angesiedelt hätte.

Einiges von der Freiheit des neuern Völkercharakters beruht auch darauf, dass die ihn belastende Religion von derjenigen Gattung ist, die schon mehr in ein Jenseits zurückweichen und sich auf ein solches beziehen musste, während die antike Religion mit dem Leben selbst ziemlich einheitlich verbunden blieb. Diese Art Spaltung, vermöge deren die Religion eingestandenermaassen ein wesentlich jenseitiges Reich haben soll und mit allen ihren Mitteln auf Hülfe aus diesem jenseitigen Bereich angewiesen bleibt, ist die innerste und bedeutsamste, von der die andern Spaltungen nur Folgen sind. Sie ist es aber auch, welche dazu führt, dass gegen den Willen der Trugmächte der Religion der natürliche Lebensdrang im Menschen schliesslich zu einer gewissen Freiheit durchbricht, indem er seine weltlichen Bahnen von denjenigen unterscheidet, die auf ein Jenseits Bezug haben sollen. Wie weit also der Gewissenszwang bisweilen getrieben sein möge, — schon der Umstand, dass die Zumuthungen stets eine jenseitige Perspective hatten und nicht im Namen des gemeinen Lebens ergingen, musste bald in eine Lockerung der Fäden auslaufen, mit denen das Gemüth umsponnen war. Im Alterthum konnte dagegen die Abwesenheit der neuern Species von inquisitorischem Gewissenszwang wenig helfen; denn an seiner Stelle waltete die sich auf die Interessen des Gemeinlebens berufende einheitlich politische Religionsbrutalität, in deren Namen ein Sokrates hingerichtet wurde. Liegt also auch der neuere Völkergeist da, wo er zum ersten Mal mächtig sich ankündigt, immer noch in einigen Religionsbanden, so sind doch die Züge, die von dieser Seite herrühren, bereits schwach geworden und hemmen den Trieb zum vollen Leben nur wenig. Shakespeare befindet sich schon inmitten der Wetterzustände, die auf Sturm und Blitz hindeuten und, wenn sie sich später vollständiger entladen haben werden, die Befreiung des Charakters der modernen Völker vom doppelten Joch, nämlich von dem der hebräischen Religion und dem der Alterthumsüberlieferungen, miterledigen werden, obwohl sie übrigens andere un-

vergleichlich grössere Functionen haben.) Doch für das Gebiet des gestaltenden Geistes (und speciell das einer freien Bethätigung der literarischen Anlagen) sind jene Angelegenheiten erheblich genug; denn die Wegwischung jener falschen Züge (aus dem edleren Gehalt der schriftstellerischen Productionen neuerer Völker) ist eine unerlässliche Vorbedingung vollendeter Leistungen.

Es ist bereits ein Vorzug an Shakespeare, dass er sich nicht mehr an hebräischen Stoffen versehen hat, (wie dies späteren Dichtern, wie Milton, in gröbster Art begegnet und nebenbei selbst einem so modernen Geist, wie dem Byrons, nicht erspart geblieben ist.) Wenn dagegen in der Denkweise etwas von den Wirkungen des Christenthums (und überhaupt der religiösen Phantasie) öfter nicht fehlen konnte, so wird dies doch einigermaassen durch eine gewisse natürliche Freiheit des Sichergehens der Vorstellungen aufgewogen. Die Gedanken, die Romeo vor dem Nehmen des Giftes kundgiebt, sind nicht im Entferntesten specifisch christlich, ja sie drücken nicht einmal etwas vom Jenseitswahn aus. Das Gift ist ihm der verzweifelte Pilot, der das kranke Schiff auf einmal in die Klippen treibt. Von weiterer, (auch nur transcendent angehauchter) Perspective findet sich im Originaltext nichts, und die Worte Julias bleiben erst recht jedem Gleichniss und Gedanken fern, woran sich Jenseitsvorstellungen knüpfen liessen. Obwohl also die äussere Einrahmung des Lebens die kirchlichen Institutionen (und einige zugehörige Wortwendungen) zeigen muss, so erscheinen doch die heldenhaft handelnden Personen nicht im Joch religiöser Gedanken. Ueberhaupt hat Shakespeare (da, wo ihm der Schauplatz und die Verhältnisse der Geschichten es irgend gestatteten,) ein bedeutendes Maass annähernd religionsfreier Regsamkeit (in seinen Helden) verkörpert. Auch da, wo diese, (wie Hamlet,) sich innerlich noch etwas gebunden finden, erscheint die Art (dieser Gebundenheit) wie aus dem eignen Selbst hervorgehend (und befindet sich hart bei jener Grenze, wo die Freiheit durchbrechen will.) Ebenso ist bei Shakespeare keine Spur jener Verkehrtheit zu finden, vermöge deren neuere Dramatisirer den thatsächlichen Verlauf ihrer Stücke so ungehörig und unbefriedigend gerathen liessen, dass sie, (um so etwas wie ein Ende zu machen,) eine Verweisung auf das Jenseits hinzufügten. Diese Unnatur (und dieser Verstoss) sind schlimmer, als der antike Gott aus der Maschine; denn dieser tritt doch in die Wirklichkeit (des Lebens und der Darstellung) ein, während das fragliche Jenseits der Neuern nicht auf die Bühne gebracht wird (und auch wirklich nur für ein

echt sinnlich abergläubisches Publicum ein Stück des Theaters werden könnte. Der Wirklichkeitszug in Shakespeare würde ihn schon allein vor solchen Halbheiten und Zwiespältigkeiten bewahrt haben, auch wenn er selber befangener gewesen wäre. Das erste Gesetz ist nämlich die repräsentative Natur der Gesammtheit der Handlung als eines mit allen seinen wesentlichen Bestandtheilen gleichmässig übersehbaren Ganzen. Nun verträgt es sich nicht mit der einheitlichen Abgeschlossenheit des Geschehens, dass auch nur etwas Diesseitiges, geschweige etwas Jenseitiges, übrig bleibe, wodurch die Handlung erst voll werden würde. Shakespeare aber hat stets das Gefühl für die Vollständigkeit und Gleichartigkeit des Lebens bekundet, — ein Gefühl, ohne welches jene Spiegelung der Natur, als die er sich seine Aufgabe dachte, nicht im Entferntesten hervorzubringen gewesen wäre.

5. Eine Vergleichung der antiken und der neuern Stoffe zeigt auch den sittlich bessern Geschmack der neuern Völkercharaktere. Man denke nur beispielsweise an die auch von Sophokles behandelten Oedipischen Zufallsspiele von theils grauenhafter, theils widerlicher Physionomie. Das Einzige, was dabei zu Ehren kommt, ist das Orakel. Grade aber dieses veranlasst den Mordversuch des Laios am neugebornen Sohn, sowie alles Weitere, und wenn der gerettete Sohn den ihm unbekannten Vater erschlägt und die ihm unbekannte Mutter heirathet, so ist eigentlich der Delphische Gott daran schuld und sollte, wenn Gerechtigkeit dabei im Spiele sein könnte, vor allem Andern zu Schanden werden. Jedoch eine Tragödie von Staats- und Religionswegen hat Alles gehorsamst nach der officiellen Sage und Denkweise einzurichten. Diese Denkweise wurzelte aber wiederum zu einem erheblichen Theil im griechischen Nationalcharakter, der an der scenischen Vergegenwärtigung und Versinnlichung solcher religiös geheiligter Sagen Geschmack fand. Wir finden im neuern Völkerleben nichts vollkommen Entsprechendes; denn dazu ist dieses nicht leichtfertig und sittlich unschön genug.

Will man wirklich Vergleichungen anstellen, so muss man schon andere Stoffe nehmen und kann auch bei diesen nur einzelne Hauptgesichtspunkte nebeneinanderstellen. So hat Orestes den Mord seines Vaters zu rächen und zwar an einem Manne, der seine Mutter geheirathet und zugleich das Herrscherthum seines Vaters an sich gebracht hat. Hier scheint auf den ersten Blick einige Aehnlichkeit mit der Lage Hamlets vorhanden zu sein, der eine verwandte Racheaufgabe vor sich sieht. Wie verschieden ist jedoch bei näherer

Betrachtung) die sittliche Physionomie der beiden Verhältnisse und Handlungen! In Agamemnon selbst wurzelt und beginnt schon der Greuel; er hat sich sein Weib völlig entfremdet (und zwar besonders durch die Wegnahme der Tochter zur Opferung.) Das Verfahren gegen ihn ist daher nur zum Theil Verbrechen, zum Theil aber auch schliesst es einen Bestandtheil ein, der als Wiedervergeltung der väterlichen Unthat angesehen werden kann. Orestes aber treibt (in seinem Racheact) Alles aufs Aeusserste, indem er das eigentliche und ärgste Verbrechen durch den Muttermord begeht, der selbst durch den (gegen ihn vorangegangenen) Anschlag des Sohnesmords (nach so langer Zeit und in Anbetracht des begründeten mütterlichen Hasses gegen den Vater) nicht hinreichend durch Gerechtigkeit motivirt ist.

Der Umstand, dass Orestes dann auch von Gewissenspein gefoltert und umhergetrieben wird, gleicht die Sache nicht aus; denn der (uns fast komisch anmuthende) Geschwornenspruch bei Aeschylos, (wobei die Göttin Athene erst den Advocaten machen und dann -gleichsam als hinzutretender Obmann bei sechs gegen sechs Stimmen- für die Freisprechung den Ausschlag geben muss,) will nicht viel bedeuten. Auch fehlt jener Umstand bei Sophokles, (wo die That als etwas Gutes und vollständig Abgemachtes ihr Ende hat.) Bei diesem Tragiker ist sogar die moralische Auffassung noch mehr gesunken, (als bei Aeschylos, der doch den Orestes noch bis zum letzten Augenblick vor Vollendung der Unthat von Apollo dazu mit Drohungen angetrieben sein lässt.) Bei Sophokles geht die That zwar für das Auge, (aber nicht für das Ohr) hinter der Scene vor; aber (trotz dieses halben Verstecks) nimmt man doch wahr, dass Alles ohne Anstandnehmen ausgeführt wird, -und es gehört grade diese Scene zu den widerlichsten der griechischen Tragik (oder, deutsch geredet, der griechischen Bocksdichtung.) Das Gefallen neueren Pöbels an Hinrichtungen ist eine Kleinigkeit (und verhältnissmässig ein sittliches Naturstück) in Vergleichung mit dem Raffinement (des Spiels in Gefühlen,) welches sich das griechische Publicum gefallen liess. Ueberhaupt sind die ganzen Greuel-im Geschlecht der Tantaliden-so widerlich und obenein (in ihrer Verknüpfung mit der Religion und unter der Herrschaft der Orakel) so demüthigend, dass nur ein Volk, (welches sich in einer sittlich willkürlichen Götter- und Orakelherrschaft gefallen hatte,) Derartiges (auch noch in den reiferen Bildungsstadien) schmackhaft finden konnte. Das Götter- und Orakelwesen (mit seinem Mangel an gesunder Zurechnung und

mit seiner Confusion der absichtlichen und der unabsichtlichen Unthaten ist nur ein Spiegel der ursprünglichen Natur des Nationalcharakters. Nun ist freilich bei den neuern Völkern auch genug sittlicher Ungeschmack und auch ein gutes Theil von Lüsternheit nach argen Geschichten vorhanden; aber vergleichungsweise sind diese antisittlichen Elemente doch geringfügiger und durchschnittlich auch in ihrer besondern Gestaltung weniger abscheulich. Das schon in Parallele gestellte Beispiel Hamlets kann als Typus für den allgemeineren Sachverhalt dienen. Dort ist die Unthat, gegen welche sich die Rache zu wenden hat, nicht erst durch eine andere hervorgerufen, ist also Verbrechen ohne jeden Abzug. Auch ist das Weib dabei nicht so direct und mit eigner Absicht betheiligt. Der Theil Schuld aber, den es wirklich auf sich geladen hat, ist ein ungemilderter, der nicht durch die vorgängige Erfahrung eines Unrechts geschwächt werden kann. Dennoch ist es für die ganze Handlung Grundgesetz, dass der Sohn Nichts gegen die Mutter unternehmen will und soll. Der Geist des gemordeten Vaters selbst macht ihm dies zur Pflicht und weist ihn bei seiner zweiten Erscheinung in der entscheidenden Scene mit der Mutter darauf hin, mit dieser wieder in einer beruhigenderen Weise zu reden. Ueberhaupt ist gegenseitig die ganze Art und Weise zwischen Mutter und Sohn, wie sie ungeachtet des dazwischen getretenen Verbrechens sich behauptet, ein für die bessere germanische Sitte auch inmitten des Uebels günstig sprechender Zug. Hiezu kommt noch, dass der Inhalt des Shakespeareschen Stücks keine bei neuern Völkern gehegte und beliebte Geschichte ist, an der etwa das Volk hinge, wie die Griechen an ihren Atridischen Erinnerungen. Auch wäre es in der That, ungeachtet des vergleichungsweise milden Charakters der Sache, ein übles Zeichen, wenn der Geschmack an Conflicten von der Art des Hamletschen ein allgemeiner der bessern neuern Völker, geschweige der germanischen oder gar speciell der deutschen sein könnte.

Wer etwa an die von Shakespeare dramatisirten englischen Königsgeschichten erinnern wollte, möge bedenken, dass zwar hier viel Verbrechen und Rohheit, aber doch nicht ein solches Raffinement von religiös geheiligten Greueln, wie bei den Griechen, vorliegt. Es geht dort bei aller Wüstheit doch etwas natürlicher zu, und abgesehen von den rohen Bosheiten ist die Plumpheit und Derbheit, durch die sich, wie John Bull überhaupt, so auch Vieles in den Shakespearisirten Königsgeschichten ausgezeichnet, zwar kein

angenehmer, aber doch ein-vergleichungsweise-noch erträglicher Charakterzug. Ueberdies muss das specifisch englisch Nationale, welches der starken Gemischtheit und besondern Ausprägung dieses nicht wenig selbstsüchtig gerathenen Volks entspricht, von dem maassgebenden Typus der bessern neuern Völkersitte in Abzug gebracht werden. Die Engländer sind, gleich ihrer Gemengselsprache, kein Volk von natürlich einheitlichem Typus und Charakter, und ein vorherrschender Zug in ihnen ist die Betonung ihres grossen Ich, welches sich ungenirt auf Alles draufsetzt und über die Welt herplumpt, so lange es eben gehen will. So hat es denn auch unter Seinesgleichen schwerfällig ausgegriffen und Mancherlei angerichtet, was der Erinnerung nicht werth ist, aber nichtsdestoweniger für das Londoner Publicum immerhin nationaleitles Futter abgeben, ein Theater füllen und Einnahmen schaffen konnte. Wenn nur derbe Spässe eingemischt und das englische Publicum einigermaassen so genommen wurde, wie wenn es im Grossen und Ganzen Galerie wäre, so konnte es kaum einen drastischen oder, zu deutsch, dreinschlagenden Stoff geben, der sich nicht hätte einigermaassen diesem Geschmack anpassen lassen. Die englischen Königsstoffe brauchten aber nicht erst angepasst zu werden; denn sie passten auch ohnedies und sind im Shakespeareschen Repertoir nicht grade das, worauf sich sonderlich pochen lässt. Abgesehen etwa von Heinrich IV, in welchem jedoch die Spässe mit Falstaff fast die originale Hauptsache sind, kann man unter den Königsstücken kaum Etwas hervorheben, was die Probe eines natürlichen und allgemeineren Interesse auf die Dauer bestehen möchte. Shakespeares Bedeutung hängt aber glücklicherweise nicht an den monarchischen Dramen und specifisch englischen Geschichten; andernfalls könnte er auch keine Grösse der Weltliteratur sein. Grade seine bedeutendsten Stücke spielen auf fremdem Boden und haben auch sonst keine specifisch englischen Voraussetzungen. Soweit im Engländer Shakespeare der Germane steckt, insoweit hat er auch den edleren Zügen des neueren Völkercharakters entsprechen können. Das deutsche Element hat den Typus der neuern Völkerwelt am meisten bestimmt, nicht nur indem es eben diese neuere Völkerwelt durch Bevölkerungseinmischung gestaltete, sondern ihr auch in der Entwicklung geistige Grundzüge seiner Art einprägte.

6. Die Gestaltung und demgemäss auch die dichterische Behandlung der Liebe ist in der neuern Völkerwelt nicht nur entwickelter, sondern auch in ihrer Wurzel von edlerer Natur als bei

den Culturnationen des Alterthums. Entwickelter und selbständiger muss sich die Liebe der Geschlechter zeigen, wo das Weib freier ist und mehr zu bedeuten hat. Bei den Griechen und überhaupt im Alterthum stellte sich der Sachverhalt nun kläglich genug. Man bedenke nur, dass die höhere, etwas vergeistigte Liebe unter den Griechen ein Dasein fast nur nach jener unnatürlichen Seite gehabt hat, wo sie sich vom Weibe abwendete und die Jugendschönheit des gleichen Geschlechts zum Gegenstande hatte, — eine Verirrung, die komisch sein würde, wenn die darin liegende Verzerrung der gesunden Natur nicht gar so hässlich wäre. In der Literatur der Griechen und zwar grade bei Philosophen steht diese Missgattung in der Liebe im Vordergrunde; sie ist die eigentlich Platonische, die man heute gewöhnlich als hochgeistige, aber selbstverständlich als auf das Weib gerichtete Liebe missversteht und die doch thatsächlich nichts Anderes ist, als eine Art Verzückung Angesichts der Jugendblüthe nicht weiblicher, sondern männlicher Art. Wenn nun die Bessern von dem gewöhnlichen groben Zubehör, also in unserm Sinne der handgreiflichen Caricatur des Natürlichen, nichts wissen und nur eine geistig ästhetische Liebe zwischen Personen desselben männlichen Geschlechts anerkennen wollten, so zeigt eben die Verherrlichung der letztern, zu der selbst die Person des Sokrates bei Plato herhalten und eine active Rolle spielen musste, das ganze moralische Deficit des Griechenthums und überhaupt der antiken Welt. Freilich sind jene sinnlich-geistigen Regungen unverkennbar bei den verschiedensten und auch bei den neuern Völkern zu finden. Sie sind ein Bestandtheil der Menschennatur und, wie es scheint, ein Fehler, den die Maschinerie aller sinnlich geistigen Erregbarkeit mitsichbringt. Wenn aber die blosse Möglichkeit von Ablenkungen dieser Art zu einer vorherrschenden Thatsache und zu einer geduldeten, ja zum Theil anerkannten und unter Umständen von Staatswegen begünstigten Sitte wurde, so erklärt sich dies nur daraus, dass der gesunde Weg nicht Anziehungskraft genug hatte, um den widernatürlich ungesunden ausser Gebrauch zu halten und jeder Versuchung in dieser Richtung den Reiz zu benehmen. Statt dessen überwog der falsche Reiz und zwar grade in der geistigen Gestalt am meisten. So erklärt es sich theilweise, wie eine höher und edler geartete Liebe für das Weib im Alterthum kaum vorkommt, indem jedes derartige Verhältniss, wie intensiv es in einzelnen Fällen auch gewesen sein möge, doch jener hochmenschlichen Würde entbehrt, die der neuern gemüthskräftigen Liebe eigen ist.

Die Macht der Geschlechtsliebe war zu den verschiedensten Menschheitsepochen unter Umständen sehr gross, aber darum nicht gleich geartet, und die Rolle, welche sie im Leben spielte, richtete sich gar sehr nach den Völkeranlagen und Völkerzuständen. So sind die Gemüthskräfte, welche die germanischen und zu einem Theil auch die germanisch gemischten, also auch die romanischen Völker in die Schale zu werfen hatten und im Laufe der Jahrhunderte feiner entwickelt haben, für den edleren Kern der Liebe von entscheidender Bedeutung gewesen. Die Treue, im germanischen Sinne des Worts, hat hier mehr zu schaffen bekommen und das Band der Geschlechter, schon von vornherein und ganz abgesehen von der Ehe, inniger gerathen lassen. Auch das grössere Maass individueller Freiheit und individuellen Selbstbewusstseins, durch welches sich die besten neuern Völker vor den besten antiken auszeichnen, hat günstig gewirkt, um das Privatverhältniss, welches doch die Liebe wesentlich ist, gegenüber dem politischen Dasein des Menschen zu einer selbständigeren Bedeutung aufkommen zu lassen. Der antike Staatszwang, sammt zugehöriger Religionspflicht, sog den individuellen Menschen förmlich auf und liess alle Angelegenheiten fälschlich so erscheinen, als wenn sich ihr Werth nach dem Interesse des Gemeinwesens bestimmte. Dieser Grundzug ist auch in den griechischen Schauspielen bemerkbar, und wenn wir noch einmal auf die Sophokleische Antigone blicken, so erstickt hier die individuelle Liebe nicht blos unmittelbar im Staat, sondern noch weit mehr in der Religion. Die Heldin erscheint als rein passiver Gegenstand der Liebe Hämons, der Angesichts ihres Leichnams auch schliesslich sich selber den Tod giebt. Sie selbst aber verräth keine Spur von Rücksicht auf diese Liebe und glaubt ausdrücklich freundlos zur Hinrichtung zu gehen. Das Motiv ihres Handelns ist ja der Bestattungswahn und, wie es scheint, dieser im Allgemeinen noch weit mehr als die schwesterliche Liebe zum Unbestatteten selbst. Religion und Priestereinfluss müssen in diesem Stück vor allen Dingen zu Ehren kommen, und der Rabe, der immer in diesem Sinne vorauskrächzt, der Repräsentant des mit Vogelflug und Eingeweidebeschaffenheit schwindelnden Priesterthums, der alte Tiresias, erscheint ja auch in officiösester Weise, um das Unglück zum Theil zu verkünden, zum Theil anzurichten. Die Glorie des religiösen Gesetzes und zwar hier in Ueberordnung über die sonstige Staatsmacht, bleibt obenauf, und alles Andere fällt ihr zum Opfer. Hämon bringt sich auch nicht ausschliesslich aus Liebe um; sein

Unmuth gilt weniger dem Verlust der Antigone überhaupt, als der Demüthigung, die sein ausgesprochener Wille durch die Hinrichtung seiner Braut seitens seines Vaters erfahren hat. Seine Verzweiflung erklärt sich aus der ganzen Lage, in welcher die Absicht, seinen Vater, zwar nicht direct mit dem Schwert, aber mit dem eignen Tode, tödtlich schmerzlich zu treffen, unverkennbar ist.

7. Nun vergleiche man mit der kleinen Nebenrolle, welche die Geschlechtsliebe und zwar nur auf Seiten des Mannes, in jenem Stück und überhaupt im antiken Drama spielt, die Thatsache, dass sich grade das werthvollste und dauerbarste Schauspiel der Neuern, Shakespeares Romeo und Julia, ausschliesslich auf die Kraft der Liebe und zwar mit sichtlichem Uebergewicht auf deren eigenthümliche Thatkraft im Weibe gründet. Julia ist in ihrer Art noch mehr Heldin, als Romeo Held. Von ihr geht auch die originäre That aus, die unter den besondern Umständen am originalsten für die hingebende Liebe zeugt — die Durchführung eines scheinbaren Todes. Dieser Zug, mit seinen unglücklichen, vom Zufall herbeigeführten Folgen, ist der Kern des Vorgangs. Auch findet er sich, soweit man in der literarischen Tradition auf frühere Novellen und Geschichten zurückgreifen mag, überall, während das meiste Uebrige, wie die Angehörigkeit an zwei feindliche Häuser, nur Zuthat und Raffinement der Novellenschreiber sein kann. Schon Shakespeare selbst hat offenbar, wenn auch nur indirect, aus einer verkünstelten Quelle, nämlich aus einem dürftigen italienischen Novellenschreiber seines Jahrhunderts, Namens Bandello geschöpft, der die Erzählung selbst schon in detaillirter Gestalt von einem andern Novellisten gestohlen und nur noch etwas mehr ausgeputzt hatte. Zwei Liebende, insgeheim getraut; zufällige Verbannung des Mannes, Bedrängung des Weibes seitens des Vaters durch eine andere Heirath, der scheintodt machende Trank als Mittel, ihr zu entgehen, Verfehlung der wahren und Anlangen der falschen Benachrichtigung bezüglich des Todesfalls und die den Beiden Tod bringenden Folgen dieses Zufalls, — das sind die nachweisbar ältesten Hauptzüge einer angeblichen Geschichte, die in Siena gespielt haben soll und von den spätern Ausnutzern und Umdichtern des Stoffes nach Verona verlegt worden ist. Die Liebe erscheint in jenen Zügen mächtig wie im Leben so im Sterben. Der Jüngling endet, weil er das Mädchen todt glaubt und sie vor Schmerz, weil er wirklich todt ist.

Worin liegt nun aber das für die neuere Völkernatur Charakteristische? Doch wohl nicht in jenem originalen Mittel, dem schein-

todt machenden Schlaftrunk, sondern in der Art, wie die Liebe Julias allen Schrecken der scheinbaren Todesdurchmachung entgegengeht. Ihre Gesinnung ist die Hauptsache; denn man könnte sich allenfalls auch denken, dass für eine niedere aber intensive Art von Liebe Aehnliches gewagt würde, wie denn auch das Alterthum Allerlei von der Stärke und Kühnheit der Liebe wie der Eifersucht aufzuweisen hat. Die Liebe, die bei Julia in Frage kommt, hat darum den Charakter und zwar den bereits höher entwickelten Charakter der neuern Völkernatur, weil sie dem beschränkten Cultus der Aphrodite, der sich beispielsweise selbst noch in der Erzählung von Hero und Leander findet, entwachsen ist und einem edleren Schönheitstypus entstammt, als er je in einer griechischen oder römischen Liebesgöttin vorgestellt wurde. Freiheit, Treue und eine Fülle von Gemüth, d. h. von innigem Gefühl der tieferen und edleren Beziehung des Menschen zum Menschen, sowie höhere Schätzung des Werths der eignen und der fremden Individualität, ja gradezu ein individuelles Souveränetätsgefühl von hochmenschlicher Bedeutung, wie es die alten Völker nicht kannten, — das sind Bestandtheile, die auch das Wesen der neuern Liebe markiren und zwischen ihr und allem sonst in der Gattung der Liebe Möglichen einen specifischen Unterschied begründen. Es versteht sich, dass dieser Unterschied in Race und Nationalität wurzeln müsse; denn sonst könnte er nicht so tiefgreifend sein und würde blos von der Culturstufe abhängen. Wie speciell national er aber sei, lehrt die Armseligkeit der italienischen Novellisten, die zwar wesentlich dieselbe Fabel componiren, aber mit dem Colorit, welches sie ihr geben, stark in der südlichen Art von Sinnlichkeit hängen bleiben und nicht im Entferntesten etwas von jener Tiefe und Fülle haben, durch die sich Shakespeares Gebilde auszeichnet.

Es mag sein, dass auch auf dem Boden Italiens die Liebe sich bisweilen zu einer sehr hohen Gestalt erhoben habe. Die Dantesche Form ist freilich dafür nicht zureichend, auch zu unnatürlich geschraubt, und auch sonst wüsste ich von italienischen eigentlichen Liebessängern kein solches Ideal herzuholen. Indessen die Wirklichkeit des Lebens mag unter Umständen höher gestanden haben, als Künstelei und Dichtung, zumal wo diese durch falsche geistige Ueberlieferungen oder durch unnatürliche Hemmungen irregeführt und überspannt wurden. Dennoch wird die Wirklichkeit, so Edles sie auch aufzuweisen gehabt haben möge, immer einigermaassen der südlichen Völkernatur entsprochen und nie ganz das producirt

haben, was den Gefühlen und Gedanken Shakespeares gemäss wäre. Es ist vorherrschend germanische Liebe (und sogar mit einigen specifisch englischen Nuancen,) was der geniale Dramatiker in der Julia dargestellt hat. Zu diesen - im engern Sinne englischen - Attributen gehören einige Züge von Derbheit, die (einem feinern Naturell nicht eigen sind und) sich - nicht blos für eine italienische Julia, sondern auch - für ein deutsches Ideal, (ja überhaupt zum Ausdruck eines vollkommenen menschlichen Typus,) nicht eignen. Sie gehören mehr dem Gesprächston (als den Handlungen) an und sind in Julia selbst glücklicherweise am spärlichsten sichtbar, während sie bei Romeo etwas mehr (und zwar gleich bei der ersten Begegnung mit der Geliebten) hervortreten. Auf Unentwickeltheit der Sitte und auf das Zeitalter kann man die fraglichen Nuancen nicht verrechnen; es ist eben die englische Art des Drauflosgehens, (die sich auch in der feinsten Sittenform nicht würde verleugnen können,) — es ist diese Beimischung von John Bulls Charakter, (was man herausfühlt und was von den südlichen Völkern - mit ihrem Geschmack - am wenigsten ungerügt bleiben sollte.) Nicht den directen und freien Gang der Natur in der Begegnung tadeln wir; (dieser ist im Gegentheil ein erheblicher Vorzug.) Was aber den Grad der Feinheit wirklich mindert, ist das Jähe und Stossweise in den Zumuthungen und Erwiderungen jenes ersten Gesprächs. Hier ist zu wenig Motivirung und zu viel Ueberstürzung in den Wendungen. Diese hätten kurz sein und dennoch stetiger ausfallen können. Sehen wir jedoch hievon (und von manchem Aehnlichen) ab, so ist uns die sonstige Anglisirung nicht weiter im Wege und der germanische Charakter tritt rein hervor, ja wird noch (durch das Hinzukommen einer weiblichen Thatkraft, wie sie beispielsweise in Deutschland weniger heimisch ist,) auf seiner schwächeren Seite etwas gehoben. Es ist also im strengeren Sinne des Worts die neuere Völkernatur und nicht etwas ausschliesslich, sondern nur vorzugsweise Germanisches, was wir im Shakespeareschen Gebilde vor uns haben.

8. Der kahle Rahmen der Handlung selbst ist natürlich kein Merkmal eines besondern Menschheitstypus. Erst das farbige Bild, welches ihn erfüllt (und in seinem Colorit ganz von Shakespeare herrührt,) stellt die Hauptsache vor. Es wäre daher auch thöricht, dem germanischen Dramatiker einen Vorwurf daraus zu machen, dass er nicht eine rein italienische Julia dargestellt habe. Hiezu hätte er sich - seiner selbst - in einem Grade entäussern müssen, dass ihm zugleich die schaffende Kraft mit abhandengekommen wäre.

Auch kann eine solche sogenannte Objectivität bezüglich des Fremden wohl in Beziehung auf Analysen und Skelette, wie sie die Wissenschaft oder die todte Nachahmung liefert, aber nicht für einen künstlerisch lebendigen Menschen das Ziel sein. Bei einem solchen Versuch würden die eignen Gemüthskräfte zum grossen Theil brachgelegt; und dies kann auf der Stufe einer höhern Race nie die Absicht eines Vernünftigen sein. Dieser müsste sich ja degradiren, um genau so zu fühlen und zu denken, wie eine Nation fühlt und denkt, die von der Fülle des Hochmenschlichen und vom edelsten Menschheitstypus die besten Züge nicht aufweist, andere aber nur nach einem niedrigen Niveau hin ausgebildet hat. Soweit geht das Träumen und Schauspielern des Dramatikers denn doch nicht, dass er, wenn er edlere Racenanlagen in sich hegt, sich dieser entäussern sollte, selbst wenn er grundsätzlich fremde Eigenthümlichkeiten zum Gegenstande hätte. Er kann Schurken und Narren zeichnen, ohne sich in dem Schlechten zu verlieren. Im Gegentheil wird man es der Zeichnung stets anmerken, dass sie keine Photographie, sondern eine kritische und bewusste Wiedergabe der sittlichen Verzerrungen und sonstigen Störungen ist. Um wieviel weniger wird nun ein grosser und wahrhafter Dramatiker sich das kleinliche Kunststückchen aufgeben, sich zu einer tieferstehenden Nationalität, unter völliger Entäusserung seines eignen Wesens, herabzulassen und sich mit ihr auch nur für ein paar Stündchen völlig gemein zu machen. Letzteres könnte er aber nicht, wenn er es auch wollte, vorausgesetzt, dass er wirklich hoch steht. Die Ausführung des hebräischen Charakters in Shylock ist hiefür ein Beispiel. Solche niedrige Ungeheuerlichkeiten begreifen sich wohl, aber lassen sich schwer aus dem Innersten darstellen. Uebrigens wäre es auch sonderbar, wenn bezüglich der Julia Shakespeare nicht unwillkürlich und instinctiv dahin geneigt hätte, einem englischen Publicum auch nur eine solche Ausprägung der Liebe zu zeigen, wie sie diesem genügen und verständlich sein konnte. Das Publicum hat nirgend soviel künstliche Abstractionskraft, um aus sich und seiner Gefühlsweise herauszutreten, und man kann oder soll ihm solche Schritte nicht zumuthen. Man kann es nicht, wenn es tiefer steht, und man soll es nicht, wenn die Abstraction es in die Niederung führen würde. Die äussern Merkmale des Tieferstehenden mögen immerhin vorgestellt werden; aber die eigne Höhe muss auch bei diesem Niederblick gewahrt bleiben; sonst wird die dramatische Versenkung in einen Charakter unwillkürlich und nothwendig zu einer demoralisirenden Gewohnheit.

Halten wir hienach überall daran fest, dass Shakespeare in grossem Maasse die Züge des eignen Wesens wahrte und dies auch da that, wo eine Spiegelung des Schlechteren oder des völlig Schlechten erforderlich war. Das Falsche einer hirn- und gemüthlosen Objectivität, die schaale Gelehrte zum Idol erheben, lag ihm gewaltig fern. Grade auf das Gegentheil ist er ausgegangen, und darum haben wir von ihm auch ein Drama der Liebe, welches Leben und Grösse und zwar in einem Maasse hat, dass es durch die Blosstellung seiner Mängel den edelsten Theil seiner Kraft nicht einbüsst. Julia hat Züge von Natürlichkeit, die selten sind und die, wie ihren Charakter, so auch den des Dramatikers ehren, weil dieser fähig war, solche Schönheiten zu concipiren. Wie einfach schön gestaltet sich nicht ihr Benehmen in jener zweiten Begegnung, in welcher sie vom Fenster aus zu Romeo spricht. Der edelste Zug ist hier die bewusste Verneinung der Coquetterie, ja selbst jenes naheliegenden Scheins der Zurückhaltung, welche der weiblichen Natur angeboren ist, aber in die fragliche Situation übel passen würde. Wer sich entschliesst, über die äussersten Hindernisse hinweg der Liebe ihre Bahn zu brechen, dem würde das gewöhnlich Mädchenhafte nicht wohl anstehen, und das Verhalten muss daher auch in den anscheinenden Nebenumständen die Erhabenheit über das Gemeine sichtbar werden lassen. Sie werde treuer sein, sagt Julia, als diejenigen, welche es mehr verstehen, fremd zu thun. Nur wenn es ihm gefalle und er dann mehr um sie werben wolle, dann könne auch sie sich abwehrend anstellen und nein sagen, falls er nämlich glauben könne, sie sei zu leichthin. Sie nimmt aber so Etwas in der That nicht an und ihre Wendungen haben wirklich nur den Sinn, Romeo zu sagen, ihre Liebe und doch auch gewiss die seinige sei zu gross und edel, um an derartigen Künsten zu haften.

Dieselbe grade Natürlichkeit zeigt sich auch in einem Punkt, der nicht mehr blos zum Ausdruck der liebenden Gesinnung, sondern zur Handlung und zwar zu derjenigen gehört, welche, verstandesmässig gesprochen, das äussere Rechtsverhältniss betrifft. Dieser zarte, weil zugleich gewissermaassen auch grob erscheinende Punkt ist die Aufforderung zur sofortigen Ordnung der Ehe. Keinem Mädchen wird man es übel nehmen, wenn sie die Sicherstellung ihrer Ehre durch vorgängige gesetzmässige Verbindung gewärtigt. Ist aber ihre Liebe von hoher Art und demgemäss der Gegenstand auch deren würdig, so wird schwerlich auf ihrer eignen Seite erst

eine Initiative, und sei es auch nur die zur Erinnerung, nöthig sein. Hier aber giebt Romeo selbst durch eine vorangegangene Frage die Veranlassung, und die Aufforderung, für die Vollziehung der rechtmässigen Verbindung zu sorgen, ist an sich die bestimmteste und befriedigendste Antwort, die sich denken lässt. Nur in dem hinzugefügten Grunde hat sich Shakespeare ein wenig vergriffen. Wenn, sagt Julia zu Romeo, das Ziel seiner Liebe anständig (honourable) sei, so soll er u. s. w. Nun, dieses blosse Wenn scheint mir ein wenig beleidigend, vorausgesetzt nämlich, dass es sich um eine Liebe handle, die in ihrer Schätzung auch schon die Treue miteingeschlossen hat, und diese Voraussetzung darf bei der edelsten Art nicht wegfallen. Die Lage, welche eine rasche und geheime Verbindung erforderlich machte, um den Hindernissen die Kraft zu benehmen, hätte eine bessere Berufung abgegeben, wenn es nicht überhaupt ziemlicher gewesen wäre, gar keinen Grund hinzuzufügen. Indessen so überaus streng braucht man es mit der Wendung nicht zu nehmen, wenn man die Ueberwindung bedenkt, die einer Liebenden die Initiative zu einer solchen Aufforderung kosten muss. Sie nimmt damit gleichsam Etwas vorweg und urtheilt ausdrücklich über die Gesinnung ihres Geliebten, wo ihr dieses Urtheil auch als Eigenliebe und als zu grosse Selbstgewissheit ausgelegt werden kann. Wenn sie daher in einen etwas alltäglichen und unter dem Adel der Sache belegenen Grund gleichsam nach conventioneller Gewohnheit hineingeräth, so ist dieser Lapsus, d. h. hier der Shakespearesche Mangel an Feinheit, begreiflich genug. Auch haben wir den Umstand nur hervorgehoben, um bemerklich zu machen, dass die fragliche englische Vorstellung von den feinern Nuancen in der Hoheit und dem Adel der Liebe noch nicht die letzte sei. Wir können uns eine Verkehrsart und einen Gesprächston denken, welcher mehr Rücksichten ausprägt und erhabener gearteten Verhältnissen und Sitten entspricht. Da aber dieser hohe Grad edler Beanlagung auch weiter bei den Dichtern nur erst in geringfügigen Spuren vertreten ist und, wenn er auch dem Leben nicht gänzlich fehlt, doch in der Kunst bis heute mehr eine Anforderung geblieben als eine Thatsache geworden ist, so wollen wir darüber und über Aehnliches nicht specieller rechten, zumal Menschen selten sein dürften, welche die fraglichen Unterschiede zu würdigen wissen.

9. Obwohl man schon in der allerersten Begegnungsscene die Worte Romeos, welche das Pilgergleichniss einführen, als besonders gelungen gepriesen hat, so scheint man doch grade das am wenig-

sten gewürdigt zu haben, was mit dem Worte naiv zu grob bezeichnet werden würde, weil es, höherstehend als blosse Naivetät, das Natürliche mit der Bildung in Harmonie vorbringt. Hiefür kann als vorzügliches Beispiel Alles dienen, was in den sämmtlichen Unterredungen der beiden Liebenden eine aussergewöhnliche Nichtumgehung der sonst und nicht blos für eigentliche Prüderie unnahbaren Seiten eines solchen Verhältnisses zeigt. In dieser Richtung ist Shakespeares Behandlungsart, in Vergleichung mit der üblichen Naturverleugnung, eine wahre Erfrischung und lässt über manches Andere hinwegsehen. Fragen wir dagegen nach dem Maass der Redewendungen und namentlich der Metaphern, so ist hier das Greifen nach den stärksten Ausdrücken nicht immer ein Zeichen der Dichterkraft, sondern bisweilen wohl eine Schwäche und Incontinenz, die nicht an sich zu halten weiss. Nicht für berechtigten Schwung, sondern schon für eine Art Ueberschwung muss man Romeos hyperbolisches Gleichniss nehmen, zu dem er greift, als er zuerst Julia am Fenster erblickt. „Welches Licht", fragt er sich, „bricht durch das Fenster dort?" „Es ist der Ost", antwortet er sich, „und Julia ist die Sonne". Dieses Bild wird dann noch weiter ausgeführt. Aber ebenso wird Julia, wenn auch hauptsächlich nur in ihrem Selbstgespräch vor dem Besuch Romeos, von Shakespeare mit übertriebenen Redewendungen ausgestattet, die ihr nicht so gut stehen, wie ihre sonstige Natürlichkeit. Namentlich ist es der Eingang dieses Monologs, in welchem die Abweichung liegt. „Jagt schnell", spricht sie in ihrer gespannten Erwartung, die den Tag vorüber- und die Nacht herbeiwünscht, — „jagt schnell, ihr feurig hufigen Rosse, Phöbos Wohnung zu" u. s. w. Das griechische Bild verhüllt hier offenbar nicht den Kern, der auch ohne jenes vorhanden sein würde, nämlich die Aufforderung an die Sonne, sich mit ihrem Sinken zu beeilen und dem Tag ein Ende zu machen.

Solche Wendungen rechnet man allerdings herkömmlich zur poetischen Freiheit und glaubt auch wohl, solche Willenskühnheiten, die den grossen Naturacten eine Anpassung an individuelle Wünsche zumuthen oder wenigstens zuzumuthen sich anstellen, wären berechtigte und natürliche Wirkungen ausserordentlicher Erregung. In Wahrheit aber passen sie nur für den Kinderstandpunkt der Völker, auf dem noch wirklich geglaubt wird, die Natur erhöre die Wünsche und bequeme sich an. Ohne den Sonnengott mit seinem Gespann oder irgend ein anthropomorphes Surrogat, also ohne den Aberglauben an die willkürliche Lenkbarkeit der Naturereignisse ist

die Möglichkeit eines solchen Wunsches nicht vorhanden. Wenn er unter der gegentheiligen Voraussetzung dennoch geäussert wird, so ist dies ein blosses Spielen mit einer längst verjährten Naturauslegung und mit der Unwahrheit phantastisch verzerrter und abergläubischer Dichtung. Ob hiebei ein griechisches Bild beibehalten wird oder eine kahle Abstraction an die Stelle tritt, welche sich mit der Natur auf Du und Du stellt und ihr Reden gleichsam zuschleudert, das ist nicht entscheidend und ändert nichts an den Unarten, die auch in der modernsten Poesie noch ihr Wesen getrieben haben. In diesem Fall ist Shakespeare freilich wohl durch das antik religiöse Bild von den Sonnenrossen, mit welchem er seinen Ausdruck verzieren wollte, auch zu dem andern Zubehör, d. h. zu der Zumuthung des schnellen Galoppirens (gallop apace) veranlasst worden. Die Ungeduld drückt sich freilich darin aus, aber in der Vorstellung einer Consequenz, an die sie selbst nicht glaubt. Der übrige Inhalt des Monologs ist, soweit jener poetische Anachronismus nicht Folgen hat, vorzüglich und besonders durch edle Selbstgewissheit in Rücksicht auf die Unbefangenheit der Geschlechtsnatürlichkeiten ausgezeichnet.

Allerdings fehlt es auch hier nicht bei dem Vorzuge zugleich an einer Kehrseite. Die Jungfrau weiss mehr, als man durch blosse Mittheilung und anticipirende Theorie wissen kann. Sie redet über die bevorstehende Nacht mit der Kennervirtuosität Shakespeares. Ihre Kennzeichnungen sind keine unbestimmten Andeutungen, wie sie sich allenfalls noch aus raffinirter Bildung und aus einer von Andern erborgten und der Literatur entlehnten Erfahrung erklären liessen. Der britische Dramatiker oder, besser gesagt, Schauspieler legt ihr Worte in den Mund, die sozusagen Malerei mit der Treue und Lebendigkeit eigner Erfahrung hinhauchen. Soll man nun eine solche Belehnung des doch wohl noch keuschen Mädchens, welches andernfalls wohl schwerlich der Gegenstand so hoher Liebe bleiben dürfte, mit der ganzen intimen Shakespeareschen Erfahrung etwa wieder unter der Rubrik poetischer Freiheit als in der Ordnung zulassen? Ich meine, Shakespeare hat hier einfach etwas gethan, was an das erste Wort des Monologs gallop erinnert; er hat sich vergaloppirt und die Julia, indem er sie, wenn überhaupt, nur von aussen über die unmittelbaren Intimitäten des Kommenden reden lassen durfte und sie auch wohl nur Andeutungen machen lassen wollte, mit einem Theil seines eignen Selbst vertauscht und diesem am unrechten Ort die Zügel schiessen lassen. Der Widerspruch

ist um so klaffender, als sie von ihrer eignen Jungfrauschaft redet und dabei mehr Vorstellung verräth, als mit dieser verträglich ist. In den an die Nacht gerichteten Worten: „Lehre mich verlieren eine gewinnende Partie, gespielt um ein Paar unbefleckter Jungferschaften“ u. s. w., — in den so eingeleiteten und nächsten Zeilen liegt die Vorwegnahme einer Beschreibung und sozusagen einer Analyse von Acten, wie sie aus blosser Theorie nicht stammen kann und sich unter allen Umständen im Munde einer wirklichen und edeln Jungfrau nicht ziemt. Die Shakespearesche Unterschiebung ist entweder, wie schon gesagt, eine blosse Uebereilung oder auch zugleich ein Mangel an sittlich feinerer Unterscheidung. Die Uebersetzer haben derartige Stellen theils in einzelnen Wörtern noch verschlimmert, theils in anders nuancirten Wendungen bei der Umdichtung abgeschwächt. Auch ist, nebenbei bemerkt, das Wortspiel, welches in Partie (match) wegen des speciellern Wortsinnes Heirath liegt, bei Schlegel verloren gegangen.

Wenn wir von Unterschiebung redeten, so muss dies für jeden Standpunkt befremdlich klingen, dem die Julia blos als von Shakespeare geschaffen gilt. Immerhin mag das Wort Schöpfung für die Thätigkeit der Dichter bleiben; aber der Sinn solchen Schaffens ist doch ein tieferer. Der Schaffende hat ein Ziel und mit diesem ein Maass der Wahrheit seines geistigen Bildens. Er ist an das Gesetz des Gegenstandes gebunden, den er im Allgemeinen concipirt hat, und hier kann er im Speciellen gegen seine eigne Gesammtconception verstossen. Wenn auch das Wesen des Gegenstandes durch den Dichter selbst nicht zulänglich erfasst wäre, so hörte jenes darum nicht auf, denkbar zu sein und in dieser Weise als Norm zu existiren. Die hohe Liebe ist kein Gegenstand, der ausschliesssIich von der Individualität einer einzelnen realen Verkörperung, geschweige von der jeweiligen Phantasie und Capacität der Dichter abhinge. Das künstlerische Schaffen ist hienach nicht willkürlich und ist in einer ähnlichen Weise an gegenständliche Nothwendigkeiten gebunden, wie das wissenschaftliche Erkennen eines Sachverhalts.

Shakespeare, der auch als Schauspieler und Schauspielunternehmer ein Stück des Charakters dieser Stände nicht verleugnen konnte, scheint mir von jener edleren Scheu, die nicht Alles auf den Präsentirteller stellt, nur geringere Begriffe gehabt zu haben. Das Handwerk des Schauspielers bringt es mit sich, dreist aufzutreten, in der mimischen Composition, um nicht zu sagen, in den

Grimassen, nichts weniger als schüchtern zu sein und sich mit einer Auslassung der verschiedensten Eigenschaften nachdrücklich geltend zu machen. Eigentliche Blosstellung kann es daher für ihn nicht geben; denn er ist gewohnt, nicht nur das, was er ist, nämlich die Fähigkeiten seiner Gefühls- und Vorstellungsmaschinerie, sondern alles Beliebige und Gewünschte, gewerbsmässig bloszustellen. Kein Wunder daher, dass die arme Julia auch etwas davon abbekommen hat. Haben sich doch auch noch später heldenhafte Männer der Geschichte, die mit ihren Bestrebungen über allem Kunsttrödel standen, von schauspieldichterischer Seite Ausprägungen gefallen lassen müssen, in denen sie zu der Hohlheit und Phrasenhaftigkeit blosser Theaterhelden doch allzustark degradirt wurden. Stand und Gewerbe stimmen eben nicht ganz zu der Aufgabe, in Regionen heimisch zu sein, die nun einmal der Regel nach über den Niederungen der gemeinen bürgerlichen und geschäftlichen Denkweise belegen sind. Diesen Niederungen sind nun neuerdings die Dichter vorzugsweise entsprossen, und es hat hier öfter, wenn auch bei Shakespeare nicht am meisten, an eigner, echter, thatkräftig heroischer Denkweise gefehlt. Ja es hat sich gar bald schon die eigentliche Bourgeoisie mit ihrem bekannten Mangel an Verständniss für wirkliches Heldenthum jeglicher Gattung in den gefeiertsten Hauptdichtern nicht verleugnen können. Doch bei dem übrigens in den Stoffen noch halbfeudalen Shakespeare wäre eine Erörterung in dieser Richtung verfrüht; sie träfe nur die Keimregungen, während man die Sache besser erst an den volleren Auswüchsen ins Auge fasst. Dagegen ist ausser der Hinweisung auf die Wirkungen der Angehörigkeit zum Schauspielerstande auch auf diejenigen des Modetons hinzuweisen, der sich in den theatralisch entscheidenden Gesellschaftskreisen nicht wenig nach der Elisabeth, der sogenannten jungfräulichen Königin, gemodelt hatte. Vielleicht ist das, was wir Shakespeare als einen Vorzug unbefangener Natürlichkeit angerechnet haben, nur dadurch vor einem Publicum, wie dem sonst als prüde verrufenen englischen, möglich geworden, dass jene Ausdrucksart den ungenirten sinnlichen Allüren jener herrschenden Dame entsprach, die mit ihrer lebenslänglich stets neuen Jungferschaft von den jüngsten Jahren an freigebig gewesen und cynischer Nacktheit keineswegs abhold war. Unter dieser Voraussetzung zeigt es sich wieder einmal, wie auch die Vorzüge sich oft nur dadurch bei der Welt Eingang verschaffen, dass sie den zugehörigen Auswüchsen und Kehrseiten, sei es unwillkürlich oder absichtlich, schmeicheln.

10. Ueber das Juliastück (als Ganzes, namentlich als Tragödie,) werden wir uns besser orientiren, sobald wir Shakespeare erst (bei einem andern Stoffe, nämlich) in der Umdichtung der Hamletgeschichte, beobachtet haben. Die alte Erzählung vom dänischen Prinzen Hamlet, (wie sie sich bei dem Geschichtsschreiber Saxo im 12. Jahrhundert dargestellt findet,) ist der Bericht von einer thatkräftigen (und mit verhältnissmässig feiner List durchgeführten) Rächung des ermordeten Vaters. Der Ausgang ist ein glücklicher; denn Hamlet bringt nicht nur seine Mutter wieder auf den bessern Weg, sondern erhält (nach Tödtung des Brudermörders, Thronräubers und verleumderischen Verführers) auch selbst vom Volke die Herrschaft. Die Situation (im Anfang der Geschichte) ist insofern eine völlig klare, als der Mord offenkundig vorliegt, Hamlet von vornherein zur That entschlossen ist und sofort den Wahnsinn zur Schutzmaske nimmt, theils um seine Person zu sichern, theils um die Vorbereitungen seines Racheplans zu decken.

Mehrere Einzelheiten in den Umständen der Handlung sind auch solche, die in Shakespeareschen Variationen wiederkehren. Dahin gehört ein Gespräch mit der Mutter und die Tödtung eines versteckten Horchers. Auch eine Sendung nach England findet statt und dabei ebenfalls eine Vertauschung des Briefinhalts, der zufolge die beiden Höflinge ihre allzu grosse Gefälligkeit gebührend mit dem Tode büssen. Hamlet verschreibt sich dabei aber zugleich die Tochter des Königs von England und geht mit, um nach einem Jahr zur Rache zurückzukehren. Diese besteht in der Verbrennung aller Höflinge und in der Zerhauung des Königs in Stücke. Er selbst führt Alles persönlich ohne Hülfe aus, und hierin, sowie in seinem Scharfsinn, muss ein Hauptreiz für die alte Ueberlieferung gelegen haben. Ueberdies ist in die ganze Sache nur wenig Märchenhaftes eingemischt, und auch dies besteht nur in der Beilegung eines abenteuerlich feinen Geruchs und sonstigen Sinnesurtheils, vermöge dessen Hamlet (an der Tafel des englischen Königs) auf Thatsachen und Ursachen schliesst, die zum Theil auf dem angegebenen Wege nicht zu ergründen waren. Diese Probestücke von Scharfsinn sind es aber grade, die ihm nicht blos wirklich zur Tochter des Königs verhelfen, sondern auch überhaupt in der Erzählung dazu dienen, seinen Verstand noch weiter ins Licht zu setzen. Fehlt nun auch bei Shakespeare das Verweilen in England, so sind doch andere, weit geringfügigere Umstände in irgendwelchen Variationen beibehalten. So fehlt beispielsweise auch ein Urahn zu

jener Zote nicht, die sich Hamlet (im gemachten Wahnsinn) neben Ophelia öffentlich gestattet. Nur ist das alte Original etwas anständiger; denn es lässt eine zotige Aeusserung nur auf eine aufziehende Anfrage in der Höflingsgesellschaft und zwar nur in Bezug auf das abwesende Mädchen, aber nicht, (wie bei Shakespeare,) aus freien Stücken und der Ophelia ins Gesicht, erfolgen.

Obwohl eine gewisse Sagenhaftigkeit in der alten Erzählung, namentlich bezüglich des zur Rache dienenden Netzes, unverkennbar ist und Alles darin einen ursprünglich epischen Charakter an sich trägt, so fehlt doch das Uebernatürliche und Geisterhafte. Durch welche Vermittlungen also auch Shakespeare zu dem Stoffe gekommen sein möge, jedenfalls ist sein Geisterspuk und die Rücksicht auf Jenseitigkeiten eine Zuthat. Die kritisch interessanteste Seite ist aber die verhältnissmässige Handlungsunfähigkeit des Shakespeareschen Hamlet, die den Nerv des Stückes ausmacht, auch wohl einigermaassen den unglücklichen Ausgang der gerechten Rache erklärt (und mit dem alten Urbild des Hamlet in völligstem Widerspruch steht.) Dieser Mangel an Actionsfähigkeit gehört der innern Natur des Helden an, (dessen Heldenthum mehr im Ankämpfen gegen diese innere Gebundenheit, als in frischen und freien Thaten besteht.) Die anfängliche Unsicherheit bezüglich des Mordes ist nicht der entscheidende Grund des Handlungsmangels; denn diese Unsicherheit fällt später weg, und der Mangel bleibt bestehen. Ja sogar, als Hamlet nicht blos seinen Vater, sondern auch den gegen ihn selbst gerichteten Mordversuch zu rächen hat, geht er noch nicht energisch activ vor, sondern verhältnissmässig passiv in eine Schlinge, und erst mit dem Tod in der Brust-und Angesichts seiner vergifteten Mutter-führt er den Rachestoss gegen seines Vaters, seiner Mutter und seinen Mörder. Der Umstand, dass er früher auf der Reise handlungsfähig genug war, -die beiden Höflinge gebührend zum Tode zu befördern-und auch die Thatsache, dass er vorher den verborgenen Horcher, (in welchem er den König voraussetzte,) erstochen hatte, — (diese beiden Regungen von sozusagen factischem Leben) brauchen nicht grade als Widersprüche gegen den bei ihm vorherrschenden Charakterzug genommen zu werden. Keine Wahl lassende Nothwehr in dem einen Falle und höchste Steigerung der augenblicklichen Erregung in dem andern machen (auch bei einer actionsschwachen Natur) die Aufraffung zu Thaten begreiflich. Giebt es doch im Leben genug Charaktertypen, die nur dann mit nachdrücklicher und gebührender That reagiren, wenn sie auf das

Aeusserste gebracht sind. Bei ihnen hat das Active selber etwas vom Passiven; sie agiren nicht selbständig und mit Vorbedacht, sondern sie reagiren blos und zwar nur unmittelbar auf die stärksten Reize, durch die sie gleichsam mit zwingender Gewalt aus ihrem habituellen Selbst und der zugehörigen constitutiven Lethargie herausgerissen werden.

Der Shakespearesche Hamlet fühlt sich, noch ehe ihm der Mord seines Vaters gewiss ist, schon durch die Situation infolge der raschen Heirath seiner Mutter, gleich im Anfang im Gemüthe so gepresst, dass er mit dem Gedanken an Selbstmord spielt. Es waltet in ihm eine Art Geisteszerklüftung, vermöge deren er keiner entschiedenen Haltung fähig ist. Der letzte Grund dieser Zerklüftung ist aber allem Anschein nach mehr eine Krankheit des Wollens, als eine des Denkens. Die Beeinträchtigungen beider gehören jedoch zusammen, wenn auch an der Oberfläche mehr die Haltungslosigkeiten zwiespältiger und unentschiedener Gedanken sichtbar werden. Die Erdichtung eines solchen Hamlet durch Shakespeare ist nur aus einem Zuge abnormer Gemüthsgestaltung erklärlich. In der Hinzeichnung einer solchen Geistesgestalt hat Shakespeare Etwas verrathen, was in seinem eignen Sinne sein Wesen trieb. Hamlet ist daher für den britischen Dichter nahezu ebenso charakteristisch, wie Faust für Goethe. Ueberdies ist es noch charakteristischer, dass es bei Shakespeare ein junger Mann ist, in welchem jene Verdüsterungen der Thatkraft hausen. Das Schwanken zwischen Sein und Nichtsein ist habituell, und die Frage des freiwilligen Todes regt sich in Hamlet immer wieder von Neuem. Das berühmte eingehendere Selbstgespräch hierüber läuft aber wieder auf Handlungsunfähigkeit hinaus. Unfähigkeit zur That nach aussen und Unfähigkeit zur That gegen sich selbst ist das doppelte Gepräge. Der Grund gegen den Selbstmord ist aber eine unrichtige Erklärung des eignen Zustandes. Die Furcht vor Etwas nach dem Tode soll es sein, was den Willen hemme und Elend zu hohen Jahren kommen lasse. Solche Furcht wird nun unsererseits bei denen, die noch am Jenseitswahn hängen und das reale Wesen des Todes nicht kennen, nicht bestritten. Was wir bestreiten, ist nur, dass sie mächtiger sein könne, als wirklich zulängliche Gemüthserdrückungen, die mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit den Selbstmord verursachen. Mit Hamlet steht es eben nicht so schlimm; der Druck auf sein Gemüth ist zwar stark, aber doch nicht stark genug, um zu erdrücken, und deswegen bleibt es

auch nur bei Selbstmordsanwandlungen und zwar verhältnissmässig so schwachen, dass man dabei fast nur von einem Gedankenspiel mit der Sache, aber noch nicht einmal von einer ernsten Annäherung an sie reden kann.

Ausschliesslich mit Zügen nationaler Eigenthümlichkeit erklären wir den Shakespeareschen Hamlet (oder vielmehr den sich in Hamlet theilweise hineindichtenden Shakespeare) nicht vollständig. Die spleenschwangern Nebel Englands und die dort gelegentlich hervortretenden Neigungen zu einer Mischung von Lebensunmuth, Bitterkeit und Humor sind ein wichtiges Anzeichen; aber sie hatten allein wohl nicht so viel Gewalt über einen so bedeutenden Geist, dass sie ihn auch nur zeitweilig in den fraglichen Zustand hätten versetzen können. Erst das Hinzutreten einer allgemeinen Anlage der neuern Epoche hat dies vermocht, und diese Anlage hat freilich ihren günstigsten Boden in England und glücklicherweise erst in zweiter Linie anderwärts gefunden. Die pessimistischen Anwandlungen Byrons sind eine englische Weiterausprägung dieser Anlage, und der Deutsche, der ihr am meisten unterlag, Schopenhauer, ist curioserweise auf englischem Boden Embryo gewesen und, wenn dort auch nicht geboren, doch, was erheblicher ist, zu einem Theil auf englischem Boden erzogen worden.

Jene allgemeinere Anlage der neuern Epoche selbst geht auf eine gleichzeitige Zerklüftung des Wollens und des Denkens. Die bis dahin wahngewiegte neuere Völkerwelt hatte Gewohnheiten und Sitten genährt, die mit dem natürlichen Wollen vielfach in Widerspruch stehen. Mit den Halblichtern des Gedankens, die namentlich im Zeitalter der Reformation auch etwas blassen Lichtschimmer in die grossen Bevölkerungsmassen bringen und so auch bei den obern Schichten stärkere Athemzüge von freierer Denkluft ermöglichen, — mit diesen Halblichtern tritt auch eine zweifelhafte Beleuchtung der Handlungen und Sitten ein. Die eingewurzelte Unnatur des Strebens fängt an, den in ihr klaffenden Widerspruch zu empfinden, und für die Behandlung des Schlimmen und Ausschweifenden in den Handlungsgewohnheiten und Thaten fehlt es den desorientirten Trieben und Gedanken an einem festen Maass. Die Gesundheit des Wollens ist durch den Zwiespalt der modernen Epoche noch mehr gestört, als diejenige des Denkens. Entwicklungskrankheiten und Uebergangsübel brechen hie und da hervor und kündigen die innern und äussern Kämpfe an, vermöge deren der moderne Mensch aus seiner frühern Umsponnenheit herauskommen soll. Nicht die Blässe

des Gedankens ist der Thatkraft angekränkelt, wie Shakespeare sich das Verhältniss auslegt, sondern der Wurm nagt an der Wurzel, dem unbefangenen Wollen. Der Mensch steht mit einem Male selbstverantwortlich vor Dingen, deren Auffassung sonst durch die volle religiöse Lüge bestimmt wurde. Nun ist in diese Lüge und in deren Zubehör an naturwidrigen Sitten einiger Einbruch geschehen, und die Halbheit, die in der mangelhaften Erschütterung des Lügenbaues liegt, bringt Menschen und Zustände in eine verhältnissmässig haltungslose Schwebe. Tritt nun irgendwo bei einem Volke oder bei einem Einzelnen noch eine besondere Anlage zum abnormen Verhalten hinzu, so ist ein Zug ungeheuerlicher Geisteszerklüftung, ohne eigentlichen Wahnsinn, nur zu leicht möglich. Eine derartige Zerklüftung waltet nun im Shakespeareschen Hamlet, der übrigens auch die für diesen Zustand kennzeichnende Eigenthümlichkeit hat, Ernst und Humor unmittelbar zu mischen und sprungweise von jenem zu diesem überzugehen. Es ist dies ein Mangel an Gleichgewicht und gesetzter Gleichartigkeit in der Geisteshaltung, wie denn auch bei späteren Dichtern, so namentlich in Byrons am meisten charakteristischem Werk, dem Don Juan, die jähen Uebergänge vom Ernst zum Spott ebenfalls eine Wirkung jener Anlage der neuern Zeit sind.

11. Es ist hier noch nicht der Ort, ausführlicher auf die Berechtigung oder vielmehr die sich schliesslich herausstellende Nichtberechtigung des Tragischen, namentlich aber einer Verherrlichung unheilvoller Beendigungen einzugehen. Nur sei hervorgehoben, dass der Hamlet der alten Erzählung mit seiner gesunden und erfolgreichen Rachethat nicht im Mindesten für Bühneneffecte brauchbar war und zu der Tragik, wie sie von den Modernen verstanden wird, erst recht keinen Beitrag geliefert hat. Die Neuern begnügen sich nämlich nicht mit so etwas, wie einem Orestdrama; denn ihnen genügt Jammer und Weh auf irgend einer Seite nicht, sondern es muss der Held selber, und wenn möglich noch allerlei Zubehör, kläglich umkommen. Für Letzteres hat nun Shakespeare im Hamlet ausgiebig gesorgt. Er lässt die drei Hauptpersonen, zwischen denen der Conflict statthat, untergehen und opfert ausserdem noch fünf Nebenpersonen. Vergleicht man das Juliastück, so ist auch hier der Tod, der ja einem Tragiker nichts kostet, reichlich bedacht. Ausser den zwei Hauptpersonen gehen, einschliesslich der Mutter Romeos, noch vier, also im Ganzen sechs darauf. Ueberdies sind auch hier die Untergangsfälle nach Zeit und Ort dicht zusammen-

gedrängt, ja sogar in grob unwahrscheinlicher Weise eng mit einander verknüpft. Die älteste Erzählung lässt Romeo zum vermeintlichen Grabe Julias kommen und als Verbannter ergriffen und hingerichtet werden, während inzwischen Julia bereits entflohen und nach dem vermeintlichen Aufenthaltsort des verbannten Romeo gereist ist. Da sie erst nachträglich wieder zurückkommt, so liegt ihr nunmehr vor Schmerz erfolgender Tod zeitlich von dem des Romeo ab. Bei Shakespeare aber trifft Alles pünktlich auf die Minute, wie bestellt, ein, und die erschütternden Ereignisse schlagen auf den Zuschauer oder Leser mit vereinigter Gewalt los, als gälte es Herzen zu bewegen, denen mit gewöhnlichen Portionen nicht beizukommen ist. Die Tödtung des der Julia zugedachten andern Mannes, die auch einige Minuten vor der Schlusskatastrophe erfolgt, hat Shakespeare ganz und gar aus eignem Fonds zugegeben; denn die früheren Geschichten bedürfen nichts als eines Grundes zu Romeos Verbannung, und dazu genügte, dass dieser vorher irgend Jemand erschlagen.

Wenn die künstliche Zusammendrängung von Katastrophen in demselben Augenblick eine poetische Freiheit oder bühnentechnische Nothwendigkeit sein soll, dann kann man nur getrost die ganze packende und drastische, in verstärkten Dosen eingegebene und die dicksten Nerven angreifende Art von Tragik, ja vielleicht die ganze tragische Absichtlichkeit der Dichter, zu den Privilegien der Poesie rechnen. Mit dem sichtbaren Gebrauch dieser Privilegien fällt aber glücklicherweise auch der Schein des allgemeinen Rechts fort, und die Illusion, die in der wahren Bedeutung des Worts eine gar charakteristische Sache ist, kommt dem Zuschauer unwillkürlich abhanden. Freilich wird dem Publicum nicht viel Zeit zum Denken gelassen; aber das Gefühl, sobald es durch kritische Aufklärung von conventionellen Gewohnheiten befreit ist, muss sich doch wehren, wenn es plötzlich so vielen Stössen ausgesetzt wird, wie sie in der Natur auf einmal nicht vorkommen. Die sogenannte Illusion beruht auf der willkürlichen Hingebung an den Gegenstand und auf einer Entledigung des Sinnes von allem sonstigen Zusammenhang. Sie ist eine Isolirung der Phantasie, ja die Versetzung in eine Art halben Traumzustandes, vermöge dessen das Dargestellte in einem gewissen Maasse auf unsere Gemüthskräfte ähnlich einzuwirken vermag, wie wenn es das treue Bild einer von uns wahrgenommenen Wirklichkeit wäre. Nun hat diese Illusion oder freiwillige Selbsttäuschung ihre erheblichen Schranken. Nur bei einem wahnwitzigen

Don Quixote geht sie soweit, dass er sogar beim Puppenspiel am Schicksal der Puppen mit seinem Gemüth theilnehmend so interessirt wird, um selber mitzuhelfen und einzuhauen. Was würde man aber von einer Illusion sagen, vermöge deren Jemand dem Romeo, sobald er das Gift an den Mund setzen will, ein Halt zuriefe oder auf die Bühne spränge, um es ihm zu entreissen und ihm den wahren Sachverhalt klar zu machen, der durch die Unbesonnenheit des Pfaffen entstanden ist!

Die theatralische Illusion, die in unverhülltem Deutsch Täuschung heisst, ist thatsächlich von schwacher Constitution und sehr leicht störbar. Regt sich der Verstand im entlarvenden Sinne, so ist es um sie geschehen; denn in Wahrheit ist sie nur eine freiwillige Selbsttäuschung und eine absichtlich ungestörte Hingebung der Sinne und Gemüthsorgane an die Eindrücke. Der Zuschauer überliefert seine Phantasie dem Dargestellten und gestattet gleichsam ein Spiel auf den Saiten seiner Empfindungs- und Vorstellungsanlagen, - in dem Vertrauen, dass ihm hiebei nicht arg mitgespielt, d. h. nicht Etwas geboten werde, was gegen die Wahrscheinlichkeit und Natur verstösst. - Sobald er Etwas von letzterer Art merkt, wird er sich hüten, sich weiter preiszugeben. Er wird seine Gemüthskräfte alsdann nicht mehr dem Missbrauch aussetzen; er wird die Freiheit, die er ihnen gab, zurücknehmen, und der zügelnde Verstand wird der ästhetischen Prostituirung des Fühlens ein Ende machen. Mit Erlaubniss des Verstandes war ja die ganze sogenannte Illusion zu Stande gekommen; auf seine Verfügung hin verschwindet sie auch. Nun wird er unfehlbar diese Verfügung treffen, sobald er sich verletzt sieht, und derartige Verletzungen sind in den unglaublichen Zufallsspielen und Combinationen offenbar enthalten. Kommt nun noch hinzu, dass sich unmittelbar das Gefühl infolge der unnatürlichen Zusammendrängung erschütternder Thatsachen unmässig angegriffen findet, so werden sich Gemüth und Verstand vereinigen, um eine derartige Tragik, ja in einem gewissen Sinne den ganzen Trug der Theatertragik, von sich zu schleudern.

Kann letzteres Ergebniss durch eine tiefere Kritik einfürallemal erzielt werden, so liegt hierin eine erlösende That. Doch von dem Alp des Tragischen überhaupt kann an dieser Stelle noch nicht besonders die Rede sein. Genug, dass wir durch die Erkenntniss der Absichtlichkeiten einer raffinirten Tragik schon vorläufig in einige Freiheit versetzt werden. Wer die künstlichen Compositionen natürlich ernst nehmen wollte und zugleich ein feinfühliges, an dem

Menschenschicksal wirklich theilnehmendes Herz hat, müsste sich selbst tief verwundet und schwer beunruhigt finden. Sein Gemüth müsste nach Ausgleichung streben, ohne jedoch, eingedenk solcher peinvoller Gestaltungen, zu ihr gelangen zu können. Der Nachhall des gehäuften Unheils und der zusammengedrängten Qualmasse müsste das Gemüth noch lange nachher belästigen. Die unverfälschte Wahrheit des Lebens ist unter Umständen auch grausam, aber keineswegs in so leichtfertiger und leichtsinniger Weise, wie die auf Unwahrheiten verfallende Kunst. Letztere muss voraussetzen, dass man sie nicht ernst nehme und dass man ihr nicht glaube; denn andernfalls müsste sie wissen, dass sie bei kritischen Betrachtern Missfallen erzeugen werde. Allerdings speculirt sie durchschnittlich auf eine sich der Täuschung willig hingebende Menge; aber auch hier kann sie auf die Dauer mit Unwahrheiten nicht ihre Rechnung finden; denn bei milderen Sitten wird sich das Gefühl doch schliesslich empören und die Leute werden die Hinrichtungs- und Zerschmetterungstragik satt bekommen. Man wird sich, auch wo man den Grund noch nicht klar einsieht, instinctiv den natürlicheren Schauspielen zuwenden, in denen die Handlungen danach geartet sind, um eine dramatische Veranschaulichung eher als wünschenswerth erscheinen zu lassen.

Der Kern der Juliakatastrophe ist das Sterben an verlorener Liebe. Wollte man unsere statistischen Tabellen der Selbstmorde und ähnlichen Untergänge mit einer Rechenschaft über die näheren Umstände beleben, so würde sich eine gewisse und unter wesentlich unveränderten Verhältnissen auch ziemlich regelmässig wiederkehrende Anzahl ergeben, die im Verlust des Gegenstandes der Liebe ihre Ursache hat. Die Frage ist aber, ob es sich ziemt, derartige Ausgänge des Menschenschicksals zu Theatereffecten, ich meine auch zu Effecten des theatralischen Marktes, also zu Effecten im doppelten Sinne des Worts, zu machen. Jedenfalls ist es nicht angebracht, das Gewicht grade auf die Katastrophen zu legen. Die Darstellung hoher Liebe an sich mit ihrer Bewährung an Hindernissen ist das Gute, womit der Mensch sympathisch zusammenstimmen und woran er sich zum Edleren erheben kann. Die Zerschmetterung aber, zumal durch irgend eine Kläglichkeit des Zufalls, ist Etwas, wovon man wohl Kenntniss nimmt, was man aber, wenn man sein edleres Selbst gehörig versteht und achtet, keineswegs mit grob anschaulich gesteigerter Wucht mitdurchmachen will. Das edlere Selbstgefühl des Menschen sollte sich gegen die Zumuthung empören, dem verachte-

ten Zufall und den Bildern der eignen Erdrückung noch gar zu huldigen. Auch sucht in der That Niemand von selbst grade diesen Punkt auf, und ein gesunder Geist hegt und pflegt das Betreffende durchaus nicht. Er ist nur genöthigt, es mit in den Rahmen der Vorstellungen aufzunehmen, wenn ein sonst grosses Verhalten thatsächlich mit einem solchen Ende verknüpft gewesen ist. Was aber wirklich anzieht und erhebt, ist die vorgängige hohe Handlungsweise, nicht aber das durch die unglücklichen Umstände aufgezwungene Unheil des Endes. Die schliessliche Vernichtung des Bedeutenden kann an sich nie als etwas Gutes gelten, wenn auch immerhin dabei eine gewisse Seite hervortreten mag, die noch als Stärke des Unterliegenden anzusehen ist.

Diese Stärke versöhnt aber keineswegs mit dem Untergang. Ein Märtyrerthum ist nicht nöthig und ein Schlachtopfer der Liebe ebenfalls nicht. Man glaubt an sie ohnedies, wenn man sie auch nur aus der Bethätigung an wirklichen Gefahren als erprobt kennt. Ueberhaupt ist alles Märtyrerthum ein zum Theil aufgezwungenes Unglück und von dieser Seite her kein Triumph, sondern ein Unterliegen. Ebenso sollte es der Menschheit fortan als Verkehrtheit gelten, Märtyrerthum gleichsam als Tribut zu gewärtigen oder gar zu fordern. Eine entsprechende Bewandtniss muss es mit den Schlachtopfern der Liebe haben. Man muss sie zu mindern suchen, aber nicht an diesen jähen Wendungen noch ein ästhetisches Gefallen cultiviren. Ein solcher Cultus erniedrigt, anstatt zu erheben; denn wenn auch die Kraft der Liebe auf der einen Seite sichtbar wird, so zeigt sich doch auf der andern eine herabstimmende Kläglichkeit und Ohnmacht gegenüber den Verhältnissen. Diese zweite Seite sollte daher eher Scham und Zorn rege machen; die Scham, insoweit eigne Versehen mitgewirkt haben, den Zorn aber, insoweit eine Aussenmacht an dem Schicksal schuld ist. Wie man sich aber auch zu dem Fiasco des Lebens stelle, jedenfalls verlangen es tiefere Begriffe von Anstand und Würde des Menschen, dass man dieses Fiasco nicht noch feiere, verherrliche und ihm als einer Götterschickung huldige. Letztere Huldigung ist ein antikes Erbstück; aber auch zu der aufgewachten Julia Angesichts des todten Romeo sagt der Pfaffe: „eine grössere Macht, als der wir widersprechen können, hat unsere Absichten durchkreuzt“. Ja wohl, die unzulängliche Fürsorge für die Bestellung eines Briefs seitens jenes Mönchs, also, modern geredet, ein Unfall mit der Post, — das ist, realistisch gedacht, die grössere Macht, der die Liebenden

erliegen. Ohne diese elende Macht des Zufalls und fremden Leichtsinns hätte alles Uebrige nichts gethan. Sind aber einmal die Umstände danach vorhanden, so ist der Tod durch eigne Hand ein Naturgesetz. Sollen wir nun etwa noch obenein die vortreffliche Fügung verherrlichen und als zerschmetterndes Schicksal anbeten? Dann könnten wir auch allenfalls dem Dachstein, der uns den Kopf verletzt, einen Altar errichten.

Uebrigens hat auch Shakespeare wohl ein wenig das Bedürfniss empfunden, etwas Ausgleichendes hinzuzufügen. Goldene Bildsäulen sollen den beiden Liebenden errichtet werden. Allein diese nachträgliche Versöhnung ist doch gar zu komisch. Goldene Bildsäulen für die Todten, die lebend nicht einmal etwas von dieser kalten und starren Ehre vorausgeahnt haben! Wenn man sie ihnen aber auch vorausgeboten hätte, sie würden eine Minute gegenseitigen Lebens der Liebe vorgezogen haben, und nun soll das, was nicht den Verlust einer Minute werth ist, den Verlust eines ganzen, vollen, reichhaltigen Lebens höchster Liebe beschönigen! Besser hätte Shakespeare gethan, wenn er sich mehr an die älteste Ueberlieferung gehalten und die Katastrophe etwas natürlicher und wahrer eingerichtet hätte. Alsdann würden wir wenigstens nicht zu abnorm verletzt; denn Romeo könnte alsdann etwas länger vorher sterben, und das spätere Enden der Julia vor Schmerz bliebe noch immer hinreichend motivirt. Die neuern Novellisten waren freilich noch mehr von der Natur und der ältern Erzählung abgewichen, indem sie eine widerliche Abgeschmacktheit ausmalten, nämlich Julien in demselben Grablager neben dem trotz des Gifts noch lebenden Romeo erwachen und Beide sich lang und breit unterreden liessen. Von einem solchen albernen Schaustück konnte Shakespeare natürlich keinen Gebrauch machen; aber auch seine Endigung hat zuviel Unwahrscheinlichkeit, um erträglich zu sein.

12. Man erkennt die märchenhaften Neigungen der Phantasie Shakespeares wohl am besten aus dessen Sturm; aber auch Stücke, die bedeutender sind und mehr nach der Seite des Lustspiels liegen, weisen einige Züge davon auf. Nach den von uns zu Ausgangspunkten der Beurtheilung gemachten beiden wichtigsten Tragödien ist das vorherrschend in das Gebiet des Komischen gehörige Schauspiel „Der Kaufmann von Venedig“ das erheblichste. Es zeichnet sich durch eine originale Figur, den Hebräer Shylock, aus, und die in ihm gegebene Kennzeichnung des Juden hat verhältnissmässig mehr Werth, als in andern Stücken die Falstaffrolle. Trügen

die Stücke, wie es sein sollte, aber auch schon im Alterthum oft nicht statthatte, ihren Namen nach ihrem Hauptgegenstande, d. h. nach ihrer Hauptperson, so hätte das fragliche Drama „Shylock" heissen können. Dieser ist nämlich, insofern überhaupt Einheit in diesem Schauspiel sein soll, der Held, — der Held in dem Sinne, in welchem es im komischen Drama einen Helden giebt. Dort ist der Held Derjenige, welcher der Hauptgegenstand der Komik wird und über den sich diese gleichsam ergiesst. Ein Heldenthum dieser Art ist allerdings ein uneigentliches und nicht beneidenswerthes; denn der Held ist hier immer der am meisten Ausgelachte und Abgeführte.

Wenn also das Lustspiel „Der Hebräer" hiesse, so würde es seinem wesentlichen Inhalt nach bezeichnet sein; denn es stellt das Bestreben eines reichen Angehörigen dieses Stammes dar, an einem concurrirenden Kaufmann seine Bosheit einmal recht gründlich auszulassen. Der Jude hasst den Kaufmann nicht blos, weil dieser gelegentlich Geld ohne Zinsen ausleiht und ihm so den Zinsfuss und die Chancen zu wucherischen Darlehen schmälert, sondern thatsächlich auch überhaupt als einen Nichthebräer. Wenn nun der Jude mit seiner Bosheit zu Schanden und sogar auf eine possierliche Weise in seiner eignen Schlinge gefangen wird, so entspricht dieser Ausgang vollkommen der allgemeinen Völkerauffassung. Für letztere ist der Hebräer mit Recht in erster Linie Gegenstand der Komik und erst in zweiter Gegenstand des Hasses. Letzteres kann er nur dann und da werden, wo seine Gier, sein Unverstand und seine Bosheit ernsthaften Schaden stiften. Wo sich also die Leute nicht grade momentan in der Lage befinden, an den Hebräer ihr Gut zu verlieren, da haben sie bisher gewöhnlich nichts weiter gethan, als über ihn gelacht. Noch heute lacht das Volk mehr als es hasst; denn die Verachtung überwiegt noch meist den Zorn, und nur eine verkehrte Richtung der antihebräischen Propaganda hat den Sachverhalt umzukehren versucht und auf diese Weise dem Juden in der künstlichen Rolle eines gar zu gefürchteten Gegenstandes noch gar Respect zugetragen. Die Verachtung, die in der allgemein verbreiteten Volkskomik liegt, ist wichtiger und mächtiger, als ein solcher Hass, dem das Element der Verachtung abhanden kommt. Bei Shakespeare ist glücklicherweise von einem solchen verachtungslosen Hass noch nichts zu finden. Dort dominirt noch diejenige Völker- und Volkshaltung, vermöge deren der Hebräer, auch wenn er noch so giftig und boshaft auftritt, doch vor allen Dingen zum Spott und erst in zweiter Linie gezüchtigt werden soll.

Wenn also irgend etwas einen guten Stoff zu einem Volks- und Völkerlustspiel abgeben kann, so ist es sicherlich die mit Unverstand gepaarte Gier und Bosheit im jüdischen Stamme. Der Hund, der sein Stück Fleisch verliert, weil er nach dem zweiten im Wasser gespiegelten schnappt, stellt eine dürftige und unschuldige Kleinigkeit vom Typus komischer Gier dar, wenn man ihn mit dem Juden vergleicht, der sein Pfund Fleisch mit dem Herzblut des Nichtjuden einbüsst, weil er grade das Blut, welches seine Bosheit haben wollte, sich nicht mit hat verschreiben lassen. Für seine Absicht auf dieses Blut, d. h. für den Mordanschlag, wird er gebührend zum Tode verurtheilt; aber man ist human und begnadigt ihn, indem man ihm nur sein Vermögen, d. h. die Mittel, weiter zu schaden, entzieht. In den älteren Erzählungen kommt er sogar mit dem blossen Verlust der ausgeliehenen Summe davon, und hierin liegt noch mehr blosse Komik; denn es geht allerdings schon über das rein komische Genre hinaus, sobald die Angelegenheit in das Stadium angemessener Züchtigung eines Verbrechens tritt.

Ueberhaupt verträgt das Lustspiel, wenn es seiner Gattung treu bleiben soll, keinen störenden und am wenigsten einen grausamen Ernst. Aus diesem Grunde sind die wirklichen Beängstigungen des Kaufmanns nicht zu billigen; denn sie bringen ihn bis zur todverlangenden Niedergeschlagenheit. Nur die Rohheit kann Angesichts solcher Wendungen und Gefahren noch an der komischen Seite ihre ungetrübte Lust haben; für die feinere Theilnahme hört hier die Komik auf. Ja selbst dem Juden gegenüber, der doch durch sein verbrecherisches Streben die Theilnahme verwirkt, geht die Züchtigung, so berechtigt sie ist, doch über den Spass und tritt hiemit aus den Grenzen der reinen Komik heraus. Mit schlimmen Dingen noch obenein seine Possen treiben, geht nur insoweit an, als die Uebel nicht zu arg werden; sonst tritt an Stelle wirklich lachender Komik der bittere und boshafte, ja thatsächlich misshandelnde Spott. Ich sage nicht, dass letzterer nicht unter Umständen berechtigt sei; ich mache nur darauf aufmerksam, dass er in ein reines und in sich gleichartiges Lustspiel nicht gehöre. Was dort mit Fug und Recht vorkommen kann, darf im Uebeln nicht allzu arg gerathen. Wenn der Jude einen Theil seiner Dukaten los wird, nachdem ihm seine Tochter mit einem andern Theil seiner Dukaten durchgegangen ist, und wenn er ausserdem am Ende noch einige Prügel für seinen hohlen und dummen Anschlag bekäme, so liesse sich das mit ungetrübter Komik vereinigen. Shakespeare

aber ruinirt ihn völlig und verurtheilt ihn noch überdies zum Christwerden. Wenn nun auch Derartiges zu der vorläufigen Ernstnahme des Mordanschlags einigermaassen stimmen mag, so ist es doch mit der Natur eines wahren Lustspiels nicht zu vereinigen.

Der Vorgang ist aber auch ausserdem noch ungleichartig gemischt; denn es ist zu der Sage vom Pfund Fleisch noch diejenige von einer märchenhaften, auf der Wahl (unter drei Kästchen) beruhenden Verheirathung hinzugefügt, und so sind zwei Handlungen, (die nichts miteinander gemein haben,) zu einem Stück im eigentlichen Sinne des Worts zusammengestückt. Allerdings hat Shakespeare diese Zusammenleimung bei Novellisten schon vorgefunden; aber der Umstand, dass ein Novellenschreiber zwei früher getrennte Sagen miteinander (für seine groben Unterhaltungszwecke) zwangsweise verkuppelt, (ohne sich um die verlorene Charakterfeinheit seiner Erzählung zu grämen,) ist keine Entschuldigung für einen genialen Dramatiker. Shakespeare hat sonst Gefühl für die ursächliche Einheitlichkeit, die jede dargestellte Handlung haben muss. (Selbst in seinem übrigens so wenig antik realistischen „Julius Cäsar" hat er doch (bei diesem dramatisirten Stück Geschichte) den Tact, die Schlacht bei Philippi und das Ende der Verschworenen als zur Haupthandlung gehörig mitdarzustellen.) Im Kaufmann von Venedig hat es ihn aber nicht bekümmert, dass der Judenanschlag und die Kästchenheirath zwei gänzlich aus einander fallende Stoffe sind. Hieraus erklärt sich auch der unbezeichnende Name des Stücks; (denn die Person des Kaufmanns giebt nur eine äusserst lockere Verbindung der beiden ganz verschiedenen Vorgänge ab; der Kaufmann ist so wenig Held, dass er vielmehr fast nur als passiver Beziehungspunkt für das Geschehende hervortritt.) So sehen wir denn, dass Shakespeare auch nicht wählerisch war, wenn es zu unterhalten galt, und dass er Novellen von ungehöriger Combination ohne Anstandnahme dramatisirte, sobald nur die Fülle des darin gehäuften, (wenn auch übel vereinbaren) Stoffs für verschiedene Reizansprüche des Publicums auch gleichsam verschiedene Schüsseln darbot. Eine Liebesgeschichte durfte nicht fehlen; der blosse Shylockhandel wäre vielleicht für manche Leute zu trocken ausgefallen. Shakespeare strich daher das zur Kästchenheirath gehörige Liebeszubehör ein und gab noch (als zweite Liebesgeschichte) die mit der Tochter des Juden dazu.

Der Anschein einer gerichtlichen Ernstnahme der Verschreibung

von eignem Fleisch, ja die thatsächliche Ernstnahme durch einen Venezianischen Gerichtshof, den man sich jedenfalls später als das 12. Jahrhundert und mithin später als die Erneuerung der sogenannten classischen Rechtsgelehrsamkeit denken muss, ist gradezu eine juristische Albernheit. Noch alberner sind aber die (den Hebräern gewiss nicht unwillkommenen) antiquarischen Bemühungen, die alte Sage von der Fleischverschreibung und der zugehörigen Abführung des Gläubigers als ein wirkliches Processcuriosum erscheinen zu lassen, welches mit gewissen dunkeln Rohheiten alterthümlicher Schuldrechte in Zusammenhang stehe. Diese Confusion geht doch zu weit; denn wenn einst auch gesetzliche Rechte zur Verstümmelung eines zahlungsunfähigen Schuldners bestanden haben mögen, so ist doch der Unterschied zwischen Gesetz und Vertrag nicht gering. Die ausgedachte Schnurre mit dem Pfund Fleisch mag immerhin auch Rechtscaricatur und Rechtsverhöhnung sein sollen; die Hauptsache bleibt dabei doch die Judendummheit und Judenbosheit, die sich durch das Verfallen auf einen solchen hohlen Kniff illustrirt. Wenn in den vielen älteren Varianten der Sage auch einmal ausnahmsweise das Verhältniss umgekehrt und der Jude mit einem Nichtjuden vertauscht ist, so entspricht dies ganz dem neueren Bestreben, den Judencharakter als in der Sage und im Shakespeareschen Stück unwesentlich bei Seite zu schieben und den Kern der Sache judengemäss zu vertuschen.

Um aber wieder auf den Shakespeareschen Anachronismus der Gerichtsscene zurückzukommen, so versteht es sich, dass nur die rohesten Völkerzustände eine solche Stumpfheit und Brutalität der Rechtsgedanken zulassen, vermöge deren Richter glauben könnten, thörichte, gegen alle Sitte verstossende, ja verbrecherische und auf Mord auslaufende Privatverträge vollziehen zu müssen. Nun hat freilich Shakespeare den Ernst mit dem Scherz gemischt und, im Anschluss an den Novellisten, zu der rohen Rechtsdummheit, die er die Venezianischen Behörden begehen lässt, die Correctur durch die als Rechtsdoctor verkleidete Kästchenbraut gefügt. Dies ergiebt dann die Wendung, vermöge deren das Buchstäbliche noch buchstäblicher genommen und so die Rechtsbornirtheit mit ihrem eignen Maasse unschädlich gemacht wird. Gegen wen kehrt sich aber thatsächlich in dem Stück die Spitze? Nicht gegen die Venezianischen Behörden, die sichtlich nicht ins Komische gezogen werden, sondern gegen den Juden, der mit seiner Beschränktheit nicht weniger als mit seiner Bosheit zu Schanden wird.

Die Hauptfrage dem Shakespeareschen Stück gegenüber wird daher stets die nach dem Maass von Gelungenheit des Judencharakters bleiben; denn wer den Dichtern märchenhafte und ungehörige Rechtsvorstellungen übel nehmen wollte, würde bald mit ihnen zu Ende sein. Er müsste erst eine andere Gattung von Poeten verlangen, nämlich eine solche, von der Verstand und Wirklichkeit nicht ins Traumhafte gezogen und die Elemente des thatsächlichen Daseins nicht entstellt werden. Das wäre aber für die bisherige Dichtungsepoche der Menschheit zuviel gefordert und könnte nur dazu führen, so ziemlich die ganze Poesie, die Homerischen Gesänge sicherlich nicht ausgeschlossen, in das Komische zu ziehen. Beschränken wir uns also darauf, die Richtigkeit der Physionomie der Charaktere, hier also diejenige des Judencharakters, zu prüfen. Offenbar hat Shakespeare den Charakter der Hebräer, wie er diesen in England zu beobachten vermochte, insoweit mit einigen treffenden Zügen erläutert, als dies ohne tieferes Eindringen in die Stammesanlage möglich war. Der Jude schreit vorzugsweise nach seinen durchgegangenen Dukaten und nebenbei nach seiner durchgegangenen Tochter; ja er wünscht, dass seine Tochter im Sarge todt vor ihm läge, wenn nur die Dukaten dabei wären. Dann geht ihm aber weiter über seine Dukaten die Vollführung seiner Bosheit gegen den Nichtjuden; denn er schlägt alle Angebote aus und besteht auf seinem Schein. Dies sind in der That charakteristische Züge des Hebräerstammes; das Geld geht ihm selbst über das Elterngefühl, aber oft über die Geldgier noch die boshafte und ungerechte Rachgier. Wo nun Shakespeare diese und verwandte Eigenschaften, die sich von aussen wahrnehmen lassen, wiedergiebt, da hat sein Bild wirklich Werth. Beeinträchtigt wird dieser Werth nur dadurch, dass der Dramatiker in Uebereinstimmung mit seiner Zeit und seinem Publicum den Stammescharakter nicht als solchen, sondern nur in der üblichen Verquickung mit den von der Religion genährten Vorurtheilen auffasst. Andernfalls hätte auch die Verheirathung der durchgegangenen Judentochter an einen Nichtjuden dem Stück übel gestanden. Vergessen wir jedoch nicht, dass wir es in Shakespeare erst mit einer blossen Ankündigung des neuern Völkercharakters, aber nicht mit einem klaren Bewusstsein von diesem zu thun haben.

Viertes Capitel.

Rückgängigkeiten und französisch despotische Geschmacksmode.

1. Zwei Einflüsse standen (mit Anbruch der neuern Jahrhunderte und namentlich seit dem 16. Jahrhundert) der ungetrübten Entwicklung des neueren Völkercharakters entgegen. Es waren dies einerseits der Aberglaube an das antik Classische und andererseits die Einlassung mit der Bibel. Die letztere war (erst mit der Reformation) ein Lesebuch für die Völker geworden, und die Berührung mit dem durch und durch, (also nicht etwa blos im alten Testament,) hebräischen Geiste dieses Buchs musste nothwendig (die neuern nationalen Völkercharaktere von ihren eignen natürlichen und bessern Bahnen) eine Zeitlang ablenken. Die Rückgängigkeiten, (die sich nach Shakespeare in den Gegenständen der Dichtung beobachten lassen,) sind im religiös verschränkten England in erster Linie auf die biblische Geistescultur, in Frankreich dagegen vornehmlich auf Zerrbilder des antiken Gespenstes zurückzuführen. Wenn bisweilen der Ausdruck gewählt worden ist, die alten Classiker und die Bibel hätten die Bildung der neuern Zeit gemacht, so ist dieser Satz durch den Zusatz zu erläutern, dass sie ganz gewiss die Verbildung gemacht haben. Die Classiker mögen immerhin (in einigem Maasse) auch gebildet haben, (wenn auch die Verbildung durch sie überwogen hat.) Bei der Bibel kann aber ausschliesslich nur von Verbildung die Rede sein. Bezüglich ihrer liegt die Verschlechterung des neueren Völkerwesens auf der Hand; denn die darin waltenden Raceneigenschaften stehen zu tief, um nicht intellectuell, moralisch und ästhetisch eine Niederziehung der höhern und edleren Völkergeister mit sich bringen zu müssen.

Das dichterische Hauptbeispiel (für die Verschlechterung, welche der an sich gut beanlagte neuere Völkergeist durch die Cultur des Biblischen erfahren muss,) liefert im 17. Jahrhundert der Engländer und Puritaner Milton mit seinem eposartigen Dichtwerk vom verlorenen Paradiese. Hätte sich dieser erheblich beanlagte Poet, (anstatt mit dem hebräischen Sündenfall,) mit einem verlorenen goldenen Zeitalter (im Sinne der antiken Vorstellungen) abgegeben, so würde

das zwar noch immer ein übler und verstandeswidriger Stoff gewesen sein, hätte aber doch nicht so hässlich und düster gerathen können, wie die Behandlung der hebräischen Ueberlieferung. Milton war allerdings von beiden Einflüssen, dem antiken und dem biblischen, stark mitgenommen; aber der antike ist bei ihm vornehmlich ein formeller geblieben, während der biblische sich grob materiell durch Bestimmung des Phantasieinhalts geltend gemacht hat. Das Antike wird von ihm sogar sehr niedrig, nämlich unter das Hebräische, gestellt, welches ihm das Allem Ueberlegene ist. Die hebräische Leier soll noch über die griechische gehen, — ein wahrhaft possierliches Verhältniss, worin sich die ganze Religionsknechtschaft des Puritaners spiegelt. Ein solcher Mann wollte politisch frei sein und hat nachträglich die Hinrichtung Karls I in einer eignen Schrift vertreten.

Wenn formelle poetische Begabung sich zu solchen Stoffen, wie die hebräische Apfel- und Schlangengeschichte, verirrt und diese Stoffe hochernst nimmt, ja etwas in die germanische Tiefe taucht und hiemit - unverdienterweise - ein wenig veredelt, so liegt hierin eine Ungebühr, die weniger in die Literaturgeschichte als in die allgemeine Geschichte unwürdiger Verjudung des bessern Völkergeistes gehört. Aus diesem Grunde und in dieser Beziehung verweise ich auch, um hier über Milton Wiederholungen zu sparen, auf das, was ich über ihn in meinem „Ersatz der Religion“ gesagt habe. Im gegenwärtigen Zusammenhang ist er nur Typus der Verjudung des Nationalgeistes; denn sein Gedankenkreis ist das pure Hebräerthum und zwar vorwiegend in der uralten Gestalt, aber erst nachträglich und nebenbei im unmittelbaren Hinblick auf die christliche Endschaft, auf das sogenannte wiedergewonnene Paradies oder, wie wir lieber sagen würden, auf das zersetzte und an sich selbst verzweifelnde Hebräerthum.

Die Puritaner mit ihrem religiös verfinsterten Wesen agirten bei der englischen Hauptrevolution im Vordergrunde und kamen auch vorläufig mit Cromwell zur Herrschaft. Ihr geistlich engherziger Sinn deutet mit seinen düstern Zügen auf Calvin und dessen Rolle in Genf zurück. Die gewissermaassen auch gesellschaftliche Revolution, in welcher sich der besitzende Bürgerstand gegenüber dem begüterten und mit Aemtern ausgestatteten Geburtsadel erhob, erhielt hauptsächlich durch die Rolle der Puritaner einen religiös widerlichen Charakter und wurde, wenn auch zum Theil mit wirklichem Glauben, doch mit noch viel mehr Heuchelei ver-

brämt. Milton ist nun die geistige Hauptpersönlichkeit in diesem puritanischen Treiben der (sonst nur zu berechtigten) Revolution gewesen. Auch hat er (in dieser) ein Verwaltungsamt erhalten. Mit der Restauration gänzlich bei Seite geschoben, hat er vornehmlich seine Fähigkeit zu poetischer Auffassung und Gestaltung cultivirt, und es ist nur zu bedauern, dass sie einem hässlichen Stoff aus einem niedrigen Racenbereich anheimgefallen ist. Seine sprechende Schlange (mit den Allüren voller sinnlicher Wirklichkeit) ist nur eines der Beispiele, wie er dem Cultus des Unschönen überall verfällt, (wo er den kahlen und dürren Ausgeburten der hebräischen Sage seine lebendige Phantasie leiht.) Er entwürdigt die Kräfte der neuern Völkerphantasie, indem er sie Dingen dienstbar macht, die für überlegene Völker nicht des Gedenkens, (geschweige einer dichterischen Belebung,) werth sind.

Heute, (nachdem das volle und klare Bewusstsein über die nationale Niedrigkeit des hebräischen Geistes erreicht ist,) müsste jedes (dem Miltonschen auch nur annähernd) ähnliche Verfahren gradezu als ein Verrath am bessern Völkercharakter und an allen Typen besserer Menschlichkeit gelten, (mögen diese nun neu oder alt, modern oder antik sein.) Die Verurtheilung der antiken Philosophie bei Milton zu Gunsten der Ueberlegenheit des hebräischen Religionsheros Christus ist eine - für den Puritaner selbstverständliche, aber darum nicht minder - schroffe Thatsache, zumal der fragliche Dichter seine ganze formelle Bildung aus der Antike geschöpft und die Homerischen Gesänge - komischerweise - gleich neben der Bibel cultivirt hat. Tasso, (haben wir gesehen,) gestand es ein, sich die Toilette für seine hohe himmlische Muse vom Parnass geholt zu haben, und mancher Flitter, (mit dem seine hohe Himmlische - von der hebräisch christlichen Abkunft und Haltung - sich ziert,) besteht in unmittelbar den Alten entwendeten Zeilen. Miltons jüdisch christliche Muse ist nun weniger graziös, hat aber dafür (bei ihrer englischen Wuchtigkeit, um nicht zu sagen Schwerfälligkeit,) ein klein wenig von germanisch tieferer Haltung an sich, so dass ihre formellen Anleihen - bei der antiken Collegin - etwas zurücktreten. Diese sind aber nichtsdestoweniger vorhanden, und Milton ist darum so recht ein Beispiel von dem Bastard, (der entsteht, wenn antike Schulung - von rein formeller Natur - mit Religionsknechtung von hebräischem Schlage sich gattet.)

Dieser individuelle Bastard soll uns aber nunmehr nichts weiter angehen. Wichtiger sind die allgemeinen Erscheinungen, wie nament-

lich der Hass der Puritaner gegen die eigentliche Schauspielerei. Ich sage, die eigentliche; denn die uneigentliche lag in ihrer eignen religiösen Heuchelei. In der That griffen sie die Existenz des Theaters aus verschrobenen religiösen Gründen an. Wie im calvinistischen Genf sollte es als ein Cultus der Weltlust verfehmt sein, und wenn noch im 18. Jahrhundert Rousseau die Polemik gegen das Theater in einer eignen Schrift wieder aufnahm, so war auch dies ein Zug jener früheren Genfer Tradition. Das Puritanerthum und jene ganze Religionsrichtung konnten gegen die Bühne nur aus einem verkehrten Standpunkt Krieg führen. Wenn beispielsweise auf englischem Boden Schriften unter dem Namen „Schauspielergeissel" hervortraten, so wurden sicherlich auch wirkliche Schäden desjenigen Standes getroffen, in welchem Menschen gewerbsmässig zu einem Völkchen von Theaterhelden geworden sind. Die Ausgangspunkte bei der Unterdrückung oder Zurückdrängung der Theater blieben aber trotzdem durch und durch verkehrte. Sie entstammten jenen eulenartigen Neigungen gegen das Licht der weltlichen Freude und für das Dunkel der Feindschaft gegen das natürlich Menschliche. Nun ist aber diese Art Menschen- und Naturfeindlichkeit mit einigen Zügen des Religionsasiatismus eng gegattet. Die Consequenz der Sache nimmt sich demgemäss recht komisch aus; denn das Theater ist, wie die Passionsspiele noch jetzt lehren, eine Abzweigung der Kirche. Wenn also die Puritaner die Theater gern für immer geschlossen hätten, so sieht man recht deutlich, wie es nicht die theatralische Form, sondern der natur- und weltgemässe Gehalt der Dichtung war, auf dessen Vernichtung sie es abgesehen hatten.

2. Shakespeare hatte bei seinen Lebzeiten nicht im Entferntesten den überlegenen Ruf, den ihm erst die spätern Jahrhunderte und namentlich der Cultus des Auslandes gebracht haben. Mit der religiös widerlich gefärbten Revolution in der Mitte des 17. Jahrhunderts konnte daher um so leichter eine Ueberschattung der Shakespeareschen Ueberlieferung eintreten. Es ist Thatsache, dass Shakespeares Hinterlassenschaft lange so gut wie nicht da war, und dass sie auf dem englischen Boden sogar französischem Geschmack Platz zu machen hatte. Erst im 18. Jahrhundert erkennt man in England und Deutschland nachdrücklichere Regungen zur Auffrischung Shakespeares, und diese Einleitung der Wiederbelebung fällt begreiflicherweise mit dem Kampf gegen die französische Geschmacksdespotie zusammen. Der verhältnissmässig naturwüchsige

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Dichter, der antik classischen Regelgespenstern nicht gehuldigt hatte, war wohl geeignet, um als Instanz gegen die Gewohnheiten der einfarbigen und eintönigen Glacépoesie zu dienen.

Woher war nun aber das glacirte Drama der Franzosen entstanden? Doch wohl nicht allein aus nationaler Eigenthümlichkeit; denn der französische Geschmack, insofern er der Rohheit den Spiegel einer gewissen Gewähltheit vorhält, ist an sich etwas Gutes. Französische Tragik ist aber etwas durchaus Schlechtes, was heute eben nur noch der Bezeichnung als schlecht, übrigens aber keiner weitern Einlassung oder auch nur näheren Erwähnung werth ist. Diese übeln Dinge zeugten auch gar nicht von Ausprägung der nationalen Eigenthümlichkeit, sondern im Gegentheil nur von Nachahmung des Antiken. Diese Nachahmung wurde zum Zerrbilde, mochte es sich nun um Antikisirung der dramatischen Regeln oder um Versetzung der Stoffe mit der Romantik des Antiken handeln. Die fraglichen, für die Welt todtgeborenen Erzeugnisse des 17. Jahrhunderts auf französischem Boden haben daher jetzt nur noch das negative Interesse, dass man erfahre, woher ihnen von vornherein der Todtenstempel aufgedrückt worden, und wo sie das kurze galvanische Dasein eigentlich herhatten. Die Stammeseigenthümlichkeit der Franzosen ist glücklicherweise dabei nur indirect betheiligt gewesen und darf daher nicht in erster Linie verantwortlich gemacht werden. Im Gegentheil ist die echte französische Nationalität noch ein verhältnissmässig gutes Element in all dem Schlimmen gewesen, womit sie sich im 17. Jahrhundert gemischt fand.

Zwei Umstände trafen zusammen, um das französische Drama schädlich zu beeinflussen. Der eine war der ererbte Aberglaube an das classische Alterthum, der andere die immermehr gesteigerte Ausbildung der politischen Despotie und zugehörigen monarchisch geistigen Bevormundung. Lähmte der eine vorzugsweise die innere Freiheit, so stand der andere jeder äusseren Regsamkeit entgegen, ja vollendete schliesslich durch die Fesseln der Patronage alles das, was an dem künstlichen Zwangssystem noch etwa gefehlt hatte. Diesen Gipfelpunkt erreichte die Schmach der Literatur unter Ludwig XIV und seinen Geldspenden an die Literaten; aber schon lange vorher hatte der einschnürende Despotismus das Seinige gethan, um jeglichen Ernst und jegliche Naturwahrheit im schöngeistigen Genre unmöglich zu machen. Ohne einige Freiheit, mag diese auch nur noch in politischen Zuckungen erscheinen, sind noch nie in der Welt echte Gemüthskräfte zum Durchbruch gelangt.

Wie sollte also da, wo sich Alles je länger desto mehr einschnürte, eine kräftige und würdige Poesie hervortreten! Wohl aber war Raum für die Künste des politisch unschädlichen Pedantenthums, und so konnte sich eine ästhetische Scholastik verlautbaren, auf deren Fahne der Name des Aristoteles stand.

Es ist nicht angenehm, an die Sächelchen dieser Scholastik auch nur zu erinnern. Da sie indessen im Aristoteles selbst wurzelte und nicht blos auf Missverständnissen desselben beruhte, und da man noch bis heute den classischen Alterthümlern die Ausflucht geglaubt hat, die Alten und Aristoteles seien von den Franzosen blos verkehrt aufgefasst worden, so ist es zweckmässig, die Hauptpunkte wenigstens zu berühren. Da sind zunächst die sogenannten drei Einheiten von Ort, Zeit und Handlung, die sich freilich - in dieser systematischen Weise - in der Aristotelischen Poetik nicht finden, aber der thatsächlichen Beschaffenheit der griechischen Stücke entsprechen. In diesem Punkt ist die französische Theorie systematisch bewusster, als der antike - und bei Aristoteles selbst schon scholastische - Nachhall. Auch trägt sicherlich die Forderung der drei Einheiten nicht die Schuld daran, dass die Franzosen zu keinem guten Drama der ernsten Gattung gelangt sind. Einheitlichkeit der Handlung im einfachen und richtigen Sinne des Begriffs ist stets Naturgesetz jeder Darstellung, die nicht dualistisch und demgemäss unschön in zwei abgerissene Bilder zerfallen soll. Einheit in der Mannigfaltigkeit ist die Vorbedingung jeglichen Kunstwerks. Einheit der Handlung darf uns nichts Anderes bedeuten, als Zusammenhang aller Theilvorgänge vermöge einer gemeinsamen Ursächlichkeit, der sie sich sämmtlich untergeordnet finden. Der Zeitrahmen und der Ortsrahmen müssen sich hienach richten; auch in diesen muss eine gewisse Einheitlichkeit sein, durch welche aber freilich die Zerlegung in Bestandtheile, d. h. eingetheilte Zeitausdehnung und ebenso Gruppenbildung nach besondern Theilschauplätzen, nicht ausgeschlossen wird.

Hienach steckte die Anlage - zur falschen Schablone - schon im antiken Drama selbst, welches durch allerlei Umstände bedeutend mehr beschränkt war, als es der reine Zweck einer naturgemässen Darstellung mit sich gebracht haben könnte. Auch das antike Theater war ein Stück Abzweigung - sozusagen - von der damaligen Kirche gewesen und hatte als öffentliche Volksunterhaltung von Staatswegen zu fungiren. Hiebei musste zugleich einigermaassen auch Volkseinschüchterung durch die Religionsgemässheit der Stoffe

herauskommen. Die orakelgemässen Sagen mussten Recht behalten und im Grossen und Ganzen immer einerlei Aussehen wahren. Die Illusion hatte daher noch etwas mehr zu bedeuten als bei uns. Es galt, eine höchste Steigerung der illusionären Versenkung in den als geheiligt angesehenen Vorgang hervorzubringen. Nun ist die völlige Vereinfachung sowie Zusammenziehung des Ortes und der Zeit eine Anordnung, bei welcher am wenigsten an den Unterschied des Wirklichen und des Nachgeahmten erinnert und mithin die Illusion am ungestörtesten aufrecht erhalten wird.

Wäre es aber auch vorzugsweise ein Mangel an Gelegenheit und Fähigkeit zu complicirterer Technik gewesen, woraus sich die Einförmigkeit des Schauplatzes griechischer Stücke erklärte, so hätte dieser Mangel doch auch zu dem erwähnten Zweck von selbst gestimmt, und es wäre nicht zu verwundern, dass man sich nicht sonderlich bemüht hätte, an dem einmal geheiligten Herkommen zu ändern.

Komisch ist es nun aber gradezu, jene zufälligen Thatsachen in steife Regeln verwandelt zu sehen, so dass nicht ein wahres Princip der Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit der zusammengefassten Schauplätze, sondern buchstäblich eine Einerleiheit des Ortes als pedantisches Gesetz daraus hervorging. Derartiges war ebenso eine Verschneidung der Natur, wie die künstlich zugestutzten Hecken. Wollte man einmal natürliche dramatische Darstellung, so musste man der Handlung auch dem Orte nach folgen und die Bilder, wenn nöthig, vertauschen. Der Uebelstand, dass der Wechsel des Schauplatzes die Illusion verringert, liegt freilich klar zu Tage; aber wie sollten Nachahmung und Erdichtung jemals das Kunststück fertig bekommen, sich ohne jeden Abzug als unverkürzte Wahrheit und Wirklichkeit einzuschleichen! So etwas soll auch nicht sein, und es ist sogar gut, dass die künstlichen Schatten der Dinge selber daran erinnern, welchem, von Seiten des Beschauers frei gewählten Truge sie ihre grösste Wirkung verdanken.

Doch genug von den Einheiten, die sich auf jegliche Gattung von Stücken beziehen. Der scholastische Hauptpunkt ist anderer Art und betrifft nur die Tragödie, also, im griechischen Sinne zu reden, das heilige Bocksstück oder, ohne Rücksicht auf Heiligkeit gesprochen, das antike Jammerspiel. Man braucht nur an den Philoktet mit seinen ganzen Scenen von Geächz zu denken, um auch den Kern der übrigen Tragödien zu fassen. Die Griechen dachten vom Gejammer ganz anders als wir. Kläglichkeit und

weichliches Luxuriiren im Ausdruck des physischen Schmerzes waren ihnen nicht anstössig. Wie sie sich selber dem Klagen und Weinen ziemlich zügellos überliessen, so war es ihnen auch eine nicht unerwünschte Aufregung, in Sicherheit vor ernsthaftem eignen Schmerz, den Schattenbildern des Schmerzes bei Andern mit jenen Anklängen des eignen Busens, die wenig kosten, uneingeschränkt zu folgen. Am markirtesten trat diese Neigung in den Hellenen und speciell in den Athenern hervor. Sie beruhte theils auf einem Mangel an Selbstbeherrschung, theils auf national eigenartiger Gefühligkeit. Diese spielerischen Stämme behielten stets etwas von der Kindernatur, die leicht weint, und sie waren auch einzuschüchtern wie Kinder, wenn nur die Furcht von den Göttern kam. Aus diesem Grunde spielte in der Tragödie, der das stehende Beiwort heilig beigesellt werden könnte, auch die Erregung der Furcht eine entscheidende Rolle, wie sich dies für ein Religionswerkzeug ziemt. Aus der Furcht machten nun die Franzosen in ihrer sanguinischen Steigerung gleich den Schrecken, und so lief denn die Scholastik des Aristoteles, welche Furcht- und Mitleidserregung als definitorische Charakteristika der Tragödie hingestellt hatte, auf Schrecken und Mitleid hinaus. Die terroristischen Tragödien können nun füglich auf sich beruhen bleiben; war doch schon ihr feineres griechisches Urbild nur allzusehr auf Götter- und Orakelfurcht gegründet gewesen. In den Rahmen der neuern Völkernatur passten diese Art Furchtgründe nicht, wenigstens nicht auf dem weltlichen Theater, und so blieb denn nur das Furchtbare oder auf französisch das Schreckliche der Verbrechen übrig.

3. Der Umstand, dass sich die Franzosen auf dem Wege des Aberglaubens an das Alterthum eine ästhetische Theorie zurecht gemacht hatten, die ihnen als äusserliche Regel galt, würde wenig bedeuten, wenn dieses vorwiegend verstandesmässige Volk überhaupt Anlage zu wirklichen Hochgefühlen poetischer Art hätte. Wie seine Sprache, ist aber auch sein Geist. Dieser hat mehr Unterscheidungsvermögen als gemüthshaften Schwung, und so kommt bei den Franzosen jeder Nachahmungsversuch, sich zur Höhe der poetisch grossen Affecte zu erheben, immer einigermaassen gezwungen und stelzenhaft heraus. Es fehlt ihnen in ihrem wirklichen Leben nicht an Leidenschaft und Schwung; grade durch Lebhaftigkeit der Vorstellungen und sanguinische Schnelle der Handlungen zeichnen sie sich aus. Allein zwischen Wirklichkeit und Poesie ist ein grosser Unterschied, und das lebendige Agiren schliesst nicht nothwendig

die Fähigkeit ein, dem Geiste in der Vorstellung jene erhabene Haltung zu geben, ohne welche hohe Poesie ein leerer Name und ein Widerspruch in sich selbst bleibt.

Jedoch auch ohne Rücksicht auf den Nationalcharakter begreift es sich, dass bei den Franzosen des 17. Jahrhunderts überhaupt keine ernste Gattung von dramatischer Poesie gedeihen konnte. Handlung und That sind Nichts Angesichts eines frivolen Despotismus, der nicht einmal gemalte Schattenbilder davon verträgt, wenn diese wirklich eine ernstliche Miene zeigen. Für die Höfe dieser Ludwige wäre alles Derartige ein gar zu übler Spass gewesen. Narren oder Lustigmacher sind eher geduldete Gerichte auf dem geistigen Speisezettel despotischer Tafeln. Hofnarren, welche gelegentlich einen Schlag mit der Gerte bekommen, sind in älteren Zeiten sogar beliebt gewesen. Später haben eigentliche Komiker Zutritt erhalten, und das Lustspiel, wenigstens das gehorsame, welches seine Schranken kennt, hat sich jederzeit mit absoluten Gewalthabern zu stellen gewusst.

Letztere Thatsache rührt auch wohl daher, dass eine gewisse Art von Scherz und Lachen noch halbwegs frei gedeihen mag, wo für den Ernst handgreiflich keine Chancen vorhanden sind. Dem leichten und nicht allzu anspruchsvollen Witz geht Manches hin, womit der Ernst auch nicht bei der leisesten Berührung durchkommen würde. Ueberall in der Geschichte und sozusagen auch in der Geistesgeographie wird man die Vereinbarkeit von Despotismus und ein wenig Komik beobachten. Auch das neuere Russland hat hier sein Beispiel in Gogol gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts. Das Frankreich des 17. Jahrhunderts und Ludwig XIV hat aber seine einzige belletristische Auszeichnung in einem Dramatiker, der ausschliesslich Komiker war. Molieres Dichten hat in der That in einigen Richtungen einen dauerbareren Werth gewonnen, als die sonstigen poetischen Erzeugnisse seiner Zeit in seinem Lande. Dies rührt daher, dass er die Fähigkeit hatte, gewisse Charaktertypen, in denen sich eine Verderbtheit oder Verkehrtheit ausprägte, mit ziemlicher Feinheit und einiger Gründlichkeit dramatisch zu kennzeichnen. Natürlich wählte er sich politisch unschuldige Stoffe, und wo er sich, wie in dem berühmtesten seiner Stücke, dem Tartuffe, an einen religiösen Gegenstand wagte, da that er es mit äusserster Einschränkung und unter Gestaltung des Stückschlusses zur handgreiflichsten Schmeichelei gegen den König. Letzteres konnte auch dem Sprössling eines Dieners vom Hofe nicht allzuschwer fallen.

Dagegen ist das sachlich vielleicht beste Stück, der eingebildete Kranke, von rein gesellschaftlicher Natur und dem politischen und religiösen Despotismus gegenüber völlig unschuldig. Es richtet seine Spitze anderwärts hin, als worauf sein Titel und sein unmittelbarer Gegenstand der Komik weist. Es ist weniger eine Verspottung der eingebildeten Kranken, als vielmehr der Aerzte und der medicinischen Künste. Gegen die Aerzte war Moliere persönlich entschieden eingenommen, und diese Classe war damals nicht einflussreich genug, um es einem Komiker verleiden zu können, dass er sich auf einem Umwege über sie hermachte. Direct hat er sie aber auch nicht angefasst; dies scheinen die gesellschaftlichen Verhältnisse schon damals unmöglich gemacht zu haben. Der fragliche Stand, der in seinen Praktiken denen der Priester am nächsten steht, hat es bisher noch immer verstanden, öffentlicher theatralischer Kennzeichnung von sarkastischer Schneidigkeit zu entgehen. Molieres nicht allzu starker Angriff ist das Nachdrücklichste und gewissermaassen auch Gelungenste, was im dramatischen Genre nach dieser Seite hin existirt. Offenbar konnte sich der französische Lustspieldichter am eingebildeten Kranken, d. h. an Jemand, der bei übrigens voller Gesundheit glaubte, der Aerzte und Medicamente zu bedürfen, ohne Gefahr des Anstosses vergreifen und nebenbei sein Hauptziel, die Durchhechelung und Lächerlichmachung der Aerzte einigermaassen miterreichen.

Nimmt man das Wort Lustspiel genau und nicht so unbestimmt wie das Wort Komödie, so steht die Handlung im Malade imaginaire einem wirklichen Lustspiel weit näher, als die im erheuchelten Pietisten. Der Scheinpietist Tartuffe ist ein zu arger Schurke und mit gesetzlichen Mitteln ein zu raffinirter Verbrecher, ja auch in seinen Operationen gegen das Unschuldige zu erfolgreich, als dass hier ungetrübte Komik, im Sinne wirklichen Witzes oder gar Humors, aufathmen könnte. Freilich wird schliesslich aller Erfolg wieder zu Schanden gemacht; aber dies geschieht nicht im natürlichen Lauf der Dinge, sondern durch ein dramatisches Wunder. Zwar ist es nicht der Gott aus der Maschine, der den Knoten zerhaut oder hier vielmehr die Schlinge zerreisst, die durch Tartuffe dem Opfer um den Hals geworfen ist; — nein, ein Wunder nach Art der antiken Götterentscheidungen ist hier nicht im Spiele. Wohl aber ist es eine monarchische, eine königliche Wunderthat, die specielle, ja individuelle Vorsehung des vieldurchschauenden und vielgegenwärtigen, ja privatim ob seinen Unterthanen wachehaltenden vierzehnten

Louis, wodurch dem Schurken – allerhöchstpolizeilich – der Arm in dem Augenblick gelähmt wird, in welchem er dabei ist, den letzten zuschnürenden Ruck zu thun. Der gute König, der sich um Alles bekümmert, kennt das Subject von früherher als verbrecherisches, und als es sich ihm nun mit einer Denunciation des Opfers nahte, hat er die üble Absicht und den Schwindel der ganzen Sache gleich begriffen. Natürlich ist er auch völlig allmächtig über alles Civilrecht und kann in den Augen des Dichters alle Privatverträge ohne Weiteres und ohne jede Form cassiren. Ein vom König unmittelbar beauftragter Gensdarm ist daher genügend, das ganze Wunder zu vollbringen, dessen der Dramatiker bedürftig ist, und den Erfolg der Tartuffischen Ränke mit ein paar Worten und einer Verhaftung des Heuchlers zu Schanden zu machen.

Wenn hieran etwas zum Lachen ist, so dürfte es sicherlich nicht die Abführung des Herrn Tartuffe in ihrer Wirkung auf diesen, sondern die Wendung sein, mit der sich der Dramatiker aus der Schlinge hilft, die er der Handlung seines Stückes erst selber umgeworfen hat. Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, d. h. ohne die Dazwischenkunft des unwahrscheinlichsten Zufalls, war der religiöse Narr von Familienvater, der dem frommen Heuchler ins Garn ging und diesen in aller Form zum Eigenthümer seines Besitzes machte, nicht zu retten. Nun ist an der Beobachtung derartiger Operationen nicht grade Lust und Anreiz zum Lachen zu haben, sei es nun, dass der Opferpriester oder das Opfer, – der Schurke oder sein Fang, – der Gegenstand der Komik sein sollen. In diesem Sinne ist also Molieres Tartuffe, wenn auch im gleichgültigen Sinne des Worts etwa eine Komödie, so doch kein im engern Sinne komisches, sondern höchstens ein – mit einigen komischen Zügen versetztes – Stück.

Dieses Stück verdankt seine Berühmtheit der gewiss löblichen Absicht, die frömmlerischen Maskenträger, die für ihre Habsucht und Lüsternheit in der Gesellschaft Beute suchen, durch ein wohlgezeichnetes Beispiel zu entlarven. Namentlich ist es auch die geschlechtliche Lüsternheit – und skrupelfreie, routinirte Verführungsbereitschaft, – die von Moliere in der allerdings in dieser Richtung nicht allzu fein gerathenen Tartuffefigur verhöhnt wird oder vielmehr werden soll. Unter dem Regime des frömmelnden und von Weibern regierten Despoten, mit seiner geistigen Beschränktheit, mochte es immerhin etwas bedeuten, einen habgierigen und lüsternen Frommthuer auf die Bühne zu bringen. Indessen die Komik

der Sache liegt anderswo als im Stücke selbst und ist erst nachträglich für uns vorhanden, die wir den König sammt dem Poeten als ein Stück Lustspiel der Geschichte in denselben Rahmen fassen und mit demselben Maass der Kritik messen können. In der That liegt das Hauptkomische darin, dass ein frömmelnder, weibersüchtiger, ja weiberunterthäniger Despot, der unter der Maske der Religion in seinem Lande so übel gehaust, vom Dramatiker dazu berufen wird, ein doch einigermaassen verwandtes Subject im Namen der Weisheit und Güte abzuthun. Dieses Kunststück bringt Moliere nur dadurch zu Stande, dass er seinem kurzsichtigen Publicum einen Unterschied von wahrer und blos geheuchelter Religiosität scharf betont.

4. Soll nun etwa Tartuffe ein Subject sein, welches mit vollem Bewusstsein und ohne jeglichen Glauben die Religion zur Maske macht? Für einen Kenner frömmelnder Creaturen ist so etwas nicht annehmbar; ein solcher weiss zu gut, dass die Religion nicht erst zur Maske gemacht zu werden braucht, sondern dass sie einigermaassen mit dieser Eigenschaft stets und überall versetzt gewesen, ja mit ihr schon zur Welt gekommen ist. So ein Subject à la Tartuffe hat, wie es sich in der Wirklichkeit durchschnittlich findet, immer einigen Glauben, aber freilich einen mehr spitzbübisch und betrügerisch zugeschnittenen, als ihn sich die gewöhnlichen sogenannten ehrlichen Leute zurechtmachen oder zurechtmachen lassen. Die Religion eines Schurken ist ein treues Abbild von ihm selbst; sie trägt alle Züge seines Charakters und ist ihm bei Allem behülflich. In dieser Hinsicht hat er auch einen gewissermaassen aufrichtigen Glauben, soweit nämlich bei Spitzbuben überhaupt von Aufrichtigkeit die Rede sein kann. Moliere hat nun aber diese verborgene Mischung nicht im Mindesten berührt. Auch hätte er es nicht können, wenn er sie auch selber noch so klar durchschaut haben würde. Unter dem damaligen Religionsdruck musste Alles falsch gerathen, wodurch die Religiosen angegriffen wurden. Instinctiv hat Moliere sicherlich gefühlt, wie sich die Sache verhielt. Seiner nicht grade oberflächlichen Kennerschaft des menschlichen Charakters kann es nicht ganz entgangen sein, wie das Religionsgebahren die Wurzel der Unwahrheit und des Betrugs in sich selbst hege, und wie die Religion als Maske vorstecken nur soviel heisse, Etwas, was von vornherein zum Theil Maske ist, nun auch voll und ganz als betrügerische Maske gebrauchen. Dennoch wird von ihm Tartuffe als ein blosser Missbraucher der Frömmigkeitsallüren dar-

gestellt und es sorgfältig vermieden, ja ausdrücklich abgewehrt, die Frömmigkeit und das pietistische Verhalten selbst als eine Unwahrheit aufzufassen. Es ist kaum glaublich, dass sich in Moliere in der entgegengesetzten Richtung nichts geregt haben sollte. Allein die Zeichnung ist dennoch völlig einseitig ausgefallen. Ganz ausschliesslich kann man hiefür den äussern Druck nicht verantwortlich machen; denn einige feinere Spuren des wahren Sachverhalts hätten sich dem Bilde immerhin, ohne Gefahr, anstössig aufzufallen, eindrücken können.

Derartige Spuren sind aber nicht zu finden, und man muss daher annehmen, dass der innere Druck auch Moliere nicht gehörig aufathmen liess. Der Komiker wird menschenkennerischen Instinct genug gehabt haben; aber zur verstandesmässigen Klarheit ist er in der fraglichen Beziehung nicht gelangt. Andernfalls wäre sein Tartuffe feiner und gründlicher ausgefallen; der Schubjack von Pietist und vollendetem Heuchler wäre als Geschöpf der herrschenden religiösen Zustände und als ausgewachsene Frucht des religiösen Truges behandelt worden, und wenn sich auch dieser Stammbaum hätte etwas verbergen müssen, so hätte ein deutliches Bewusstsein darüber doch dem Dichter dazu verholfen, die Charakterzeichnung lebenswahrer zu gestalten. So aber ist die Figur recht äusserlich geblieben und sozusagen nur mit handgreiflicher Heuchelei vollgepackt. Das Schlimmste und Gefährlichste ist nicht berührt, geschweige getroffen; denn die verschiedenen niedrigen oder hohen Figuranten auf der Bühne des Lebens, die in der Maske der Religion Unheil stiften und das Menschenreich unsicher machen, haben meist wirklich Religion und Glauben und sind nur in äusserst seltenen Fällen selber ganz über den Trug hinaus, mit dessen Hülfe sie ihre Rolle spielen und ihren Leidenschaften ungerecht und verbrecherisch fröhnen. Sie sind nicht blos active Betrüger auf eigne Rechnung und mit vollem Bewusstsein; nein, sie stecken zu einem Theil selbst passiv im Truge, und beide Dinge, ihr eignes bewusstes Gaunergeschäft im Leben und der religiöse oder mystische Betrugshintergrund, mit dem sie behaftet sind, und der ihrem Charakter nur zu wohl zusagt, passen zu einander, vertragen sich sehr gut und wissen sich vortrefflich auszugleichen. Diese Gattung ist die allein gefährliche, weil sie die gewöhnliche ist; denn selten hat so ein Patron die Geistessicherheit, die ihn über allen Aberglauben hinweghebt. Ja, ich möchte behaupten, dass Schurken, wo sie ernsthaft religionslos sind, nicht ganz so gefährlich werden können, wie

wenn sie Religion haben. Ihre Anschläge werden alsdann einen natürlicheren Weg gehen und, wo sie die Religion als Maske brauchen, werden sie ihr doch niemals wirklich dienen, sondern sich nur den Schein davon geben und deren Vertreter übrigens ebenso behandeln, wie die sonstigen Gegenstände ihrer Operationen. Ein richtiger, erfahrungsgemässer Tartuffe, wie ihn das Leben, aber nicht Molieres gedrückte Zeichnung aufweist, hat Religion, ist gläubig und fromm, und zwar nicht in geringem Maass. Fürs Lachen und die Komik sind aber solche feinere und hochgeschossene Giftpilze nicht da, wie es eigentlich auch schon der gröbere Molieresche nicht ist.

Wo zuviel verdriesslicher Ernst im Spiele ist, da hört das Spiel auf, blos nach seinen komischen Zügen Eindruck zu machen. Ja, die Komik dieser Züge ist selbst nicht recht lebensfähig; denn wie soll inmitten der Bedrohung durch einen schurkischen Triumph irgend die überlegene Macht der Heiterkeit und der komischen Genugthuung vorwalten! Die absichtlich hervorgerufene Verführungsscene mit dem Zeugen unter dem Tisch ist von Moliere sicherlich als ein Gipfelpunkt von Komik angesehen worden; und dennoch kann Niemand, der ein gesundes Gefühl hat und richtig vertheilter Mitempfindung fähig ist, in der bedrohlich gespannten Lage der Dinge dieser Abführungsscene, durch welche der Heuchler auch vor seinem innerlich umgarnten Opfer demaskirt wird, sonderlich froh werden. Zur Vorherrschaft der Komik gehört eben die Möglichkeit, von der ernsten Seite einer Sache abzusehen, und diese Möglichkeit ist nur dann vorhanden, wenn der Ernst in dem fraglichen Zusammenhange nicht viel zu bedeuten hat oder lieber ganz und gar zurücktritt.

Ein solches Zurücktreten des Ernstes ist nun in Beziehung auf die Aerzte im „Eingebildeten Kranken“ vorhanden, und dies Stück, nach dieser seiner Hauptseite hin, auch unvergleichlich eher ein wirklich komisches als der verdriessende „Tartuffe“. Der Titel könnte auch lauten: Der in die Aerzte Verliebte. Es sind nämlich nicht die gewöhnlichen Einbildungskrankheiten, um die es sich handelt, sondern mehr der Medicinluxus eines müssigen Gesunden, der mit sich und seiner Zeit nichts Rechtes anzufangen weiss. Die Aerzte haben bei ihm solche Chancen, dass sie für ein plumpes Glied ihrer Gilde, nämlich ein Arzt Vater für seinen plumpen Sohn, welcher derselben Kaste gewidmet ist, auf die Tochter des Hauses speculiren können. In diesen Verhältnissen liegt kein grosser Ernst, zumal man im Voraus sicher sein kann, dass die Speculation zu

Schanden gemacht werden wird, nicht etwa durch ein dramatisches Wunder, wie im Tartuffe, sondern durch die einfache Gegenmacht der Natur in Gestalt wirklicher Liebe. Ein Wunder lässt sich nicht absehen und nicht vermuthen; aber dass die lächerliche Verkehrtheit den Anstrengungen des Gegenspiels erliege, ist nichts Unerwartetes. Allerdings ist noch eine andere Handlung und ein drittes Interesse, nämlich das der heuchlerischen Ehefrau eingemischt, die sich als die sorglichste und liebevollste aufspielt, während sie in Wahrheit keinen andern Zweck hat, als für den Todesfall ausschliesslich sich mit dem Vermögen des eingebildeten Kranken zu bereichern und so dessen Kinder zu berauben. Dies ist schon weniger für reine Komik geeignet; denn die Entlarvung dieses ehefraulichen Geschäftssubjects durch die Todtstellung des Mannes kann nur insoweit Humor erregen, als es möglich ist, über die widerlich ernste Seite und Niedertracht des eheweiblichen Unternehmens für einen Augenblick hinwegzusehen.

Letzteren Punkt wollen wir jedoch nicht urgiren; denn er ist ein Nebenpunkt und bezieht sich sogar auf eine Art zweiter Handlung, die in den Rahmen der Haupthandlung nur eingefügt ist. Der Hauptgegensatz besteht nämlich nur zwischen den Aerzten und dem in sie Verliebten einerseits und den natürlichen gesunden Interessen und zwar speciell denen der Liebe andererseits. Was Fiasco macht und der Hauptgegenstand der Komik wird, ist die Verkehrtheit der ärztlichen Interessen und Manipulationen. Diese Verkehrtheit ist umsomehr ein echter Gegenstand für Komik, als die Gefahr im besondern Falle nicht als gross erscheint. Nur dann, wenn die Verkehrtheit, die gegeisselt werden soll, nicht darin begriffen ist, allzu grossen Schaden zu stiften, kann komische Erhabenheit über sie platzgreifen. In jedem andern Falle kann es nicht gelingen, sich und Andere in Wahrheit über sie lustig zu machen. Mindestens darf das Lachen alsdann nicht das Einzige bleiben, was gegen sie ins Feld geführt wird. Wendete man also beispielsweise den Blick auf das ganze Unheil, welches die ärztliche Habgier und der ärztliche Betrug, verbunden mit materiellem Aberglauben und berufsgemässer Unwissenheit, am Leibe der Menschheit anrichten, so wäre an Komik nicht mehr zu denken; denn die Angelegenheit geht gar sehr über den Spass und könnte eher an die Heilkünste eines Marat, auch eines Arztes, mahnen, der aber die dunkeln Kurmethoden schliesslich, wenn auch grade mit keiner erfreulichen, so doch wenigstens mit einer natürlichen und klaren vertauschte.

5. Doch wohin gerathen wir? Vom Komiker unter Ludwig XIV zur durchaus nicht komischen Maratine nach Ludwig XVI, — das ist ein für die Komödie zu grosser Schritt, wenn er auch im Gange der Angelegenheiten logisch wohlbegründet ist. Mit dem geduldeten Stück gedrückter Komik im Schatten des Despotismus nimmt es ein Ende, wenn vom Schauplatz jene leichtfertige und müssige Menschenart verschwindet, welche durch die Höfe in den verschiedensten Classen gezüchtet und aufgezogen worden. Die, wenn auch grade nicht höfische, so doch hofgemäss beschnittene Komik eines Moliere, so talentvoll ihr Urheber auch übrigens war, kann nicht das letzte im erheiternden Genre sein; denn die Menschheit will freien und souveränen Humor an Stelle eines mehralshalb unterdrückten und überrücksichtsvollen, zur steifen Grimace werdenden Lachversuchs.

Trotz Alledem sind aber Molieres Ansätze zum wirklichen Lustspiel verhältnissmässig nicht gering anzuschlagen; denn sie haben in entscheidenden Richtungen vor dem entsprechenden Haupterzeugniss des griechischen Alterthums nicht wenig voraus. Diese Komödie der Neuern, wie sie durch Moliere vertreten ist, kann sich getrost der antiken Posse gegenüberstellen, die sich wesentlich an den Namen des Aristophanes knüpft. Die Aristophanischen Stücke, die auf uns gekommen, bezeugen ein erhebliches Talent zur Possen- und Zotenreisserei und eine markirte Begabtheit zu wüsten Einfällen und Phantasieverzerrungen. Die Ausschweifungen der willkürlichsten Laune ergehen sich, ohne irgendwo sonderlich vom Verstande in Schranken gehalten zu werden. Dies ist allerdings der Charakter alles Possenhaften, kommt aber dem Aristophanes in besonderm Maasse zu. Dieser reactionäre Clown des Athenischen Publicums mit seinen nach der altstaatlichen Seite schielenden Witzen kann so recht als weltgeschichtlicher Typus einer Hirnzerfahrenheit von sogenannter genialer Art gelten.

An äusserer Freiheit fehlte es dem Athenischen höheren Possenreisser wahrlich nicht. Zwar waren die damaligen Theaterangelegenheiten etwas sozusagen Officielles; aber wer dem alten politischen Herkommen huldigte, konnte sich an missliebigen und noch weit leichter beliebig an solchen Personen vergreifen, in deren Interesse keine äussere Macht mit Züchtigung drohte. An dem in dieser Beziehung Schwächsten hat sich denn auch Aristophanes, wie es bei dem Menschenschlag der Possenreisser sich leicht erklärt, am meisten vergriffen, indem er eine Posse schrieb, die den Namen

der Wolken trägt, für uns aber bezeichnender „der untergeschobene Sokrates“ heissen könnte. Sie ist das berühmteste oder, besser gesagt, berüchtigste Stück jenes Strudelphantasten, und verdient, der Komödie der Neuern zur Folie zu dienen. Moliere ging im Ganzen auf Wahrheit, Aristophanes bewusstesterweise auf Täuschung aus. Jener suchte Verkehrtheiten zu geisseln, dieser dem Richtigen und Vortrefflichen, ja der höchsten Weisheit, die im Bereich des Griechenthums ausgeprägt worden, ein lügenhaftes Wechselbalg von Unsauberkeit, Spitzbubenthum und geistigem Schwindel unterzuschieben. Moliere hatte wenig äussere Freiheit und trat dennoch angesehenen Spielarten von Gaunerthum mit etwas wie Wahrheitsleuchte entgegen; Aristophanes hatte die vollste äussere Freiheit, ja selbst das Privilegium, lebende Personen auf die Bühne zu bringen, und er bediente sich dieser Gelegenheit, um die Wahrheit und das Gute, was er im Leben antraf, unter den Schmutz ungeheuerlichster Verleumdung - verschütten und gefährden zu helfen. Dies sind Gegensätze, die zu denken geben.

Die Probe, die Aristophanes von seiner Fähigkeit zu boshafter Verleumdung - gegen Sokrates abgegeben, wirft ein Licht auf seine übrigen Piecen und macht diese überall verdächtig. Wer im Stande ist, gegen besseres Wissen ein solches Bild zu zeichnen, wie Aristophanes in den Wolken von sich gegeben hat, der kann nie und nirgend zu dem Vertrauen berechtigen, dass er habe, ausser etwa, wo sein Eigeninteresse es zufällig mitsichbrachte, wahr sein wollen oder können. Nun ist diese Aristophanische Eigenschaft für alle Zeit ein übles Memento gegen die ausgeprägten und gewerbsmässigen Lustigmacher, die sich mit den Sprüngen ihrer kopfstehenden Phantasie vor dem Publicum prostituiren. Diese Sorte, nämlich die der eigentlichen Possendrechsler, steht noch tief unter den sonstigen Theaterfiguranten. Wenn nun schon letztere bei den verschiedensten Völkern dem allgemeinen Ruf einer gewissen Verächtlichkeit oder, wie es in der Volkssprache heisst, Unehrlichkeit, selbst bis in ihre höchststehenden Kategorien hinein nicht entgangen sind, so verdienen die Possen- und Zotenkünstler nach Art des Aristophanes, vom höchsten Grade dieser volksmässig sogenannten Unehrlichkeit, d. h. des Mangels an Ehre, in erster Linie betroffen zu werden. Wie man im Kunstreitercircus das Subject betrachtet, welches in den Pausen, in denen die Pferdeaction sich unterbricht, Purzelbäume schiesst und seine Redensarten mit menschlichem Gewieher loslässt, so ungefähr ist auch der Meister der

antiken Posse anzusehen, vor dessen hohem Genie sich die Alterthümler und Philologen in den Staub - oder vielmehr gleich in den antiken Koth - werfen. Jedes Theilchen des letzteren, wenn nur einigermaassen geformt, ist ihnen gleich eine Perle.

So haben sie sich denn auch für Aristophanes eine lahme Entschuldigung erfunden. Er soll die Sophisten haben treffen wollen und den Sokrates als Beispiel genommen haben, weil dieser äusserlich zu ihnen gezählt worden und am bekanntesten gewesen wäre. Diese Gründe sind aber nicht blos thatsächlich falsch, sondern auch gradezu albern. Die sich glänzend brüstenden Hauptsophisten hatten zu jener Zeit weit mehr Ruf, und ihr Ansehen im gebildeten Publicum schützte sie einigermaassen vor verdienter Blosstellung ihrer Verderbtheit. Die Niedertracht des Aristophanes bestand eben darin, dass er dem steten Bekämpfer der Verderbtheit dieser Sophisten die Eigenschaften der letzteren unterschob und noch hinzuthat, was er sich gegen den äusserlich Schwachen und Mittellosen ungestraft erlauben zu können meinte. Namentlich benützte er die Armuth, d. h. das eingeschränkte Leben des Sokrates, um seine Person als von Ungeziefer wimmelnd und sein Haus als eine Spelunke voll Spitzbüberei darzustellen, wo die erste Erfahrung des lernbegierigen Ankömmlings die zu sein pflegte, dass ihm der Mantel auf Nimmerwiedersehen abhanden käme. Wenn nun hier noch ein abergläubischer Anbeter des Alterthums kommen will und sagen, Aristophanes habe nicht direct die Absicht gehabt, grade Sokrates eigenste Person verächtlich zu machen, so muss dieser Anbeter schon jede Spur von Zurechnungsfähigkeit eingebüsst haben. Von den Sophisten wusste man, dass sie in glänzenden Verhältnissen lebten, und sah überall, wie pomphaft sie auftraten. Um also gegen die Sophisten auszugreifen, wäre ein Bild des feinsten Luxus und des geflissentlichsten Pompes erforderlich gewesen. Allerdings wird auf Sokrates auch die ganze Rabulisterei, das Rechts- und Linksmachen, das Schwarz- und Weissdarstellen derselben Sache und die dialektische Spitzbüberei, wie dies Alles in den Praktiken der Sophisten lag, in frechster Weise gehäuft und ihm so grade das untergeschoben, was er sein Leben hindurch mit allen seinen Kräften bekämpft, täglich entlarvt und oft genug selber mit seiner ironischen Weise dem Spotte blosgestellt hatte. Aristophanes, der hier bewusst mit allen Mitteln der Lüge gegen Sokrates arbeiten wollte, kehrte nach bekannter Manier die Sache um und machte den Entlarver der Spitzbuben selber zum Spitzbuben.

Uebrigens muss Jemand wenig Erfahrung im wirklichen Leben haben, wenn ihm solche Wendung neu und auffallend vorkommen soll. Es ist dies die Manier aller routinirten und frechen Verleumder, und die Nebenfrage, die sich neben der constatirten Thatsache einstellt, ist nur die, welchen vorzugsweise persönlichen Grund Aristophanes gehabt habe, um sein Lügengift zuzubereiten. Seine reactionäre Parteistellung, also seine Feindschaft gegen alles Neue und Fortschreitende reicht als Grund nicht völlig aus; sie würde wohl eine Caricatur des Gegners erklären; aber jenes Stück ist keine Caricatur; denn in einer solchen werden wirkliche Züge nur gesteigert und verzerrt, während das Aristophanische Bild ausser dem Namen mit seinem angeblichen Gegenstande ganz und gar nichts gemein hat. Es muss also eine besondere persönliche Bosheit obgewaltet haben, und diese begreift sich leicht genug, wenn man bedenkt, welcher Gegensatz der Naturen und Geschäfte auf beiden Seiten obwaltete. Auf der einen der gesetzte Weise mit seiner überlegenen Ironie; auf der andern ein leichtfertiges Bürschchen mit seinem Hirnsprudel und mit seinem eiteln Hanswurstgeschäftchen vor dem Publicum. So ein zerfahrener Phantasiegeck, der keines folgerichtigen Gedankens fähig ist und nach Laune von einem Bildchen zum andern übertänzelt, ohne sich viel um Zusammenhang und Verstand zu kümmern, — so ein sich selbst schüttelndes Kaleidoskop mit seinen bunten Scherbencompositionen muss von vornherein ein Feind jeder Sokratischen Natur gewesen sein, und auch besondere Gelegenheiten, welche diese von Natur nothwendige Charakterfeindschaft noch mit allerspeciellster Rancüne versetzen mochten, haben schwerlich ausbleiben können. Aber auch ohne letztere hat das Bubenstückchen seinen zureichenden Naturgrund in der fraglichen, überall sichtbaren Beschaffenheit des Aristophanes.

6. Für das ganze Geschlecht der Lustigmacher ist die antike Erinnerung ein bedenkliches Fragezeichen. Aristophanes schliesst sein Stück mit der Anzündung des Sokratischen Hauses und bezeichnet in seiner Bosheit auf diese Weise, was zu thun sei. Wenn der falsche Denunciant sein Verleumdungsgift zum ersten Mal etwa zwei Jahrzehnte vor der thatsächlichen und amtlichen Vergiftung des Sokrates, die von dessen persönlichen Feinden vor dem Athenischen Richterpöbel durchgesetzt wurde, ausgestreut haben mag, so befreit diese Zeitbestimmung nicht von der Mitschuld. Im Gegentheil bestätigt es sich auch hier, dass lange und wiederholt von den

verschiedensten Seiten daran gearbeitet worden ist, Sokrates erst in der Meinung des Publicums herabzuwürdigen, um ihn alsdann um so leichter verurtheilen lassen zu können. Possenreisser und überhaupt poetische Geschäftsmacher stellten nur eine einzige Gruppe seiner Feinde vor; aber diese Gruppe hat offenbar nicht wenig mitgewirkt, um den übrigen, schwerwiegenderen Feindesclassen das Handwerk zu erleichtern. Seine Hauptgegner waren die seiner Thätigkeit nächststehende Classe, die Gelehrten oder vielmehr Verlehrten nach der damaligen Mode, d. h. die Sophisten. Nun bietet Aristophanes das Bild eines conservativen Hanswurstes dar, der unter dem angenommenen sittlichen Schein, sich gegen eine auflösende und zersetzende Sophistik wenden zu wollen, absichtlich und bewusst den Sophisten in die Hände arbeitet, um nur den verhassten ernsthaften Gegner zu einer Schmutzgestalt umlügen zu können. Diese Manier ist durchaus nicht überraschend; denn der conservative Schein und Plunder hatte von den Sophisten nichts zu besorgen, die Leuchte des Sokrates aber nicht minder zu scheuen, als dazu alle übrigen Hohlheiten und Verderbtheiten Ursache hatten. Die Sophisten, d. h. die damals vorherrschenden Gelehrten, fanden sich in ihrer Bearbeitung des Publicums, wie eine Priesterclasse, durch Sokrates gestört, und daher ihre giftige Feindschaft. Im Grunde gehörte nun aber Aristophanes ja auch einer das Publicum bearbeitenden Classe an; denn die Komödianten brauchen eben auch die Mittel der Lüge und nützen alle Schwächen aus, um das Publicum für sich zu gewinnen. Wo dies nicht geschieht, da sind vereinzelte Ausnahmen vorhanden, und es ist ein Vorzug Molieres, dass er zu einem guten Theil wirklich für Wahrheit eingestanden hat.

Wenn nun aber Aristophanes das Haus des Sokrates anzuzünden als in der Ordnung darstellte, so entsteht die Gegenfrage, was man wohl gebührenderweise mit der Behausung solcher Possenreisser zu thun hätte. Soll aber etwa das ganze Geschlecht der Lustigmacher derjenigen Aechtung verfallen, die sich für diejenigen vom Schlage des Aristophanes ziemt? Dies hiesse, ohne Unterschied die Sache mit der Person verurtheilen und härter treffen, als das Handwerk im Allgemeinen verdient. Moliere ist eine gute Gegeninstanz, weil er sich wenigstens zum Theil an das wahrhaft Lächerliche gemacht, also auch im Witz der Wahrheit einigermaassen gehuldigt hat. Die Angelegenheit des Komischen für die Zukunft ist gewissermaassen ernst, weil hier der einzige gediegene Anknüpfungspunkt auf die Dauer zulässiger theatralischer Unterhaltung vorliegt. Die

tragischen Vergnügungen des Publicums müssen bei bessern Sitten einst das Schicksal der Fechterspiele theilen und vom Erdboden verschwinden. Was bleibt also für die theatralische Schaulust und für den Trieb, sich in Ermangelung von wirklichem Leben mit erdichteten Bildern des Lebens zu unterhalten, noch übrig, als wahre Komik? Das völlig Indifferente, was weder tragisch noch komisch geräth, ist der Regel nach als Spiel zu platt und zu matt, um besondere Theilnahme zu erregen. Als Wirklichkeit muss es erträglich sein; aber seine Nachbildung oder freie Erdichtung bietet gewöhnlich keinen Reiz. Die Aufsuchung des Verkehrten und Lächerlichen bleibt also die natürliche Zuflucht für jedes gesunde Bestreben, sozusagen dem Maskenspiel oder, moderner angesehen, unserer unmaskirten Komödianterei eine leidliche Seite abzugewinnen.

Es versteht sich, dass die eben berührte Alternative nur im Bereich des theatralisch Hergebrachten gilt; denn das Leben selbst kann Interesse genug haben, ohne deswegen tragisch oder komisch ausfallen zu müssen. Im Gegentheil bewegt sich sein normaler Schritt, mit dem genug Theilnahme erregende Veränderungen verbunden sein können, sozusagen nach den Naturgesetzen des gewöhnlichen Ernstes, und Abbilder davon oder entsprechende Erdichtungen können, wo sie nach neuen und bessern Grundsätzen das Wahre und Lebendige wirklich wiedergeben, auch ohne Komik Reize genug enthalten. Die entgegenstehende Frage bleibt dabei nur die, ob der gediegene Ernst des Lebens noch auf die Bühne gehöre. Die Tragik gehört, dies ist, einmal erfasst, leicht zu begreifen, einigermaassen zu den rohen Unterhaltungen; aber auch schon der blosse Ernst wird durch das Spielerische, welches in seiner theatralischen Nachahmung liegt, zum Theil um seine Natur und Würde gebracht. Man könnte daher noch einmal in der Welt weiter gelangen und auch den Lebensernst überhaupt von der Schauspielerei ausschliessen. In diesem Falle bliebe erst recht nichts weiter übrig als die Komik, welche sehr wohl zum Spielerischen stimmt. Sobald sie gehörig der Wahrheit des Lebens entspricht, können es nur echte und unzweifelhafte Verkehrtheiten sein, die ihrer anschaulichen Kritik und Gerechtigkeit anheimfallen. In dieser Richtung mag sie sich gröber oder feiner gestalten, roher oder veredelter auftreten, — sie wird immer zu einer heitern Befriedigung, ja, man kann sagen, Erhabenheit führen, indem sie die Macht von Verstand und Witz über das Thörichte, Schlechte und sittlich Hässliche triumphiren lässt.

Ein wenn auch (in Vergleichung mit dem Wünschenswerthen) nur erst schwächeres Beispiel hievon liegt in Molieres Unternehmungen vor, und es ist eine für die Ehre der Modernen günstige Thatsache, dass ihre Komik und ihr Witz bisher noch nicht dazu gelangt sind, sich mit einem gleichen Schandmal, - wie die antike Welt, - gezeichnet zu sehen. Wenigstens ist die Einleitung der modernen Komik nicht in jenen antiken Abweg der Schande gerathen, sondern hat (im Gegentheil) ihre Laufgräben gegen das wirklich Verkehrte eröffnet. Auch hat sie (in Molieres Vertretung bei den Franzosen) ein gewisses Maass von Gesetztheit und Ordnung eingehalten, welches nicht mit Steifheit des Anstandes verwechselt werden darf. Etwas Steifes ist allerdings in den Allüren des Tartuffestückes, in welchem auch schon die Verse (mit ihrem eintönigen Gange) weniger zum freien komischen Genre passen. Dagegen ist schon die Prosa (in der Verspottung der Aerzte) etwas Wirksameres und zugleich mit dem steifen Anstand weniger Verbundenes. Wenn also die Despotie des französischen Theaters auch dem Komiker einige puppenhafte Geziertheit aufgenöthigt hat, so hat dies mit der erforderlichen Gesetztheit und Ordnung nichts zu schaffen. Es ist erfreulich, eine übersichtlich verständliche Handlung in gutem Zusammenhange vor sich gehen zu sehen, und wenn dabei auch naseweise Kammermädchen gelegentlich als Haupttriebkräfte erscheinen, so gehört dies eben zur Abnormität und Verkehrtheit der Familien- und Hausverhältnisse, die den Stoff zum Lächerlichen ergeben. Allein auch ohne solche Mittel und Anknüpfungspunkte kann unter freieren gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen die Komik von Statten gehen; es wird ihr nicht leicht an geeignetem Stoff fehlen, sobald es ihr nur nicht an Freiheit fehlt.

In Moliere selbst kann man schon einigermaassen Symptome dafür finden, dass (unter Voraussetzung von Freiheit) die Komik ganz andern Schlages werden müsste. Das lehrt namentlich ein Stück von ihm, welches seiner Gesinnungsrichtung zur Ehre gereicht und als ein spätes Meisterstück gegolten hat, der Misanthrop. Unter letzterer Bezeichnung wird (nicht etwa ein Menschenfeind, wie ihn sich das unkundige Publicum vorstellt, sondern) ein Feind der conventionellen Lüge der Gesellschaft, (namentlich der Schmeichelei und Heuchelei der Conversation und des Verkehrs,) und zwar mit sichtlicher Vorliebe, gekennzeichnet. Die herausschauende Theilnahme für den Misanthropen lässt das Lachen über ihn nicht recht zustandekommen. Nur einzelne Uebertreibungen oder inconsequente Situa-

tionen machen es möglich, Komik auch auf seine Kosten zu schaffen. Uebrigens gestaltet sich der ganze Stoff mehr dazu, an der Unsitte und Verkehrtheit der Gesellschaft das Lächerliche contrastirend hervortreten zu lassen. Wäre Moliere frei gewesen, so würde er (auch der Form nach) den Gegenstand umgekehrt, die andere Partei, (d. h. die Gesellschaft mit ihren Gebrechen,) direct zur Zielscheibe des Witzes genommen und so ein wirkliches Lustspiel gemacht haben. So aber war er nicht blos äusserlich unfrei und an die Urtheilsart seines Publicums gebunden, sondern auch wohl innerlich kaum in der Lage, den lastenden Druck (gangbarer Denkweise) voll und ganz abzuschütteln. Man sieht nur zu deutlich, er ist selbst etwas von diesem Misanthropen; er verachtet dies hohle und lügenhafte Treiben der tonangebenden Gesellschaft. Ja, er hätte wohl selbst, (wie schliesslich sein misanthropischer Held,) den Ort suchen mögen, wo es frei stände, mit Freiheit ein anständiger Mann zu sein. Allein ein solcher Ort hätte ihm auch zugleich als ein Nirgendheim gelten müssen; denn für den Komiker, der sich einer schlechten Gesellschaft anpassen muss, findet er sich nie und nirgend.

So zeigt denn grade der Misanthrop die durch die Gedrücktheit verzweifelte Lage sonst wohlbeanlagter Komik. Diese wird unwillkürlich zu drei Vierteln Ernst, (besonders wo sie die schlimmsten Gesammtschäden vorsichhat,) und nur in weniger feinen Lachstücken, (wie z. B. im Geizigen,) spielt sie ungezwungen mit ihrem Gegenstande. Die Freiheit also, das wirklich Lächerliche anzugreifen, ist (von diesem Standpunkt aus) die Vorbedingung aller bessern Entwicklung.

Die Franzosen, (mit ihrem unterscheidenden Verstand und ihrer Anlage zum Witz,) haben denn auch glücklicherweise weiterhin darauf losgesteuert, ihre Virtuosität im Lächerlichmachen zu allgemeiner Geltung zu bringen. Am entschiedensten ist dies aber (nicht im Drama und überhaupt nicht im blos Spielerischen, sondern) grade da geschehen, wo ein übrigens ernsthafter geschichtlicher Plunder zum Spott herausforderte. Voltaire hat sich hier das grosse Verdienst erworben, der Macht des Witzes eine weltgeschichtliche (und zwar im strengern Sinne des Worts) moderne Rolle zu verschaffen. Er hat in erster Linie die Herrschaft der Religion und in zweiter auch einigermaassen die des antiken Gespenstes angegriffen. Demgemäss beginnt auch mit ihm die (im engern Sinne) moderne Aera, und sein Verhalten liefert das erste Beispiel eines geklärteren (und auf ziem-

lich voller Verstandesmässigkeit fussenden neueren Völkergeistes, wenn auch freilich nur im Gebiet belletristischer Prosa, – da das Poetische hiebei so gut wie nicht zu rechnen ist.

Fünftes Capitel.

Voltaires spottender Verstand als erste Regung des eigentlich Modernen.

1. Im 18. Jahrhundert lässt sich bezüglich der – nach dem Modernen hinweisenden - Geistesmächte bereits von einem eigentlichen Kampfe reden, und dieser Kampf gehört vornehmlich dem Boden Frankreichs an. Dort erhält er die für seine Lebhaftigkeit erforderliche breitere populäre Gestalt. Dort bleibt er nicht, wie anderwärts, die Angelegenheit einzelner hochstehender Denker, sondern erregt eine grössere Menge von Gebildeten und führt - zu seinem Theil - eben dahin, wohin auch die andern Vorbereitungen der Revolution treiben. Religion und Feudalität sind die beiden mittelalterlichen Angeln, aus denen die Zustände zunächst gerissen werden sollen. Gegen Beide wendet sich die gesammte Geistesbewegung, indem sie einerseits den Priesterstand und dessen Lehren, andererseits den socialen Uebermuth des Feudaladels, der rein politisch schon durch die Ausbildung der absoluten Monarchie viel verloren hat, nun auch gesellschaftlich angreift. Die aufstrebenden bürgerlichen Classen, die weder von Priester- noch von Adelsherrschaft etwas wissen wollen, sondern gegen diese beiden - als erste Stände geltenden - Machthaberschaften sich selbst hiebei als dritten und entscheidenden Stand zur Geltung zu bringen im Begriff stehen, bilden hiebei die natürliche Rückendeckung.

Von dem Gegensatz zwischen Adel und Bürgerthum ist die ganze Literatur der damaligen Zeit gefärbt. Dorther nimmt sie nicht nur hauptsächliche Romanmotive, sondern auch sehr viel, was in alle Gattungen belletristischer Darstellung verwoben wird. Dagegen steht in geistiger Beziehung das Frontmachen gegen die Religion im Vordergrunde und bildet gleichsam die Einleitung zu den gesellschaftlichen und politischen Ausgriffen. Das 18. Jahrhundert heisst mit Recht das philosophische; aber nicht etwa der

beiden namhaften Philosophen wegen, die es, den einen in der eigentlichen, den andern in der professoralen Bedeutung des Worts, aufweist. Nicht Hume, der in einem gewissen Sinne ein wirklicher Weiser war, und noch weniger der Metaphysikprofessor Kant mit seiner vermeintlichen Verstandesvernichtung und Vernunftzurechtsetzung zu Gunsten des Glaubens machen es dazu. Das Jahrhundert würde das philosophische geworden sein, auch wenn Beide nie gelebt hätten. Hume hat damals keinen breiteren Einfluss geübt; er stand trotz seiner populären Sprache auf zu abstracter Höhe, als dass seine Weltanschauung sich mit dem Niveau hätte berühren können, auf welchem sich die Belletristen, namentlich aber Voltaire und Rousseau, ergingen. Auch kam er grade für diese zu spät; denn er schrieb als ihr Zeitgenosse, und kam überdies erst zu einigem Ruf, als Jene schon fertige Leute waren und sich in einem Maasse gestaltet hatten, um für neue Erscheinungen nicht mehr sonderlich empfänglich sein zu können. Voltaire, der sozusagen eine halbe Generation älter war, griff in der Philosophie um eine ganze zurück, indem er auf englischem Boden die Nachklänge von Locke her als die im liberalen Bereich herrschende aufgeklärte Denkungsart annahm. Rousseau hielt sich etwas selbständiger, und nach seinen lebensvollen Anregungen richtete der professorale Kant seine dürre und unschlüssige Scholastik wesentlich ein, indem er den Genfer in allen Hauptbeziehungen copirte, welche, wie der Gottes- und Unsterblichkeitsglaube, sowie einige politische Anklänge, populäres Interesse hatten und sich zur Colportage für einen besoldeten staatlichen Universitätsbeamten allenfalls eigneten oder doch durch Abschwächung und Verschulung zu solcher Geeignetheit herabbringen liessen.

Das 18. Jahrhundert ist das vorzugsweise philosophische, weil in ihm Philosophie in populärer Breite hervortritt. Hier ist nun grade Voltaire sein erster Vertreter, nicht aber etwa, weil er radical verfahren wäre, was durchaus nicht der Fall ist, sondern weil er den damals zulässigen Durchschnitt von aufgeklärterer Denkweise unter die Leute brachte. Hiebei halfen ihm seine vornehmen Gönnerschaften, namentlich sein Verhältniss zum zweiten preussischen Friedrich, den er sozusagen zu seinem philosophischen Schüler machte. Die Menge des Publicums richtet sich gar sehr nach dem von oben her angegebenen Ton. Wie bei gemeinen Modeartikeln recht sichtbar, so folgt auch sonst, wo die Sache weniger auf der Hand liegt, die Masse des gebildeten Publicums irgend einer äusser-

lichen Autorität und irgend einem auf Machtstellung und Glanz beruhenden Ansehen. Nun war das aufgeklärte Potentatenthum ein Specialartikel des 18. Jahrhunderts, der seitdem von dem Markte verschwunden ist. Nachdem es einmal durch geistige und andere Einflüsse geschaffen war, arbeiteten unter seiner Aegide die meisten und grade die einflussreichsten Schriftsteller. Auch in dieser Beziehung ist Voltaire wiederum der König der diese Sachlage ausnützenden Schriftsteller. Niemand hat so wie er es verstanden, äussere Potentaten seinem Ruhme dienstbar zu machen und sich dabei dennoch in der Hauptsache unabhängig zu erhalten. Seine Neigung, die Dinge von der weniger ernsten, am liebsten aber von der gradezu lächerlichen Seite zu nehmen, ist ihm für seine Zwecke vortrefflich zu Hülfe gekommen. Mit dieser leichteren Geisteshaltung konnte er sich in Sphären und unter Verhältnissen durchwinden, die ihm sonst versperrt geblieben wären. Er konnte als Plänkler dahin vordringen, wo die regelrechte Entwicklung der geschlossenen Gedankenglieder keine Chancen gehabt hätte.

Ist denn nun aber der Spott, welcher die eigentliche Kraft Voltaires ausmachte, nicht auch, sachlich betrachtet, etwas der Lage des neuern Völkergeistes völlig Angemessenes gewesen? Man vergegenwärtige sich die Situation. Auf der einen Seite die handgreiflichen Verkehrtheiten der Religion und auf der andern ein Wissen und Denken, welches über den gröbern Aberglauben, d. h. über Alles an der Religion, hinweg ist, ausgenommen die kahle Vorstellung von einem selbständigen Macher und Leiter der Weltmaschine. Da nun dieser Weltmaschinentechniker nicht im Wege steht, wenn man sich mit Theilen seiner Maschine etwas zu schaffen macht, ja nicht einmal als Maschinist dazwischentritt, so darf es nicht Wunder nehmen, dass die praktische Religion, und zwar noch mehr als die theoretische, einem Menschen, der den fraglichen Standpunkt einnimmt, vornehmlich nur Stoff zum Lachen liefert. Es muss nur der ernsthafte Schade, den sie stiftet, ausser Acht bleiben; alsdann muss auch bei einem völlig unbefangenen Standpunkt die komische Erregung das Erste sein. Falsche Vorstellungen und falsche Handlungen, welche zugleich die Unwissenheit und die Thorheit der Menschen offenbaren, fallen in einem darüber aufgeklärten Kopfe unvermeidlich dem Spotte anheim, falls nicht etwa Mitleid mit den übeln Folgen sich einmischt und überwiegt, oder sonst die ernste Theilnahme und Parteinahme gegen den verzerrten Lauf der menschlichen Dinge das Lachen unterdrückt. Der Standpunkt des Spottes

war also vollkommen berechtigt. Ja, er war der einzig mögliche, insoweit ihn nicht eine praktische Action und die ernste sociale und politische Seite der Sache ausschloss. Letzteres konnte aber bei Voltaire nicht der Fall sein; denn entscheidende Thaten kamen noch nicht in Frage. Es handelte sich eben zunächst um populäre Kritik, und wenn diese den handgreiflichen Verkehrtheiten der fraglichen Art statt des lachenden Gesichts eine ernste Miene gezeigt hätte, so würde sie sich selbst hiemit etwas vergeben haben. Es giebt Dinge, die man nicht ernst nehmen darf, wenn man ihnen nicht zu viel Ehre und dem eignen Verstande einen Schimpf anthun will.

Die Welt hat in verschiedenen Zeiten aufgeklärte Einzelne gesehen, die sich zu voller Verneinung der Religion erhoben und noch ein gutes Stück über den Horizont hinausblickten, in welchem Voltaire befangen blieb. Es lagen sogar antike populäre, ja dichterische Darstellungen solcher Anschauungsweise vor, wie namentlich in dem Lehrgedicht des Lucrez über die Natur der Dinge. Dort herrscht kein Gottesglaube, wie bei Voltaire, und die Ideen sind, wenn auch naturwissenschaftlich sehr unzulänglich, doch im Allgemeinen naturwüchsig genug. Um also nichts weiter als eine Abstreifung der Religion durch Darstellung eines bessern Systems zu erreichen, wäre der Witz eines Voltaire nicht erforderlich gewesen. Worauf es ankam, war die besondere, dem modernen Völkergeist angemessene Art des Verhaltens, und diese hat der Meister des Spottes trotz mangelnden Radicalismus in der That getroffen. Da er sich nur mit den gröbern Handgreiflichkeiten der Sache zu thun machte, so schadete seine deistische oder, deutsch zu reden, göttische Beschränktheit nicht allzuviel. Freilich hätte sich sein Witz gegen Manches noch intensiver entfalten können, wenn er mit souveräner Sicherheit, und ohne durch den englischen Gottesglauben von fast Newtonschem und nur wenig gereinigtem Typus beirrt zu werden, den religiösen Zuständen gegenübergestanden hätte. Alsdann wäre es ihm aber auch nicht gleich leicht geworden, sich bei hohem und niederm Publicum Eingang zu verschaffen. Indem er den Durchschnittsstandpunkt eines gemeinen Gottesglaubens, wenigstens in abstractem Sinne, selber einnahm und geflissentlich betonte, fand er sich mit Vielen auf einem gemeinsamen Boden zusammen. In diesem Umstande lag sogar seine Art von Positivität; denn er war kurzsichtig genug, zu meinen, der Gottesglaube sei von der Urzeit der Chinesen her die richtige und auch für uns verbindliche

Völkervorstellung. Dabei fiel es ihm allerdings (mit Recht) nicht ein, die Hebräer mit der ersten Urheberschaft dieses seines Lieblingsartikels zu beehren. Diese waren (in der neuern Welt) nur gelegentliche Handelsvermittler dafür, und ihnen, die er gebührend verachtet, spricht er auch in der Religion jede Originalität ab. Einigermaassen komisch bleibt es dabei aber doch, dass Voltaire selber grade den englischen Deismus verspeist und schmackhaft gefunden hatte, der sich doch offenbar durch die specifisch englische Verbibelung erklärt und als ein mit der Naturwissenschaft gezeugter Bastard angesehen werden muss. Doch dies thut wenig zur Hauptsache. Der französische Ritter des Witzes warf sich gewöhnlichermaassen nur auf Dinge, deren grobe Verkehrtheit davon unabhängig war, ob man (im äussersten Hintergrunde der Welt) einen selbständigen, (aber zur Ruhe gesetzten und jetzt nur noch in der Weltbeschaffenheit kundbaren) Werkmeister statuirte oder nicht. Die intimeren und feineren Züge der Verkehrtheiten wären ohnedies ausserhalb der Voltaireschen Competenz verblieben, (nicht etwa weil es ihm an Witz, sondern) weil es ihm an verwandtem Sinn für die Auffassung des Entlegeneren fehlte.

2. Im Leben Voltaires treten die Züge nicht so klar hervor, wie bei Rousseau, (der durch eine Art öffentlicher Beichte für ziemliche Durchsichtigkeit gesorgt hat.) Bei diesem gehört aber das Leben auch weit mehr zur Sache, (als bei Voltaire, der (durchaus nichts Absonderliches zu vertreten und) nur Gelegenheiten zu schaffen hatte, seinen Witz einigermaassen frei spielen zu lassen. Er starb zu gleicher Zeit mit Rousseau (1778), hatte aber, wie die Vergleichung ihrer Geburtsjahre, 1694 und 1712, zeigt, (ein halbes Menschenalter) an Lebenszeit voraus. Fast in die Mitte der achtziger Lebensjahre gelangt, starb er, (wie es scheint,) an den Folgen der Aufregung, welche ihm die schliessliche Rückkehr nach seinem Geburtsorte Paris (in Verbindung mit zugehörigen Ovationen) verursacht hatte. Sein langes und zähes Dasein ist auch ein Zeugniss für die Gewandtheit, mit der er sich geltend zu machen und zu behaupten gewusst hatte. Zunächst Verfolgungen und Einsperrungen nicht entgangen, suchte er Derartigem (im späteren Leben) vorzubeugen, und es gelang ihm auch in der That meistens, (sich und seine Schriften so einzurichten und seine Angriffe, wo erforderlich, derartig einzuschwärzen, dass er bedrohlicheren Conflicten entging.) Wenigstens konnte er schliesslich, (hart an der Grenze Frankreichs und des Genfer Gebiets, und hiedurch jeden Augenblick zur per-

sönlichen Flucht im Stande, mit einiger Ruhe und zum Theil sogar in fürstlichem Glanze leben. Das letzte Ende war, wie gesagt, sogar eine Art Rehabilitation in Paris.

Von entscheidender Wichtigkeit für die äussere Freiheit, nämlich die ökonomische Unabhängigkeit Voltaires wurde von vornherein dessen Neigung, sich mit geschäftlichen Speculationen abzugeben und so das Studium der Bereicherung nicht im Mindesten über der Befassung mit Versen und Literatur ausser Augen zu lassen. Der Sohn des Rechnungsbeamten beachtete schon früh jeden finanziellen Erlass der Regierung und sah ihn darauf an, ob nicht die herrschenden Verlegenheiten auch für ihn Etwas abwerfen könnten. In diesem Sinne folgte er den Geldoperationen, betheiligte sich an allerlei Unternehmungen oder machte auch solche selbständig. Auf diese Weise gelangte er auf Grund anfänglich sehr mässiger Mittel zu einem ansehnlichen Vermögen, dessen Vermehrung er sich natürlich auch nach andern Richtungen, wie durch manche Jahrgehalte und durch literarischen Erwerb, angelegen sein liess. Endlich konnte er als Guts- und Schlossherr in Ferney auf grossem Fuss mit bedeutendem Aufwand leben, sich eine Art Liebhabertheater einrichten und dazu auch noch eine Kirche bauen, die rein deistisch sein sollte und demgemäss die übrigens nicht wenig eitle Inschrift erhielt: Deo erexit Voltaire. Das klingt fast, wie wenn einer nach altrömischem Briefstil, wobei wohlgemerkt der Briefverfasser an erster Stelle steht, schreiben wollte: Voltaire Deo Salutem u. s. w., d. h. etwa zu deutsch: Voltaire an Gott Heil und Gruss.

Indessen das Liebhabertheater, auf welchem Voltaire selbst mitspielte, blieb doch die Hauptsache. Wenn die Menschen sich nicht zu ernsthaften Thaten regen dürfen, dann suchen sie unter dem äussern despotischen Druck wenigstens den Schein des Lebens und gefallen sich - in Ermangelung wirklicher Lebensrollen - auch allenfalls als blosse Theaterpuppen. Bei Voltaire hat nun das Versemachen schon vom zwölften Jahre angefangen, und die Neigung, durch Theaterstücke berühmt zu werden, hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet. Er selbst hat in dieser Richtung seine Hauptleistungen vorausgesetzt, während uns die Sächelchen - gleich der ganzen classischen sogenannten Poesie der Franzosen, etwa Moliere ausgenommen, so gut wie nichts gelten, so dass wir davon auch nur ganz nebenbei und gelegentlich einmal ausnahmsweise zu reden haben werden. Der Mann des Witzes ist uns eben nur als

Prosaiker von Bedeutung. Prosa und spottender Verstand gehören ebenbürtig zu einander. Der höhere Aufschwung aber und die edleren Gemüthskräfte, die in wirklicher Poesie zu walten haben, sind bisher thatsächlich in der Dichtung noch nie sonderlich mit Verstand, jedenfalls nie mit hinreichendem, eindringendem und ordnendem Verstand gepaart gewesen, so dass die wirklich harmonische Gattung in der Menschheit noch erst gezeitigt werden soll. Edle Prosa hat weit eher sich zur Gemüthskraft erheben, als etwa Dichtung ernstlicher zu Verstande kommen können. Es ist daher keine Herabwürdigung, wenn man das Verdienst Jemandes in seiner Prosa findet. Gute Prosa erfordert mehr Reife, als das Spiel der Rhythmen, und der gemessene Schritt kann der sozusagen tanzenden Bewegung der Versfüsse gegenüber, so abgemessen und gravitätisch diese sich unter Umständen auch geberden mögen, getrost und mit Würde zusehen. Er kann sicher sein, dass er dem Spiel der rhythmischen Maschine nicht viel übrig zu lassen braucht, sobald einmal Gemüthskraft und Verstandesschärfe ihre gegenseitige Ausgleichung vollzogen haben werden. Doch bei Voltaire kommen diese höchsten und weitesten Ausblicke noch nicht besonders in Frage; denn seine Virtuosität ist nicht die eines Mannes von tiefergehenden Gefühlserregungen, sondern einfach die eines ausgeprägteren Verstandesmenschen, der aber in sich einige Lebhaftigkeit gewöhnlicher Sinnesanregungen und Leidenschaften mitzuverarbeiten hat.

In letzterer Beziehung, nämlich rücksichtlich des Charakters Voltairescher Leidenschaften, ist zur Erläuterung seines ganzen Lebens und der zugehörigen schriftstellerischen Art und Weise zu beachten, dass er sich zu keiner Art von dauernder und natürlicher Ehe, geschweige zu einer formgerechten, bewogen gefunden hat. Sein Verhältniss zur Marquise du Châtelet, bei der er eine längere Zeit zubrachte, könnte allenfalls hieher gerechnet werden, wenn es nicht zugleich die unnatürliche Rücksicht auf eine gelehrte Liaison miteingeschlossen hätte. Sie war die Uebersetzerin der Newtonschen Principien ins Französische, und Voltaire hatte infolge seiner englischen Reise über die sogenannte Philosophie Newtons geschrieben, um den französischen Rückständigen und Akademikern den Standpunkt klar zu machen, dass es nämlich angezeigt sei, das jenseits des Canals bereits geltende Gravitationssystem auch diesseits in Curs zu bringen. Von den göttlichen Beschränktheiten der Newtonschen Anschauungsweise, die Voltaire in der fraglichen, etwas langweiligen und, abgesehen vom damaligen Specialzweck, für

später werthlosen Schrift ebenfalls zu den seinigen macht, also von den Plumpheiten, die in jenem Deismus und in der physikalischen Einmischung desselben liegen, rede ich selbstverständlich nicht weiter.

Die Liaison mit der Naturwissenschaft ist bei Voltaire zwar ziemlich lose gewesen, so sehr er sich auch bei der Châtelet mit eignen Experimenten bemüht und dort eine eigne Galerie eingerichtet hat, wo angeblich alle damals bekannten Versuche über das Licht und die Elektricität angestellt wurden. Jedoch hat die Thatsache, dass auch der verstandbegabte Schöngeist von der damaligen naturwissenschaftlichen Strömung ergriffen wurde, mehr zu bedeuten gehabt, als dessen Enrollirung in die Ueberlieferungen der französischen Tragik und sonstigen sogenannten Poesie. Es kam dadurch etwas kosmische und zum Theil auch etwas mechanische Vorstellungsart von den Dingen in ihn hinein und hiemit in das belletristische Gebiet, wo leidlich zutreffende Ansichten über das Weltganze und den Naturlauf der Dinge nicht heimisch sind und sich nie recht mit den dort herrschenden, ja überhaupt nicht mit den poetischen Gewohnheiten und Vorurtheilen vertragen haben. Diese rationellere Art und Weise contrastirt sogar günstig mit dem Verhalten der namhaftesten deutschen Belletristen, namentlich mit demjenigen Goethes, in dessen Vorstellungskreis die kosmische Welt eine höchst wunderliche und unwissenschaftliche Rolle spielte. Indessen sei hiebei wieder daran erinnert, dass Voltaire wesentlich rationeller Prosaist gewesen und dass übrigens die deutsche wirkliche Dichtung im 18. Jahrhundert überwiegend unrationell ausgefallen ist. Die Franzosen waren eben nicht blos anders beanlagt, sondern auch weiter entwickelt; sie waren über die ihnen möglichen Ansätze zum Dichterthum schon sehr lange, nämlich eigentlich schon seit den Ritterzeiten, hinaus.

3. Wie das Leben Voltaires nicht überall durchsichtig, so ist auch die gehäufte Masse seiner Schriften als Ganzes nicht sonderlich übersichtlich. Er selbst fühlte das am Ende seines Lebens und stellte sich etwas ungehalten darüber, dass man so viel davon immer wieder von Neuem druckte, ungerechnet die seinem Namen fälschlich untergeschobenen Schriften. In derartigen Aeusserungen lag allerdings, wie bei Voltaire oft, mehr Coquetterie als Ernst; aber mit einem hinzugefügten Grunde, der eine allgemeine Wahrheit enthielt, mag es ihm doch vollständiger Ernst gewesen sein. Mit soviel Gepäck kommt man nicht auf die Nachwelt; — N'imprimez

pas tant de volumes de moi, on ne va point à la postérité avec un si gros bagage. Ja gewiss, mit siebzig und mehr Bänden und noch dazu von einem vielfach zersplitterten oder sich nach allen Windrichtungen kehrenden Inhalt, — mit einem so voluminösen Gepäck geht die Reise zur Nachwelt nicht von Statten.

Wäre das Alles in sich geordnet, auf erheblich verschiedene Gegenstände und demgemäss an verschiedene Gattungen des Publicums gerichtet, so liesse sich in mehr als einer Kutsche fahren, und die Reise könnte, wenn sonst die beförderte Waare danach wäre, auch trotz einigen Umfangs der Bagage allenfalls gelingen. Jene Erfordernisse sind aber nicht erfüllt. Es kann nur ein einziges Publicum in Frage kommen, nämlich dasjenige, welches den Witz und die Kriegführung mit den Waffen des Spottes liebt. Dies ist nun allerdings das Publicum überhaupt; aber deswegen findet eben auch keine Sonderung der interessirten Gruppen statt, und jeder Gebildete hat ungefähr dieselbe Ursache, Voltairesche Prosa zu lesen, mögen nun romanartige Schriften, wie Candide und L'Ingénu, oder historische, wie Karl XII und das Werk über Geist und Sitten der Völker, in Frage sein. Ist auch der Verstand Voltaires nicht immer eigentlich spottend, so verfährt er doch in ungewöhnlichem Maasse unterscheidend, motivirend und die sachlichen Widersprüche hervorkehrend.

Das Büchelchen über Karl XII ist so unschuldig, dass es selbst in unsern deutschen Schulen vielfach als Lesebuch eingeführt ist. Aber freilich figurirt es nur als Lehrmittel für das Französische und zwar für die Anfänger. Auf dieser Stufe wird vom Gesammtinhalt und vom verhältnissmässig kritischen Geiste, der auch schon in dieser halbheroisirenden, zu den früheren gehörigen Schrift Voltaires herrscht, Nichts bemerkt, geschweige verstanden. Es ist daher keine Gefahr, dass daraus Sachliches gelernt werde. Andernfalls würde auch schon hiedurch die völlig officielle Geschichtsschreibung, namentlich aber die ganz bornirte für Schulen, wenn auch nur ein klein wenig, so doch immerhin im eigentlichen Sinne des Worts compromittirt. Karl XII, der religiöse Vorurtheile, die er nicht allzuviel hatte, bei den Türken nicht grade bestärkt; Peter der Grosse infolge einer Kriegsklemme gelegentlich in nervösen Krämpfen; eine Schilderung Polens, in welcher die dortige Vermehrung der Juden als unerträglich und als eine solche gekennzeichnet wird, die, wenn es so fortgehe, einst ihre Vertreibung nöthig machen werde; — das sind Beispiele von Pünktchen jener

Schrift, die nicht recht in officiöse oder gar koschere Schulgeschichte passen, ja auch für das Publicum überhaupt über die unselbständigen Allüren amtlicher Geschäfts- und Handwerkshistoriker, sei es der Regierungen, sei es herrschender Parteien, hinausdeuten. Da nun diese Voltairesche Schrift wohl wirklich die harmloseste von allen ist, aber sich trotzdem durch Verständniss für nationale wie für private Seiten der öffentlichen Verhältnisse sowie durch einzelne geschickte Schilderungen auszeichnet, so mag man hieraus auf spätere geschichtliche Arbeiten schliessen, denen die Reife einer längeren Erfahrung zu Statten kam, und die sich ebenfalls nicht im Gegenstande vergriffen.

Karl XII war trotz eines gewissen Eigensinns und einer Art von heroischer Verranntheit doch immerhin unter den aus der nächsten Vergangenheit in Frage kommenden Potentaten einer, der es auf Grund seiner persönlichen Originalität und Tüchtigkeit am ehesten verdiente, von einem Schriftsteller ersten Ranges gekennzeichnet zu werden. Wenigstens war ein solcher Stoff würdiger als der, welchen das Zeitalter Ludwig XIV darbot. Wenn dennoch solche Bücher wie Voltaires Siècle de Louis quatorze unter seinen historischen Schriften vielleicht am meisten gelesen worden sind, so liegt dies in den äusserlichen Verhältnissen des buchhändlerischen Marktes, dessen Umfang durch die Eitelkeit der Franzosen auf ihr vermeintlich grosses und classisches Zeitalter und durch die Hineinziehung anderer Völker in den gleichen Wahn bestimmt wurde. Auch jetzt noch stehen ausserhalb Frankreichs die geschichtlichen Schriften Voltaires im Vordergrunde; sie sind es fast allein, die beispielsweise in Deutschland noch einigen Curs haben und bisweilen gelesen werden. Indessen bricht sich doch immer mehr die Thatsache Bahn, dass nicht das Buch vom Zeitalter Ludwigs XIV oder gar das über die Zeit Ludwigs XV der Ansicht werth sind, sondern dass für die allgemeineren Interessen des Publicums nur diejenige Behandlung der Geschichte neuerer Völker Werth hat, die unter dem Titel eines Versuchs über Geist und Sitten der Nationen im Umfang einer mässigen Anzahl von Bändchen erfolgt ist und von der Zeit Karls des Grossen bis auf Ludwig XIII reicht.

Der englische Civilisationshistoriker Buckle hat jenes Buch über den Geist der Nationen als den einzigen Vorgänger seines eignen Werks gekennzeichnet. Hienach hätte also Voltaire ungefähr schon ein Jahrhundert früher diejenige Behandlungsart der Geschichte getroffen, für welche der Engländer weitere und noch freiere Bahn

gemacht haben will. Der Franzose soll die Geschichte der Fürsten und der Schlachten in den Hintergrund geschoben und dafür das besonders ins Auge gefasst haben, was das Glück der Nationen in der Breite ihres Daseins angeht. Ein wenig zielt hierauf auch schon der Titel des Voltaireschen Buchs, namentlich in dem Worte Sitten, welches unzweideutig auf Verhältnisse geht, die das Privatleben, und zwar auch das der Massen, bestimmen. Buckles leitende Grundsätze gipfeln aber mehr in der Vorstellung, dass die Wissenschaft es sei, durch welche der entscheidende Civilisationsfortschritt der Völker bewerkstelligt werde. Auch sonst ist, genauer besehen, zwischen der Art und Weise Voltaires und derjenigen Buckles nicht viel Aehnlichkeit. Es ist recht hübsch, dass Voltaire endlich einmal gegen seine vielen Feinde, namentlich gegen Priester und Zunftgelehrte, von einem einigermaassen freien Historiker in Schutz genommen und ihm namentlich auch die Zuverlässigkeit seines Thatsachenstoffs bescheinigt worden; jedoch folgt hieraus nicht, dass der neuere Vertheidiger Voltaires dessen charakteristische Art und Weise völlig unbefangen getroffen habe. Er hat ihn zu sehr im Lichte seiner eignen Bestrebungen gesehen und dabei theils Gutes, theils Uebles zur Seite gelassen, was zu jenen Bestrebungen nicht passte.

Wer ohne Voreingenommenheit das historische Hauptwerk Voltaires ansieht und übrigens ein Urtheil über die Zunfthistoriker hat, wird jenes für dasjenige Behandlungsstück allgemeiner Geschichte erklären, welches für ein vorurtheilsfreieres Publicum bis jetzt einzig lesbar ist, während die sogenannten Weltgeschichten saft- und kraftlos ausfallen, weil deren Verfasser nicht etwa blos praktisch urtheilsarme Pedanten, also Erzeugnisse der Schul- und Zunftmache sind, sondern auch unter dem herrschenden Druck und Conventionalismus arbeiten und demgemäss, in den verschiedensten Richtungen charakterlos, nirgend danach geartet sind, frei aufzuathmen. So hat beispielsweise bei uns Deutschen die zuletzt noch am meisten hervorragende und sogar ein wenig fortschrittlich angelegt gewesene allgemeine und populär seinsollende Weltgeschichte des Professor Schlosser fast lauter geschichtliche Wassersuppe der dünnsten Art geliefert und bei dem plattesten Moralisiren die Thatsachen so geistlos abgeblasst und entnervt, dass dagegen Voltaire mit seinen circa acht Jahrhunderten als eine wahre Erholung und eine Fundgrube von historischem Geist betrachtet werden muss.

4. Im Wesentlichen ist bei Voltaire als Geschichtsdarsteller grade das weniger zu suchen, worauf Buckle den meisten Werth legt, wohl aber das zu finden, was dem Engländer nicht sonderlich genehm war. Dieser hielt ausgesprochenermaassen am Jenseitswahn fest und tadelte es überhaupt, dass die der Revolution vorangehenden Schriftsteller die Religion und das Christenthum angegriffen hätten. Diesen Standpunkt nahm er sonderbarerweise ein, obwohl sein eignes Hauptprincip des neuern geschichtlichen Fortschritts die Macht des skeptischen, d. h. die Religionsdogmen auflösenden Geistes sein soll. Dieser Widerspruch begreift sich einigermaassen dadurch, dass Buckle die Grenze, bis zu welcher der Zweifel und die Kritik Erfolg haben dürfen, erheblich enger zieht als Voltaire. Bei letzterem dürfen sie nur über den allgemeinen Gott aller Völker nicht hinwegschreiten; bei ersterem muss aber noch der Unsterblichkeitsglaube und die conventionelle Achtung für ein abgeblasstes und undefinirbares Christenthum unberührt bleiben. Auch kann Buckle das Lächerliche in diesen Dingen nicht vertragen, und so übersieht er denn an dem Historiker Voltaire dessen stärkste Seite.

Das Werk über die Sitten der Völker ist grade dadurch am interessantesten, dass es Dingen, die bei trockner Ernstnahme für den aufgeklärten Menschen nichts als ungeniessbares Stroh sein würden, auch heitere Seiten abgewinnt, die das Reden davon erträglich machen. Als Beispiel hiefür sehe man sich etwa solche Darstellungen an, wie die des Tridentiner Concils; oder man würdige auch einmal die Ceremonien, die in ältern Zeiten bei der Begegnung zwischen Kaisern und Päpsten statthatten, eines kritischen Blicks und prüfe sie auf den Geist der zugehörigen sonstigen Sitten und Zustände. Ueberall wo es gilt, in derartigen Richtungen in feinerer Art die Widersprüche oder das Komische ans Licht zu ziehen, wird man Voltaires Hauptvirtuosität in Thätigkeit finden. Wenn also Vieles an der Geschichte jener Zeit von 800 bis ungefähr 1600 geniessbar wird, was sonst für den gesetzten Verstand und Charakter ein unerträglicher Stoff sein würde, so liegt dies in dem geistigen Triumph über die Verkehrtheiten vermöge der Erhebung zur theilweise komischen Auffassung. Im Allgemeinen ist Voltaires geschichtlicher Gang der eines ernsten Anstandes; aber er versäumt dabei nicht, Blick und Physionomie je nach Widerspruch und Verkehrtheit der vorkommenden Thatsachen einzurichten. Dieser Umstand verleiht auch den an sich abgeschmackten Gegenständen einen gewissen Reiz, eben weil deren Abgeschmacktheit sichtbar hervortritt und der

Ueberlegenheit des sie nunmehr verurtheilenden Geistes eine Art Genugthuung gewährt. Ohne diesen Hauptzug wäre Voltaires ganze Arbeit ziemlich gleichgültig; denn übrigens wäre es zuviel sogenannter Respect vor der Geschichte, wenn man das Mittelalter und das nächste neuere Zubehör noch als normalen Interessen- und Bildungsstoff für die Modernen anerkennen wollte.

Bemerkenswerth ist, dass Voltaire in seiner eignen Lebensskizze die fragliche historische Arbeit nicht hervorhebt. Jedoch darf dies ebensowenig überraschen, als dass er den Hauptwerth auf seine Theaterstücke legt. Er hat eben diejenige Seite seines Selbst, die für die Welt die meiste Bedeutung gewinnen konnte, nicht erkannt. Auch wäre es seinem nicht wohlverstandenen, sondern missverständlichen Eitelkeitsinteresse zuwidergelaufen, sich mit der Rolle eines Menschen begnügen zu sollen, der an den Dingen das Verkehrte und Lächerliche ziemlich gut aufzufassen und herauszukehren versteht. Dennoch ist diese Rolle ansehnlich genug, und sie wird ihn noch lange vor Vergessenheit schützen; denn des ähnlichen Plunders, wie er ihn angefasst, bleibt unter den Menschen noch gar viel übrig, und ehe eine Persönlichkeit kommt, die es in demselben Genre des leicht hinflatternden Spottes besser macht, dürfte Voltaire für mancherlei Publicum nicht überflüssig werden. Es giebt Situationen und Sphären, in denen der wuchtigere Ernst nichts ausrichtet, und überdies haben ja die Dinge auch wirklich eine Seite, die, weil sie in Wahrheit lächerlich ist, nicht ernstgenommen werden darf. Grade auch die Geschichte hat eine solche Seite, und es ist daher sehr gut, dass im Sinne des modernen Völkergeistes einmal der Anfang gemacht worden ist, das Historische auch einmal dem Witz zu unterwerfen.

Möglicherweise hat Voltaire sein Werk deshalb nicht allzuhoch taxirt, weil er sich immer mehr in einer Ansichtsart bestärkte, die noch kaum Theilnahme für eine eigentliche Geschichtsschreibung zulässt. Wenigstens lässt er seinen Ingénu sich über die Geschichte derartig aussprechen, dass es nach diesen Aeusserungen Thorheit sein müsste, ihr selber eine eingehendere Schriftstellerarbeit zuzuwenden, selbst wenn diese auch grösstentheils in Sichtbarmachung der einzelnen Verkehrtheiten aufgehen sollte. „Die Geschichte“, sagt er, „ist nur das Gemälde der Verbrechen und der Unglücksfälle. Die Menge der unschuldigen und friedlichen Menschen verschwindet immer auf diesen weiten Schauplätzen. Die Personnagen sind nur verkehrte Ehrgeizige“. Des ambitieux pervers; damit ist in

der That eine der Regel nach statthabende Wahrheit getroffen; denn die verkehrte Richtung, ja Verderbtheit, in welche der Ehrgeiz, welcher an sich im Hinblick auf das wirklich Ehrenwerthe berechtigt sein könnte, gemeiniglich geräth oder vielmehr von vornherein eingetaucht zu sein pflegt, verunstaltet die meisten sogenannten Grossthaten. Voltaire hätte sogar nicht fehlgegriffen, wenn es ihm möglich gewesen wäre, dieselbe Bemerkung auch für die Geschichte der Literatur, ja theilweise selbst für den Tummelplatz der wissenschaftlichen Auszeichnungen nutzbar zu machen. Allein sein eignes, allzu ungerechtes Verhalten gegen Rousseau hat gezeigt, dass er einer Kritik in dieser Richtung nicht fähig war. Er selbst stand zu sehr auf dem Postament äusseren Glanzes und gab zuviel auf äussere Ehrenbezeigungen für den Mann der Literatur und von Seiten der in der Literatur herrschenden Classen und Elemente, als dass er sich hätte zu einem Standpunkt aufschwingen können, welcher nur diejenige Ehrliebe anerkennt, die nichts als das für alle Zeit Ehrenwerthe will und dieses selbst auf Kosten nächster und billiger zu habender Ehren sucht.

Wenn nun aber auch Voltaire blos die gewöhnliche und äussere Geschichte mit seiner Aburtheilung hat treffen wollen, so war dieses Ergebniss, zu dem er erst spät gelangte, sicherlich kein Reizmittel zu historischer Darstellung. Wenn er schon früher vollständig auf diese Weise gedacht hätte, so wäre wohl der Historiker in ihm nie zur Welt gekommen. Am wenigsten aber hätte er sich mit der früheren Geschichte Frankreichs abgeben können; denn über diese äusserte er sich in eben jenem Zusammenhange, in welchem er in der vorher angeführten Weise die Geschichte überhaupt kennzeichnete, mit der entschiedensten Geringschätzung. Er nennt die Geschichte Frankreichs „dégoûtante dans ses commencements, sèche dans son milieu, petite enfin, même du temps de Henri IV.“ Nun, das ist von einem Franzosen ein werthvolles Eingeständniss, zumal von Einem, der in seinen jüngern Jahren Heinrich IV durch eine Art Epos verherrlicht hatte. Nun erscheint ihm die Geschichte dieser Zeit kleinlich, die frühere trocken und die früheste abgeschmackt, und zwar meint er nicht etwa den Charakter der Darstellungen, sondern den der Thatsachen selbst. Nach diesem Ausgang seiner Ansichtsentwicklung wird man es auch nicht überraschend finden, dass er auch schon in jenem Werk über die Sitten der Nationen Karl den Grossen nicht sonderlich honorirte, sondern nahezu als eine Art Räuberhauptmann auffasste.

Wer die Thatsachen der Welt unbefangen ansieht, hat sich zu hüten, voreilig von jenen Würdigungen Viel in Abzug bringen zu wollen. Die wahrhafte Kritik der Geschichte kann zwar feiner, aber sicherlich nicht milder ausfallen. Interessant ist nur, dass Buckle, der doch einigermaassen im Voltaireschen Sinne gearbeitet zu haben meint, in der Geschichte überhaupt noch ein Feld gefunden hat, auf welchem er sich getrieben fand, mit gewaltigen literarischen Anstrengungen gradezu sein Leben daran zu setzen. Die Ausscheidung einer eigenthümlichen Civilisationsgeschichte hebt den Widerspruch nicht auf. Dieser fällt nur insoweit fort, als man erkennt, dass denn doch zwischen Voltaires Art und Weise und derjenigen Buckles weit weniger Gemeinschaft besteht, als der Engländer selber glaubte. Schon in der Darstellungsform verfahren Beide grundverschieden. Voltaire erzählt Thatsachen und stellt also im eigentlichen Sinne des Worts dar, Buckle dagegen bespricht sie nur, indem er die äussere Kenntniss von ihnen fast regelmässig voraussetzt. Was er wirklich anführt, sind mehr literarische Thatsachen, und hier befindet er sich wiederum im Gegensatze zu Voltaires geschmackvollerer Darstellung, die auch ohne Citatenhäufung auszukommen versteht.

5. Der grosse französische Schriftsteller hatte von Natur einen einfachen Verstand, durch das Leben und seine Erwerbsspeculationen nicht wenig Menschen- und Geschäftskenntniss, vermöge eines umfassenden Studiums aber viele gute Ansichten und Einsichten. Er dachte nicht blos, sondern rechnete auch, und diese Eigenschaft wurde von ihm gelegentlich auch da bethätigt, wo andere Schriftsteller, besonders aber die gemeinen Gelehrten und Historiker, sich mit unbestimmten Vorstellungen begnügten. So erklärt es sich, dass er beispielsweise am Schlusse jenes Werks über die Sitten der Nationen auf die Bevölkerung und deren Gang nicht anders als veranschlagend und rechnend einging. Die Bevölkerung, meint er, müsse im Verhältniss der Nahrungsmittel wachsen. Sie werde sich daher, solange noch gutes Land in Cultur zu nehmen sei, in jeder Generation verdoppeln, wie dies auch Amerika zeige. Er schliesst hiebei auch a priori. Mann und Frau seien etwa 25 Jahre hindurch im Stande, zur Fortpflanzung beizutragen. Schon zur blossen Ersetzung der Absterbenden müsse aber die Familie aus mehr Gliedern bestehen und bei reichlicher Nahrung von selbst dazu gelangen, die Anzahl in der Generation zu verdoppeln. Ganz im Groben berechnet er auch die Erdbevölkerung auf 900 Millionen

und macht sich über die Thorheiten der früheren Historiker lustig, die von der Sündfluth an gerechnet und übrigens, z. B. auch für die neuere Zeit Frankreichs, über die Volkszahl die ergötzlichsten Unmöglichkeiten zu Markte gebracht hätten.

Durch diese Auslassungen Voltaires über die Bevölkerung ist ein Jahrhundert später Buckle bewogen worden, ihn mit der zweifelhaften Ehre heimzusuchen, der Vorentdecker des sogenannten Malthusschen Gesetzes zu sein. Nun giebt es aber ein solches heute nur noch in unkritischen Meinungen. Das Wahre an dem vermeintlichen Gesetz war schon lange etwas Naheliegendes und Alltägliches; was aber bei dem Priester Malthus nicht alltäglich blieb, war nur die heuchlerische Unverschämtheit, mit welcher er den besitzenden Classen zu Munde redete und für das Arbeiterbereich eine künstliche Einklemmung der Bevölkerung durch Verhinderung der Ehen empfahl. Die Verworrenheit bei ihm ist übrigens nicht gering; doch dies gehört in die Nationalökonomie und deren Geschichte, wo ich über diesen geflissentlich umdunkelten Gegenstand Licht geschafft habe. Die Wahrheit ist, dass Voltaire weit natürlicher und besser dachte, als dieser Malthus, der zuerst 1798 auftrat und mit Dingen kam, die beispielsweise auch schon 1790 der italienische Mönch Ortes in seiner katholischen, feudal romantisirenden Weise aufgetischt hatte. Voltaire konnte eine Generation früher das Wesentliche und Wahre über den Gegenstand aussprechen, nicht weil ein sogenanntes grosses unsterbliches Gesetz zu entdecken gewesen, sondern weil er ein Mann von verstandesmässigem Blick und rechnenden Gewohnheiten war.

Ungefähr ebenso verhält es sich auch mit seiner Hinwegsetzung über die römische Königsgeschichte. Er war nicht der Mann danach, beliebige nachträgliche Compositionen, d. h. geschichtliche Erdichtungen, die von späteren Geschlechtern gehegt, gefeiert und mit Denkmälern ausgestattet waren, gleich dummen und leichtgläubigen Pedanten oder bewussten Söldlingen der Autorität als baare Münze hinzunehmen und auszugeben. Aus dem Geschichtsglauben der Völker und seinen monumentalen Consequenzen schloss er ebensowenig auf eine entsprechende wirkliche Geschichte, wie etwa aus der Erbauung von Tempeln auf das Dasein entsprechender Götter. Uebrigens ist aber auch von der römischen sogenannten Geschichtskritik späterer Handwerksgelehrter nicht allzuviel Aufhebens zu machen. Der verneinende Theil verstand sich für nicht leichtgläubige Naturen, wie einen Voltaire von selbst; der positive

aber, wie beispielsweise die specielle Construction einer römischen Urgeschichte, die an die Stelle der Sagenhistorik treten soll, ist noch heut etwas Unsolides. Mit solchen unzuverlässigen Künsten hätte sich ein Mann von dem Urtheil Voltaires nicht abgeben können, auch wenn ihm das Alterthum weniger gleichgültig gewesen wäre.

Wie die Sachkritik des gewandten Schriftstellers auch noch in andern Richtungen und namentlich in ihrem Lieblingsgegenstande, nämlich in der Sichtung der religiösen Ueberlieferungen, geschmackvoller und besser verfahren ist, als verschiedene im 19. Jahrhundert in Curs gebrachte Nachtreter solcher Kritik, dafür zeugt auch das Werk „Die endlich erklärte Bibel". Was dort beispielsweise über Christus gesagt wird, ist verhältnissmässig eher lesbar, als was die Herren Strauss und Renan in ihren Jesuleben oder sonst über die benachbarten Geschichts- und Glaubensangelegenheiten colportirt haben. Man sieht deutlich genug, dass sie das, was Voltaire mit mehr Geist darlegte, verwässert, abgeschwächt, mit schlechteren Zuthaten versetzt und namentlich für das Interesse der Juden zugerichtet haben. Ohne das Interesse der Hebräer wären nämlich im 19. Jahrhundert solche Schriften wie die Straussischen und Renanschen nicht marktgängig zu machen gewesen und daher von vornherein unmöglich geblieben. Ganz besonders hat Herr Renan noch die Zeit erlebt, in welcher er sich handgreiflich als zu den Hebräern gehörig demaskiren musste. Von den Juden und durch ihre Pressbeherrschung sind die Straussschen und Renanschen Jesuleben und Aehnliches mit Vorliebe colportirt worden. Durch diese Art, Christus aufzufassen, wurde ihnen geschmeichelt und zugleich ihrem Bedürfniss, das eigentliche Christenthum in den Augen der Gebildeten zu einer Varietät des Judenthums zurückzubilden, angenehm entsprochen.

6. Nun ist aber Voltaires Tendenz das grade Gegenstück zu dieser Judengemässheit. Er ist der Hauptaufklärer und glücklicherweise zugleich der Antihebräer des 18. Jahrhunderts. Dies ist auch insofern von Wichtigkeit, als die Juden überall die Lüge in Umlauf gebracht haben, Aufklärung und Humanität wären stets thatsächlich mit Judenfreundlichkeit verbunden, und es könne die Aufklärung auch selbstverständlich ohnedies nicht gedacht werden. Nun ist die wahre Thatsache das grade Gegentheil; der populärste Hauptaufklärer, der für Toleranz mit Wort und That überall eingetreten ist, hat seine Verachtung der hebräischen Nation, in ihrem alten wie in ihrem zeitgenössischen Dasein, bei jeder Gelegenheit

bekundet. Diese Verachtung gehört sogar als untrennbarer Bestandtheil zu seiner Auffassung der Geschichte und der Religion, sowie zu seinen Begriffen von Humanität und Toleranz.

Grade in einem Artikel über Toleranz (in seinem philosophischen Wörterbuch) kommt nicht nur einer seiner entschiedensten Sätze über das jüdische Volk vor, sondern werden auch schliesslich ironisch die Bedingungen, (unter welchen er mit einem Juden tolerant zu Tische sitzen wolle, in einer spöttisch abführenden Weise) festgesetzt. Da wird namentlich Sicherheit erfordert, (dass kein Jude mit der Posaune die Mauern des Hauses umwerfe und den toleranten Gastgeber nach altem Gebrauch der Juden erwürge sammt Vater, Mutter, Weib, Kindern, Hund und Katze.) Hätte Voltaire noch hundert und einige Jahre über 1778 hinaus leben können, so würde er sicherlich, (und zwar dann im vollsten Ernst,) die Cautel hinzugefügt haben, dass der Jude nicht die Tochter des Gastgebers (nach nunmehr von Tisza-Eszlar her wieder wohlbekannt gewordenem Ritus) abschlachte, durch sein Geld die Justiz lahm lege und sonst dergleichen noble Dinge verübe. Hätte Voltaire aber gar das Jahr des Heils 1892 und zwar in dem Preussen zu sehen bekommen, in welchem er einst Friedrich II mit gebührender Judäerverachtung erfüllt, so würde er seine Klausel auch noch (im Hinblick auf den Xantener Knabenmord) haben erweitern müssen. Schon beim Voltaire des 18. Jahrhunderts steht aber (im fraglichen Toleranzzusammenhange) jener entschiedene, (grade durch den speciellen Einstreuungszweck noch charakteristischer werdende und auch noch durch die kommende Geschichte weiter bestätigte) Satz, in welchem er das Volk der Juden das (in vielen Beziehungen) abscheulichste nennt, welches jemals die Erde besudelt habe.) „C'est à regret que je parle des Juifs; cette nation est, à bien des égards, la plus détestable qui ait jamais souillé la terre.“

Seine Quellen für dieses Urtheil waren hauptsächlich zwei, nämlich seine eigne persönliche Beobachtung, (namentlich bei Gelegenheit seiner Finanzgeschäfte,) und alsdann die Bibel selbst, in welcher er die Geschichtsschreibung der Juden über sich selbst (nach Manier und Thatsachen, und zwar ebenfalls oft rechnend die Widersprüche hervorkehrend, die absichtlichen Unwahrheiten, die schlechten Sitten und die argen Verbrechen blosstellend,) besser charakterisirte, als von spätern (sogenannten Bibelkritikern) geschehen ist. Hiebei unterschied er (mit Recht) das neue Testament vom alten nicht allzusehr und vergass nicht, dass beide hebräischen Stoffes

sind. Bereichert hat er unter Anderm seine Hebräerkenntniss auch noch während seines Aufenthalts bei Friedrich, wo er die Juden und deren Genossen in Berlin, welches schon damals einer ihrer Hauptsitze war, zu studiren Gelegenheit hatte und thatsächlich nach vielen Seiten, bisweilen sogar in eignen Händeln, kennen lernte. Zu einem Hauptruhme Voltaires wird es jederzeit gereichen, dass er auch praktisch nicht der Mann war, sich von den Leuten des Hebräerstammes Etwas vormachen zu lassen, sondern dass er im Gegentheil, wo nöthig, gebührend mit ihnen umsprang. Sie sind demgemäss im Geheimen seine Feinde gewesen und geblieben. Nur lassen sie es wegen der Aufklärung, die sie zu ihren Gunsten als stets judenfreundlich ausgeben, nicht gern verlauten. Was würde auch sonst aus dem Wechselbalg, welches sie der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, deren Vertreter par excellence grade Voltaire ist, untergeschoben haben!

Um so nöthiger ist es daher, noch weiter charakteristische Stellen anzuführen. Schon allein das Werk über die Sitten der Nationen kommt an vielen Stellen auf die Juden, schliesslich aber, wo von den Zigeunern die Rede ist (Cap. 104), am kürzesten und bündigsten. Die Juden, meint Voltaire, würden einst dasselbe Schicksal haben wie die Zigeuner. Wenn sich die Gesellschaft vervollkommnete und die Völker ihren Handel selbst besorgten, würden sie nicht mehr von unserer Unachtsamkeit leben können. Die Reicheren würden den Aberglauben verachten. Im Allgemeinen würden die Juden in Verschmelzung mit den übrigen Völkern verschwinden, und die unterste Schicht würde wie die Zigeuner mit den Dieben eine Classe bilden.

Diese Perspective Voltaires zu prüfen, ist hier nicht der Ort. Jedoch ist es offenbar eine Schwäche, von der Hinwegsetzung über den Aberglauben und durch Verschmelzung eine Entjudung der modernen Gesellschaft zu gewärtigen. Die Judensuperstition ist vielleicht die zäheste von der Welt und überlebt auch ihre gröbern Bestandtheile. Sie ist zu sehr mit der Judenpolitik eins, um nicht aus Eigennutz auch noch dann als äusserliches Verbindungsmittel festgehalten zu werden, wenn sie innerlich bei den Reicheren und Gebildeten schon grossentheils zersetzt ist. Wenn Voltaire die Selbstbesorgung des Handels im Auge hat, so ist diese allerdings für die modernen Völker ein Ziel von entscheidender Bedeutung. Was aber die Gemeinschaft mit den Dieben betrifft, so braucht sie sich nicht grade auf die letzte Schicht zu beschränken; denn

es giebt ja nicht blos Diebe letzter, sondern auch erster Classe.) Kurz, man sieht, dass Voltaire zu wenig die politische Seite ins Auge fasste und sich das einstige Herunterkommen des Judenstammes auf das Zigeunerdasein zu leicht dachte. Jedenfalls müsste noch erst ein zweiter weltgesellschaftlicher Bankerott des Hebräerstammes zu jenem ersten hinzukommen, in welchem er sein eigenstaatliches Dasein einbüsste. Der französische Schriftsteller hat zwar überall, (und so auch bezüglich der Juden,) die Nationalität im Sinne, aber doch auch nicht sonderlich anders, als wie auch gemeiniglich schon damals (von den unbefangen Auffassenden) die Völkereigenthümlichkeiten descriptiv unterschieden wurden. In dieser Weise schilderte er z. B. auch die Polen; aber er hat nie daran gedacht, in der Race und Nationalität tiefere Gründe für die Thatsachen zu suchen. Man kann zwar nicht sagen, dass er die Juden rein vom Standpunkt ihres Aberglaubens behandle; aber, (wie überhaupt im 18. Jahrhundert nicht geschah,) dringt auch er nicht dazu vor, die Sitten der Völker als Racen- und Stammesconsequenzen zu behandeln.

7. An das Geschichtliche reiht sich bei Voltaire das Romanartige. In den zwei bemerkenswerthesten Arbeiten (dieser Art) ist der Roman nur Mittel und Form, um den Rahmen und Spielraum für populäre Beweisführung sowie für Kritik und Witz abzugeben. Der Ingénu ergeht sich hierin vielseitig (in allerlei Richtungen;) der Candide, (der seines Thema wegen berühmter, aber nicht lehrreicher, geschweige besser ist,) beschränkt sich auf die Widerlegung jener Beschönigungen des Uebels, welche (als Leibnizische Varietät des Optimismus) umliefen. Es mag daher dieser Roman immerhin als pessimistisch gelten; nur darf man den darin vertretenen Pessimismus nicht mit irgend Etwas confundiren, was auf Jenseitswahn, buddhistische Nichtsverhimmelung (und ähnliche todte Künste) hinausliefe. Candide ist, (wie schon der Name andeutet,) ein reiner und gutgläubiger Mensch, der über den Satz, dass unsere Welt die beste unter den möglichen sein solle, nach und nach immer reichere gegentheilige Erfahrungen macht. An ihm selbst (und um ihn her) wird (auf den verschiedensten Schauplätzen) das Uebel sozusagen in Haufen aufgeschichtet, und alles scheinbar Gute schliesslich immer wieder zunichtgemacht. Die Scenerie ist dabei oft genug recht phantastisch unwirklich, wie in jenem abgelegenen, für glücklich ausgegebenen Reich, (dem Eldorado,) wo das Gold so gemein ist wie Erde (und sammt den Edelsteinen keine Münze sein kann,) und von wo Candide (mit colossalen Reichthümern freigebig überhäuft) in die

übrige Welt zurückkehrt. Hier ist natürlich keine Noth, dass die Reichthümer wie Schnee schmelzen. Zufall und Spitzbüberei thun ihre Schuldigkeit; den letzten Rest erschwindelten schliesslich noch die Juden von Constantinopel. Nur eine kleine Pachtung mit Garten ist Candide und den an sein Schicksal geknüpften Personen noch geblieben. Alle Hoffnungen, zuletzt selbst die zäheste, die sich von einer Jugendliebe herschrieb, sind zu Schanden geworden. „Il faut cultiver notre jardin“, — das ist das letzte Wort des Helden und seiner ganzen Geschichte; er giebt keiner der Theorien recht, dem Pessimismus so wenig als dem Optimismus. Bauen wir unsern Garten an, — das ist freilich ein praktischer Ausweg, der aber nichts gemein hat mit den buddhistelnden Empfehlungen metaphysisch abergläubischer Philosophiemönche, wie Schopenhauer einer auf eigne Hand gewesen ist.

Einen Voltaire ernsthaft auf tiefere Urtheile über den Lebenswerth prüfen wollen, hiesse bei ihm erwarten, was er nie leisten konnte. Der Anbau des Gartens und das „travaillons sans raisonner“, welches Letztere er seinem Vertreter des Pessimismus in den Mund legt, und was das Leben allein erträglich machen soll, — das ist eine billige Weisheit, zu der sich auch ohne soviel üble Erfahrung und ohne soviel Raisonnement kommen lässt. Der Zusatz „sans raisonner“ ist namentlich nichts, was sich für Voltaire ziemte. Der Leser bleibt demgemäss in der Hauptsache ziemlich ebenso klug wie zuvor. Was er gewonnen hat, ist eine Reihe von Bildern des Ungemachs und die Vorstellung, dass die Welt reich an Unfällen sei. So etwas ist aber keine Neuigkeit. Wohl aber ist es neu, dass Voltaire hier seine rechnenden Gewohnheiten zur Seite gesetzt und es nicht für angezeigt gefunden hat, sozusagen die statistische sowie auch die sonstige Vertheilung der Uebel in Anschlag zu bringen.

Offenbar hat ihn der Beschönigungsoptimismus nach Art eines Leibniz geärgert, und zu diesem Aerger hatte er volles Recht. Es heisst allen Standpunkt der Kritik, der Natur und der Dinge verleugnen und jedes Ideal mit Füssen treten, wenn man die Besonderheiten, die thatsächlich existiren, jedesmal für die besten unter den möglichen erklärt. Kann man sich aber Gestaltungen nicht anders vorstellen als sie sind, so ist das Reden von verschiedenen Möglichkeiten leere Wortmacherei, und ein solcher Sinnesmangel oder, besser gesagt, eine solche Sinnlosigkeit stak in dem metaphysisch genommenen Ausdruck: die beste unter den möglichen

Welten. Es ist ein widerwärtiges Stück Theologie, welches in der Theodicee (von Leibniz) sein Wesen treibt. Es ist (aber auch) überhaupt nur diejenige Art von Beschränktheit, (welche Theologie heisst,) wenn der Standpunkt des Nichts eingenommen und nun die Machung von Welten (verschiedener Sorte) als möglich vorausgesetzt wird. Man hat es dann übrigens auch sehr billig, (ohne sonderlichen Witz) auch die beste Sorte schlecht zu finden; denn das bestmögliche unter dem, wozu die Wahl offensteht, ist auch im praktischen Leben oft nur das wenigst Ueble. So war es aber im advocatorischen Gottesoptimismus von Leibniz nicht gemeint. Das, was ist, sollte nicht blos gut, sondern es sollte auch noch obenein am besten sein. Gegen diese unverschämte Beschönigung liess nun Voltaire seinen Witz spielen, und sein spottender Verstand, (gepaart mit etwas gewohnheitsmässiger Malice,) war hiebei um so mehr in seinem Element, als zugleich auch noch Rousseau (mit seinem Anflug von Naturoptimismus) abgefertigt werden sollte. Interessant ist es, dass im Candide (unser sonst deistisch so gottvoller) Voltaire seinen (sonst so gefeierten) Gott in jenes fabelhafte, goldreiche und goldverachtende Idealland Dorado verlegen muss, (in der übrigen Welt aber mit ihm keinen Staat machen kann und ihn daher nicht weiter ins Spiel bringt.)

Streng genommen ist nichts weiter möglich, als (im günstigsten Falle) eine wahre Charakteristik der Welt, (wie man sie kennt.) Was dieser oder jener Einzelne vom Leben halten wird, hängt weit mehr von seinem eignen Loose, als von der durchschnittlichen Gesammtbeschaffenheit des Daseins ab. Es ist aber nützlich, wenn (von einem gesund Denkenden) diese allgemeine Beschaffenheit dargestellt und der Eindruck bestimmt wird, den sie auf den normalen Lebenstrieb mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit machen muss.) Alsdann fallen wenigstens alle Schädigungen hinweg, die von unwahrer Schwarzfärberei herrühren.

Von Voltaire ist (aus seinem Todesjahr) ein Gedichtchen oder vielmehr eine Reimerei zum Abschiede vom Leben vorhanden, worin er bezüglich seiner) am meisten das Lachen der Feinde, also bemerkenswertherweise grade das fürchtet, worin er selber Meister gewesen. In einer ähnlichen Piece (über die Beschwerden des Alters) kommt er zu dem Schluss, das Schaffen von Menschen sei ein frostiger Spass gewesen. „Hélas! quel est le cours et le but de la vie? Des fadaises, et le néant. O Jupiter! tu fis en nous créant Une froide plaisanterie“. Der Verlauf eines Lebens ist hienach

also eine Reihe von Albernheiten und sein Ziel: das Nichts. Im höchsten Greisenalter solche Aeusserungen und im Todesjahr, dem 85. des Lebens, noch jene Besorgniss um das Moquiren und Lachen, — das sieht freilich nach wenig Bewusstsein von bessern Seiten des eignen Thuns und nach wenig Theilnahme an der Natur aus, die bleibt. Wir können gegen Voltaire gerechter sein, als er in solchen Stimmungen gegen sich selbst und gegen die Welt war. Wie er seine historisch beste Arbeit nicht einmal hervorhob und dagegen auf sein Theaterspiel soviel Werth legte, so hat er auch nicht daran gedacht, dass grade sein Spott selbst einst in vollstem Ernst als eine Kraft gelten würde, die für ihre den gröbern Aberglauben auflösende Rolle immer neue Gelegenheiten, Bereiche und Schichten vorfinden muss.

Nach Alledem darf es nicht überraschen, dass es Voltaire nie recht gelingen wollte, sich mit Angelegenheiten, von deren Wesen ein tieferer Ernst nicht zu trennen ist, angemessen abzufinden. Dies zeigt sich auch im Ingénu, der übrigens durch die Contraste, in die der aufrichtige und von den Wilden herkommende Held mit den verschrobenen und verderbten Seiten der Zustände geräth, allerlei Interessantes aus den Ansichten des französischen Schriftstellers markirt und ungenirt hervortreten lässt. Voltaire macht hier auch den Versuch, eine tiefere und nachhaltige Liebe zu kennzeichnen. Er bringt jedoch nur einen schneidenden Misston hervor; denn das Mädchen hat, um ihren Geliebten aus dem Gefängniss zu retten, sich dem machthabenden Minister preisgegeben und stirbt dann an fieberndem und sie rasch aufreibendem Unmuth über diesen ihr aufgezwungenen Schimpf. Die Art, wie der Schriftsteller diesen Vorgang ziemlich leicht nimmt, ist charakteristisch, nicht zu reden davon, dass ihm der willkürliche Entwurf eines solchen Beisammen von innern, nur schwer vereinbaren weiblichen Eigenschaften nicht viel Bedenken gekostet haben kann. Wäre Voltaire fähig gewesen, in die Tiefen der Natur einzudringen, so hätte er entweder kein „Unterliegen aus Tugend" angenommen oder in dieser Tugend auch die Grösse vorausgesetzt, nachher dem Unmuth nicht ohne weitere Ursache bis zur Selbstvernichtung nachzugeben. Doch was hilft es, hier Kritik üben zu wollen! Der ganze Zug ist zu wenig natürlich, ja offenbar zu verkünstelt angelegt, um gleich der Auffassung einer wirklichen Thatsache für gegenständliche Prüfung zugänglich zu sein. Der Schriftsteller hat hier eben auch einmal wieder, wie es ihm leicht von Statten ging, mit Vorstellungen gespielt und sie

nach Belieben zusammengesetzt, dabei aber seine Hand an Etwas gelegt, was seinem Wesen fremd war. Die eigentliche Liebe muss man bei ihm nicht suchen; für ihre edlere Art hatte er selbst keine Anlagen und konnte sie daher auch nicht begreifen, geschweige darstellen.

8. Die phantasiemässige Composition von Thatsachen, die einzeln und für sich genommen wohl möglich sind, hat immer ihr Missliches. Nichts bürgt dafür, dass der Zusammenhang, in den sie gebracht werden, ebenfalls möglich sei. Im Gegentheil steht oft die erforderliche Charaktereinheit der Person entgegen, in welcher sie sich zusammenfinden sollen. Ein solches junges Mädchen, wie das vorher erwähnte, ist hienach mehr ein Phantasiestück, als etwa ein Wirklichkeitstypus. Ganz besonders wird man aber durch die Leichtfertigkeit berührt, durch welche der Naturmensch, der im Ingénu doch steckt, über die Sache hinwegkommt, die Rache leichten Kaufs aufgiebt und aus dem Bereich, welches ihn um das Edelste gebracht hat, als Tröstung und Entschädigung einen Officierposten annimmt. Er ist zugleich ein wenig Philosoph geworden, — das ist dabei innerlich die ganze dürftige Ausgleichung der argen Disharmonie. Bedenken wir indessen, dass Voltaire die Wirklichkeit und Thatsächlichkeit der Dinge in Alledem, was er selbst Geistesspiele nannte, nie geglaubt hat, sonderlich achten zu müssen. Er theilt die unrichtige Meinung von dieser Freiheit der Composition in einem gewissen Maass mit den Dichtern oder vielmehr Erdichtern überhaupt; aber bei ihm ist diese Meinung so unbefangen und schroff hervorgetreten, dass sie näher gekennzeichnet zu werden verdient.

In der Rechenschaft von seinem Leben und seinen Schriften, die, obwohl von ihm als von einer dritten Person redend, doch von ihm selbst herrührt, kommt er auch auf seine Tragödie Mahomet. In einer Tragödie, meint er, brauche man grosse Leidenschaften und grosse Verbrechen. Er habe nun Mahomet schlimmer gemacht als er gewesen; aber ohne dies wäre das Stück ausgepfiffen worden. Um also den Erfolg um jeden Preis zu sichern, hat er dem Mahomet tüchtig Verbrechen aufgehalst. Dies Mittelchen muss uns heute noch mehr zum Lachen bringen, als die ganze Ansicht von der Tragödie, die bei Voltaire stehend ist und als selbstverständlich auch in anderm Zusammenhange wiederholt wird. So äussert er sich beispielsweise auch im Ingénu wörtlich: „Es scheint, dass die Geschichte nur wie die Tragödie gefällt, welche trocken wird, wenn sie nicht

durch Leidenschaften, Unthaten und grosse Unglücksfälle belebt wird.“ Darum muss also, das ist die für uns komische theaterpolitische Folgerung, die Geschichte noch im Sinne von mehr Unthaten verbessert und Mahomet zu einem Ungeheuer werden, wofür ihn Voltaire, der ihm in seiner Geschichtsauffassung nur zu günstig war, selber nicht gehalten hat.

Dies ist nun dieselbe Tragödie Mahomet, die von Goethe, als dieser schon fünfzig Jahre alt war, übersetzt und 1800 von ihm auf die Bühne gebracht wurde. So ein monströses Verbrechensstück, welches nicht blos von Geschichts-, sondern auch von Naturunwahrheit voll ist, sagte dem Dichter und theatralischen Leiter des Weimarer Hofes noch in einem so reifen Alter zu. Der dichterische Angriff, den Schiller bei Gelegenheit dieses Ereignisses auf Goethe machte, war im eigentlichen Sinne des Worts nur ein halber; denn die zweite Hälfte des betreffenden Gedichts nahm die erste mehr als blos zurück. „Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden!“ „Ein Führer nur zum Bessern soll er werden.“ Nun, wenn das nicht Widersprüche sind, so giebt es keine. Freilich erklärt sich Alles, wenn man bedenkt, dass Schiller zugleich schelten und entschuldigen wollte. Das unklare Verhältniss zu Goethe und seine eigne Abhängigkeit von den Weimarern macht jene durch und durch unlogische Kundgebung begreiflich, die in der Haltung von dem Einen zum Andern und so ziemlich in das völlig Entgegengesetzte umschlug. Wir verstehen sie allerdings erst dann vollständig, wenn wir die ästhetische Unsicherheit bedenken, an welcher der damalige schlechte Zustand der Kritik und namentlich auch die Lessingschen Sächelchen schuld waren, so dass jene beiden deutschen Musterdichter nur da die bessern Wege einhielten, wo ihr eigenster Genius sie unabhängig von diesen Ueberlieferungen bestimmte. Doch es ist hier, wo es sich um Voltaire handelt, noch nicht der Ort, weiter vorzugreifen und die Stellung der deutschen Dichter zur französischen Literatur näher zu erörtern.

9. Voltaires Art und Weise selbst wird, im Ganzen betrachtet, weit deutlicher, wenn man sein Verhalten zu Rousseau als Leitfaden nimmt. Hier brach sich der bewegliche Schriftsteller an einer Natur, die, was sie auch sonst für Fehler haben mochte, jedenfalls ernster und tiefer angelegt war. In der That glaubte er Rousseau einen Vorwurf zu machen, wenn er ihn halb Gallier halb Deutschen nannte, und doch hat grade Rousseau seine besten Seiten da, wo er sich vom französischen Wesen entfernt. Eben aus diesem Grunde

ist er auch bei den Deutschen tiefer eingedrungen als Voltaire und hat (weit mehr als dieser) eine Brücke gebildet, (auf welcher die Sturm- und Drangideen ihren Einzug in Deutschland hielten und namentlich auf Goethe und Schiller wirkten.) Voltaire fertigte nun eben diesen Rousseau, (und noch dazu in einem Geschichtswerk,) bei dessen Lebzeiten derartig ab, dass er ihn einen „Uhrmacherjungen" schalt. Zu loben fand er gelegentlich an ihm nichts weiter, als dass in seinem oder vielmehr des savoyischen Landpredigers-Glaubensbekenntniss vorzügliche Dinge anzutreffen wären. Uebereinstimmung also nur (in der Beschränktheit, nämlich) im Deismus, (wenigstens vom Standpunkt Voltaires aus;) denn Rousseau sah, (seinen Bekenntnissen zufolge,) Voltaires Gott so ziemlich als einen Teufel an. Nun sind die Götter nach dem Bilde der Menschen gemacht, (und wie thatsächlich zwischen beiden Göttern, so standen die Angelegenheiten auch in Wahrheit zwischen beiden Menschen.)

Voltaire bezeichnete (seinen Nebenbuhler) Rousseau als Feind des Menschengeschlechts. Warum? Weil dieser die Künste und Wissenschaften nicht als moralische Verbesserungsmittel gelten lassen wollte und schliesslich sogar das Project einer Theatergründung in Genf, (also gleichsam die eigenste Domäne Voltaires,) und zugleich überhaupt die Theater, als schädlich angriff. Damit hatte er allerdings an Voltaires hauptsächlichster Liebhaberei gerührt. Allein, Feind des Menschengeschlechts ist doch ein Prädicat, welches auch in der antiken Literatur vornehmlich nur, (wie z. B. von Tacitus,) gegen die Hebräer gebraucht wurde. Ein paar Procente von dieser Feindschaft mag Rousseau schon aus seiner religiösen Ueberlieferung, (durch weite Vermittlung vom verehrten Calvin her, also vom Mörder Servets,) überkommen haben. Ueberhaupt ist Niemand vor einer solchen Beimischung in seinem Geist ganz sicher, (der allzustark von einer religiösen Bildung afficirt worden, die aus den alten Hebräerschriften ihre Nahrung zieht.) Abgesehen hievon sind aber 98 Procent dieser Anklage falsch, und Voltaire selbst meinte auch gar nicht die von uns bezeichneten zwei Procent; denn so sehr er auch die Bibel und das Judenthum einerleisetzte und kritisirte, war er doch weit davon entfernt, den Racengeist (und dessen Fortwirken in der neuern verreligionisirten Belletristik) zu erkennen. Er sah also gar nicht, woher wirklich ein Stückchen Feindschaft gegen das Menschengeschlecht (und die Feindschaft gegen Künste und Wissenschaften) stammen konnte und zum Theil wirklich stammte.

Rousseau hatte wesentlich einen andern und wahreren Gesichts-

punkt, wenn sich auch damit der erwähnte Zug religiöser Fehlbildung mischte. Dies zeigt sich deutlich im Hinblick auf einen andern, direct socialen Angriff Voltaires. Dieser machte nämlich Rousseau den Vorwurf, er untergrabe die Grundlagen der Gesellschaft. Was diese Worte im Munde des Schlossherrn von Ferney bedeuten sollen, ist nur zu klar. Sie zielen nicht nur auf Rousseaus Bekämpfung der Ungleichheit, sondern bezeugen überhaupt, dass hier zwei erheblich verschiedene gesellschaftliche Standpunkte in Conflict kamen. Voltaire gehörte einer vornehmer seinwollenden Schicht an und schrieb auch vorzugsweise für eine solche; wenigstens finden die am Luxus, sei es demjenigen des Lebens überhaupt, sei es dem einer leichten und üppig anschwellenden Unterhaltungsliteratur, festhaltenden Elemente bei der Sinnes- und Schreibart Voltaires eher ihre Rechnung. Rousseau dagegen, so sehr er auch in einzelnen Fällen von vornehmeren und glänzend lebenden Kreisen goutirt wurde, schrieb doch im Grunde mehr für den mittleren Bürgerstand; ja seine eigensten Neigungen erstreckten sich einigermaassen noch in eine breitere Schicht hinein. Eine Art Witterung liess ihn auch das künstlerische und wissenschaftliche Luxustreiben als Etwas erkennen, was seinem Ideal von einfachem und gesundem Leben feindlich wäre. So haben wir denn den Schlüssel zu dem unter diesen Voraussetzungen naturgesetzlich nothwendigem Hass zwischen den beiden Männern und Schriftstellern. Aus diesem Hass folgte aber nicht die Berechtigung zu übertriebenen Ausgriffen. Grade diejenigen Schläge, welche die stärksten sein sollten, werden zu Rückschlägen gegen Voltaire und stellen dessen schwache Position blos. Diejenigen aber, durch welche Rousseau wirklich getroffen wird und die daher zu dessen Charakteristik gehören, begreifen sich nur im Zusammenhange mit dessen eignem Verhalten gegen den literarischen Widersacher. Die persönliche Eitelkeit und entsprechende Eifersucht, die auf Seiten Voltaires wohl am sichtbarsten wurde, braucht daher noch nicht einmal in Anschlag gebracht zu werden. In den Dingen lag genug Grund zu gegenseitiger Kreuzung, aber freilich nicht zu soviel abfälliger Ungerechtigkeit, wie sie auf Seiten Voltaires sich je länger desto mehr einnistete. Bei der Darstellung Rousseaus werden die specielleren Beziehungen zwischen den Beiden erst voll ins Licht treten können; denn dort handelt es sich auch um das, wodurch Rousseau gekennzeichnet wird, nicht blos insoweit ihn Voltaires in das Einzelne gehende bestimmtere Anklagen treffen, sondern auch, insofern er

sich selbst durch sein literarisches Verhalten zu Voltaire einigermaassen charakterisirt hat.

10. Bei gewöhnlichen Literaturgeschichtlern pflegen breite Auslassungen über literarische und sonstige Zeitgenossen eines Mannes (aus guten oder vielmehr schlechten Gründen) Mode zu sein. Man kann nämlich Derartiges wohl dann gelten lassen, wenn es wirklich im Zusammenhange mit dem Hauptgegenstande steht. Ich aber für mein Theil muss eben aus Kritik mich hüten, die Encyklopädisten oder Personen wie Lamettrie und Helvetius als Ursachen in Anschlag zu bringen, die für den Typus Voltaires irgend hätten erheblich werden können. Als Voltaire um die Mitte des Jahrhunderts bei Friedrich war, ist er auch bereits als wesentlich fertiger Mann zu betrachten. Er war damals schon stark in den fünfziger Lebensjahren, und wenn sich Jemand den Sechzigern nähert, so muss auch sein literarisches Gepräge in allen Hauptzügen ausgedrückt sein. Was im Einzelnen noch hinzukommt, wird nicht leicht mehr entscheidend werden. Jedenfalls wird es aber die vorbereitete Frucht früherer Lebensjahre sein, und von anderweitigen Strömungen der Zeit höchstens berührt, aber nicht in seiner Grundform bestimmt werden.

Die Unternehmung der Encyklopädie gehört in das dritte Viertel des Jahrhunderts, also in eine Zeit, in der Voltaire vom älteren Manne zum hohen Greisenalter fortschritt. Nun ist kein Grund vorhanden, bei Voltaire sogenannte geistige Rückbildung in Frage zu bringen. Ueberhaupt treffen derartige Rückgänge die Ergebnisse des Verstandes, wo diese klar waren, am wenigsten. Die Ueberzeugung von einer klaren mathematischen Wahrheit kann nur mit den entsprechenden Gehirnfähigkeiten selbst verloren gehen. Wenn also bisweilen die Beschränktheiten der Kindheit oder unreiferer Standpunkte im Alter wieder auftauchen, so betrifft dies meist unklare Dinge, für die nie zuvor eine sichere Einsicht, sondern nur der Schein davon vorhanden gewesen war.

Voltaire hielt bis zuletzt daran fest, dass der Tod die Vernichtung sei, und dies ist seinem Verstande um so höher anzurechnen, als die Eitelkeit an dem Entgegengesetzten interessirt sein muss. Dies Beispiel zeugt für die Beharrlichkeit gewisser Grundüberzeugungen, die in Voltaire gereift waren. Jedoch auch sonst hatte er von den Encyklopädisten, also etwa von Diderot und d'Alembert, in seiner Gestaltung nichts anzunehmen, sondern umgekehrt diese von ihm in der ihrigen. Sie waren die jüngeren,

(sowie es auch Lamettrie und Helvetius waren.) Etwa 15 Jahre (oder eine halbe Generation) sind meist eine entscheidende Differenz; sie machen, dass, (während der Mann, der sie voraus hat, schon eine im Publicum sichtbare Grösse sein kann,) Diejenigen, (die um so viel jünger sind,) noch als Knaben lernen, als Jünglinge studiren oder als angehende Schriftsteller anfangen, sich eine Bahn zu schaffen. Bei solchen Altersverhältnissen bilden sie sich nach Dem, den sie bereits in der Aufmerksamkeit des Publicums finden, (selbst im Falle eines erheblichen Gegensatzes,) wie es sogar (der doch sonst so sehr seinen eignen Weg gehende) Rousseau gethan hat. Voltaire ist daher (für alle diese Personen) ein Vorgänger und darf gebührendermaassen nicht etwa aus einem sogenannten Zeitgeist erklärt werden, den man erst durch jene andern, (wenn auch zeitgenössischen, so doch jüngern Männer) vertreten und gekennzeichnet sein lässt. Voltaire selbst hat (von diesem Geiste) erst Viel schaffen müssen, (wenn er auch zu einem grossen Theil durch Antriebe bestimmt wurde, die aus einer entfernteren Quelle, wie namentlich der englischen, geflossen waren.)

Allein auch, wenn man sich rückwärts wendet, darf man an einer grossen Person nicht Alles von anderwärts her erklären wollen. Ihre Eigenart, (wenn sie wirklich bedeutend ist,) darf nicht blos in einer besondern Mischung überkommener Bestandtheile bestehen. Das wahrhaft Originale muss sie aus sich selbst haben und nur an sich selbst zeigen; denn käme dies noch anderwärts vor (oder liesse es sich als eine blosse Zusammensetzung fremder Elemente herleiten,) so wäre es eben nicht das Ursprüngliche, individuell Auszeichnende und Einzige, (was es sein soll.) Wie begründet im Lauf der innern Natur es auch sein möge, aus literarischen Ueberlieferungen wird man es nicht entstehen lassen können. So war nun auch Voltaires Witz und spottender Verstand, (der seine ergiebigste Ernte im Religionsgebiet hatte,) eine originale Ausstattung, (an der man wohl einzelne Züge, aber nie das Ganze auf vorgängerische Thatsachen zurückführen wird.) Auch an einer Wiederholung dieser besondern Ausstattung (in einem späteren Schriftsteller) hat es bis jetzt gefehlt (und wird es voraussichtlich immer fehlen.) Das Bedürfniss nach einer solchen Wiederholung wird nie vorhanden sein; käme es aber einmal zu etwas Vergleichbarem, so würde es doch ein wesentlich anderes Gepräge haben.

Für diejenigen Bildungsschichten, in denen Voltaires Eigenthümlichkeit nützen kann, wird er selbst auch weiterhin ausreichen, (und

diese Schichten werden im Laufe der Zeit andere werden. Namentlich wird im praktischen Kampfe gegen den gröbern Aberglauben der herrschenden oder anerkannten Religionen die meist scharf treffende Art und Weise des französischen Cultuskritikers noch lange in den verschiedensten Ländern von Nutzen sein können. Literarische Kriegführung war seine Hauptstärke, und hierin muss noch mehr, als in seiner Fähigkeit zur gefälligen und interessanten Geschichtsdarstellung, sein maassgebendes Talent gesucht werden. Auch die Geschichtsschreibung wurde zum Theil, und nicht mit Unrecht, diesem Hauptgesichtspunkt untergeordnet. In dieser Hinsicht hat Voltaire sogar eine Art reformatorischer Rolle aufzuweisen; denn das geistige Zerstören des Verkehrten, verbunden mit einer positiven Hinweisung auf Besseres, ist eine reformatorische Thätigkeit. Mag das Bessere auch noch nicht das Vollkommene sein, oder mag überhaupt die Kraft zur positiven Gestaltung schwächer sein als die Kraft zur Wegräumung der Irrthümer, so ändert dies nichts an der Hauptsache. Es ist dies vielmehr der regelmässige Fall; denn auf Tausende von weggeräumten Verkehrtheiten, die wie die Pilze emporgeschossen waren, kommt nur in äusserst seltenen Fällen eine einzige neue Wahrheit, gewöhnlich aber kaum eine halbe.

Reactionäre pflegen zu behaupten, dass solche Geister wie Voltaire nur negativ gewesen. In der That aber war er in einer gewissen Richtung noch viel zu positiv; denn er liess Vorstellungen unangegriffen, in denen noch der gröbere Aberglaube wurzelt. Was aber die Reactionäre anbetrifft, so haben sie ihren Namen vom Reagiren. In ihnen steckt also keine Action, sondern nur der negativ träge Gegensatz gegen eine solche. Dieser negative Typus wäre gar nicht, wenn die Actionen nicht vorausgegangen. Er ist nicht schaffend, sondern nur ein Geschöpf, und dieses Unselbständige, was Reaction heisst und sich in blossen Verneinungen des lebendigen Schaffens umtreibt, will von blos verneinenden Geistern reden. Sicherlich ist die vernichtende Seite bei Voltaire vorhanden und sogar stark hervortretend; aber dem Falschen gegenüber ist sie ein Vorzug und kein Fehler. In Vergleichung mit andern grossen Naturen mag er die negativere sein; aber dies ist auch die angemessene Rolle des spöttischen Verstandes, der die leichtbewegliche Vorhut des modernen Völkergeistes formirt. Man hat demgemäss auch wohlgethan, bei Gelegenheit des Secularjahres 1878 neben einer Gesammtausgabe auch eine Sammlung ausgewählter Werke zu drucken, die für ein paar Francs zu haben ist. Hat eine solche

Auswahl auch immer ihre Unzulänglichkeiten, so ist sie doch, wenn sie auch nur leidlich gelingt, das Nützlichste, was Angesichts der allzu umfangreichen Hinterlassenschaft geschehen konnte, nicht um die Reise Voltaires zur Nachwelt, sondern um die Reise der Nachwelt zu Voltaire zu erleichtern.

11. Betrachtet man Geist und Sinn, in welchem Voltaire thätig gewesen ist, in gleichzeitigen hervorragenden Wirkungen, so darf man Friedrich II von Preussen nicht zur Seite lassen, sondern muss ihn in den Vordergrund stellen, ja sogar als den praktischen und nebenbei auch schriftstellerischen Hauptvertreter solcher Wirkungen erkennen. Hierbei fällt es ins Gewicht, dass Friedrich einen eignen und im Innersten deutschgearteten Charakter hatte, so dass die Aufklärung auf diesem Charakterboden einige ernstere Züge annehmen konnte und mit der Voltaireschen Neigung für eine mehr spielende Art und Weise einigermaassen contrastiren musste. Von Letzterem jedoch erst bei der deutschen Literaturfrage, in welcher die Stellungnahme Friedrichs II nicht blos für ihn, sondern auch für die Sache eine im Hauptpunkt wirklich charakteristische gewesen ist.

Zuvor mag jedoch das Verhältniss zu Voltaire selbst kurz berührt werden. Als Friedrich ein jüngerer Mann war und zur Regierung (1740) gelangte, stand Voltaire schon in sehr reifen Jahren und in ansehnlichem Ruf. Ein Jahrzehnt später erfolgte die Einladung Voltaires nach Berlin, und an die Stelle früheren brieflichen Verkehrs trat nun jene persönliche Nähe, die ein paar Jahre vorhielt, bis sie durch Ränke von Feinden Voltaires hintertrieben und aufgehoben wurde, ohne dass sich jedoch auf die Dauer eine geistige Entfremdung des Königs gegen den Schriftsteller ergeben hätte. Friedrich hatte sich in seiner Jugend schon zu sehr Voltairisch gebildet und war selbst zu sehr Schriftsteller in diesem Geiste geworden, um durch eine Affaire, in der es sich um nichts weiter als um einen gelegentlichen Voltaireschen Mangel an Tact gehandelt hatte, nachhaltig abgelenkt zu werden. Das königliche Ansehen einerseits und etwas leichtfertiger Uebermuth des sich auch souverän fühlenden Schriftstellers andererseits, — das waren die Gegenmächte, die leicht miteinander in Spannung gerathen und noch leichter durch eifersüchtige oder sonst feindliche Elemente zu einem üblen Spiel benützt werden konnten.

Die Veranlassung des zeitweiligen Bruches der Beiden und der zugehörigen Entfernung Voltaires ist schwerlich auch die Ursache

gewesen. Das Missverhältniss beruhte, wie angedeutet, auf der beiderseitigen Stellung. Aus der Entfernung konnten Klippen leichter vermieden werden, als in dauernder persönlicher Nähe. Voltaire hätte die Uebelstände voraussehen können und vielleicht besser gethan, nicht nach Berlin zu gehen. Wie dem aber auch sein mag, die Angelegenheit selbst hat bewiesen, dass auch auf sehr ungleichartigen Gebieten die Souveränetäten nicht recht miteinander zu hausen vermögen, ohne in einigen Conflict zu gerathen. Voltaire hatte die literarischen Arbeiten des Königs durchzusehen und zu verbessern; dafür war er sozusagen engagirt. Jedoch auch andere Personen nahmen ihn mit ähnlichen Bemühungen in Anspruch. So ist es glaublich, dass er sich auch einmal zu einer solchen dahin geäussert haben soll, eben schicke ihm der König seine schmutzige Wäsche; die ihrige werde er nachher besorgen. Es war eine Partie Friedrichscher Verse, und die Verbreitung dieses nicht grade rücksichtsvollen Bonmots am Hofe durch einen gelehrten Feind Voltaires, den Berliner Akademiepräsidenten Maupertuis, verdarb die Lage. Mit dieser geckenhaften Creatur befand sich Voltaire zu Gunsten eines ihm befreundeten Mathematikers in einer öffentlichen sarkastischen Fehde, d. h. er stellte die alberne Eitelkeit dieses Männchens in einem Aufsatze blos, den man unter der Ueberschrift „Doctor Akakia“ kennt, — nebenbei bemerkt, ein Name und eine Figur, die nur zur Anknüpfung und Einleitung dient, um auf eine andere, nämlich den Akademiepräsidenten zu kommen und aus einer Schrift desselben die Lächerlichkeiten hervorzuziehen. Der ursprüngliche Gegenstand des Streites war Philosophatsch mathematisch-mechanischer Art, noch immer von den unklaren und charlatanhaften metaphysischen Seiten der Ueberlieferung zehrend und zum Theil auch den Nachwirkungen Leibnizischer Umnebelungen dieses Schlages entsprechend. Das Geschöpfchen, welches sich auf dem Akademiesessel spreizte, wehrte sich seiner Natur und Armseligkeit nach gegen seine Widersacher mit andern als literarischen Mitteln. Den auswärtigen Mathematiker, den Freund Voltaires, suchte er durch private Verleumdungen um seinen Bibliothekarposten zu bringen. Gegen Voltaire selbst aber bot er in den Hofkreisen Alles auf, um Friedrich zu erregen.

Nebenbei bemerkt, war dieser Maupertuis ein Begünstiger und Begünstigter der Juden; ja er hielt sich sogar einen jüdischen Privatsecretär. Voltaire aber hatte grade in Berlin mit Juden besondere Händel und Processe, und überhaupt die schon damals dort

stark vertretenen Hebräer und Hebräergenossen begreiflicherweise zu Feinden. In einer schwierigen Lage kann ein Mann auch durch die armseligsten Creaturen geschädigt werden, und so gelang es den Schlichen des albernen Figürchens Maupertuis und der zugehörigen Verbindungen, Voltaire, wie man das nennt, in Ungnade zu bringen. Das Wort von der schmutzigen Wäsche musste besonders herhalten. Mit einigem Recht fand der König in einer solchen Aeusserung einen Mangel an Achtung; mit grösserem Recht hätte er freilich Voltaire sich immerhin zur königlichen Waschfrau ernennen lassen und diesen neuen Titel getrost selber bestätigen können. Er hätte hiemit seine Würde wohl besser gewahrt, als indem er für den Schriftsteller in sich die Macht des Königs herauskehrte und Voltaire nöthigte, sich der eignen Sicherheit wegen zu entfernen. Jedenfalls hätte Friedrich auf jene grosssinnigere Weise es sich ersparen können, von seiner ersten Haltung später wieder zurückkommen zu müssen. Durch den übermüthigen Scherz Voltaires war nicht der Königsberuf, sondern höchstens die Poeten- und Schriftstellerrolle berührt. Beide aber nicht trennen wollen oder können, bringt es natürlich mit sich, dass es einer schriftstellerischen Macht unmöglich wird, unter Wahrung gebührender Selbständigkeit im Bereich einer unumschränkten Gewaltsphäre auszuhalten. Wenn auch bei Voltaire im besondern Fall ein Mangel an Tact angenommen werden kann, so hat er doch seine und der geistigen Machtarten Ehre besser vertreten, indem er im Sinne einer gewissen Unabhängigkeit auch einmal einen faux pas machte, als wenn es immer und ausschliesslich bei Benehmungsarten aus den verwandten Genres der Höflichkeit und Schmeichelei geblieben wäre.

Ein besonders zartes Gefühl für Feinheit darf übrigens auch da nicht vorausgesetzt werden, wo Annehmlichkeiten gesagt und hingenommen wurden. Als Voltaire seine Insignien an Friedrich zurücksendete, begleitete er sie mit Versehen, in denen er sich mit dem Liebhaber verglich, der seiner Geliebten ihr Bildniss zurückstelle. Friedrich war in diesem Stadium der Sache noch so gnädig, den fraglichen Kammerherrnschlüssel und Orden nicht zurückzunehmen. Meines Erachtens wären die Worte „comme un amant rend le portrait de sa maîtresse“ weit eher als das Waschgleichniss geeignet gewesen, die Idee eines Mangels an Achtung regezumachen. Jedem Manne, geschweige einem Helden und Charakter gegenüber, sind Vergleichungen mit specifischen Weibersituationen unpassend, zumal wenn der andere Theil sich dabei

noch die männliche Rolle zuspricht. Nicht maîtresse, sondern maître, — das wäre das Wort gewesen, an welches man Voltaire hätte unsanft erinnern müssen, um ihm seinen Mangel an Gefühl für unedle und ungebührliche Bilder selber fühlbar zu machen. Doch wohin führen diese genauen Messungen des Schicklichen? Die Fälle, in denen sie angebracht sind, werden stets selten bleiben. Nicht blos der Tross, sondern auch die Trossführer, ob nun literarische und ästhetische oder andere, bleiben jenen Feinheiten der Empfindung und des Verstandes gemeiniglich fern. Wenn also Voltaires Wäschewort wirklich den Bruch mit sich gebracht hat, so ist es sicherlich nicht allzugrosse Feinheit der Auffassung, sondern ganz gewöhnlichermaassen das sich verletzt fühlende Schriftstellerbewusstsein Friedrichs gewesen, wodurch das starke Ausgreifen veranlasst worden.

12. Friedrich blieb nichtsdestoweniger ein literarischer Verehrer Voltaires, correspondirte nachher mit ihm wie nur je zuvor, zeichnete auf die ihm bei Lebzeiten zu errichtende Statue u. dgl. In der That wurde der bei einer Persönlichkeit bethätigte Einfluss Voltaires nicht leicht wieder hinfällig gemacht; namentlich hafteten der treffende Spott und die Signalisirung von sozusagen faulen Thatsachen und Vorkommnissen. Offenbar ist Friedrich auch in seiner Anlage zur antihebräischen Gesinnung durch Voltaires Aufklärung über die Juden und über alle jüdisch literarische Ueberlieferung entwickelt und bestärkt worden. Im Einzelnen zeigte er sein entsprechendes richtiges Urtheil z. B. darin, dass er von der Liste der für die Berliner Akademie zu Ernennenden den-durch den Einfluss der Judengenossenschaft daraufbeförderten-Juden und literarisch philosophastrischen Stümper Moses Mendelssohn gebührendermaassen strich.

Ein anderes Beispiel ist sein späteres Verhalten infolge eines Vorkommnisses, welches in Berlin mit einem jungen Menschen stattgehabt hatte, den Voltaire-mit Uebersetzung seiner Processschriften in das Deutsche-beschäftigen liess. Dieser junge Mensch hatte Voltaires Secretär verleitet, ihm gegen das ausdrückliche Verbot des Chefs-aus den vorläufigen und noch als Manuscript zu behandelnden Abzügen,-also verrätherischerweise vor der Vollendung und Veröffentlichung, ein Exemplar des Werks über Ludwig XIV zu überlassen. Er war damit auf Reisen gegangen, als Voltaire die Entwendung entdeckte. Auf einen scharfen Brief, in welchem sich Voltaire gegen seine Gewohnheit auch noch als Kammerherr

des Königs unterzeichnete und so ein wenig eventuelle polizeiliche Maassregeln zur Wiedererlangung seines entwendeten Eigenthums andeutete, kam das Manuscriptexemplar zurück. Der mit Recht verabschiedete Secretär war aber durch den jungen Menschen und zwar sowohl durch dessen Verleitung als durch dessen weiteres Benehmen um seine Stelle gekommen; denn der unredliche Besitzer des Exemplars hatte heilig versprochen, es nicht Anderen zu zeigen und es zur Zurückgabe bereit zu halten, aber Beides gebrochen.

Friedrich hatte nun, als der ehemalige junge Mensch und nachmalige Theaterliterat-Lessing ihm in späteren Jahren für den erledigten Posten eines Bibliothekars der königl. Bibliothek zu Berlin angepriesen wurde, jenen für den Charakter des Bewerbers kennzeichnenden Vorfall nicht vergessen und gab ihm die gewünschte ansehnliche Stellung nicht. Wer so mit fremdem Bucheigenthum, wie Lessing es gethan hatte, umging und von der anvertrauten Bewahrung literarischer Effecten so dachte, wie bei Verleitung des Voltaireschen Secretärs geschehen war, den konnte freilich ein Friedrich nicht zu seinem Bibliothekar machen, wenn er nicht etwa den Bock zum Gärtner haben wollte. Hier hatte also das von Voltaire ausgegangene Signalement des mehrversprechenden Jünglings gefruchtet und nachgewirkt, — sicherlich aber nur, weil auch des Königs eignes Urtheil den Sachverhalt durchschaute und bestätigte. Sonst war Friedrich nämlich nicht der Mann, sich in eigentlich praktischen Angelegenheiten, selbst wenn sie nur das literarische Gebiet betrafen, von Voltaire stets und endgültig bestimmen zu lassen. Wenn neben der kleinen Lessingsache auch auf eine grosse Persönlichkeit hingewiesen werden darf, so sei daran erinnert, dass Rousseau von Friedrich nicht nur in Neuenburg aufgenommen wurde, sondern auch in der preussischen Hauptstadt ein Asyl angeboten erhielt, trotzdem Voltaire alle Gelegenheiten benützt hatte, ihn als Feind des Menschengeschlechts auszugeben und zugleich zu einem für das Irrenhaus reifen Narren herabzuwürdigen.

Sogar in rein literarischen Hauptfragen hat der Philosoph von Sanssouci, bei aller Voltaireanischen Bildung, doch in wesentlichen Punkten auch Selbständigkeit und Eigenart nicht verleugnet. Hiefür zeugt ganz besonders die Hauptperspective seiner kleinen, aber nicht uninteressanten Schrift über die deutsche Literatur (De la littérature allemande, Berlin 1780). In dieser ist besonders die deutsche Tendenz hervorzuheben. Die deutsche Sprache soll einst

dazu gelangen, an Stelle der französischen Weltsprache zu werden. Für die Selbstabnützung der fremden Literatur seien schon Anzeichen vorhanden. Der Mangel der bisherigen deutschen Literatur liege in der Unentwickeltheit des Ausdrucks und in der stilistischen Unbeholfenheit und Dunkelheit der Pedanten. Uebersetzungen aus fremden Literaturen, neuen wie alten, könnten zunächst die Ausdrucksfähigkeit fördern. Aeussere Ursache der Rückständigkeit wäre das auf Deutschland entfallene Uebergewicht an Kriegsverheerungen, namentlich durch den dreissigjährigen Krieg und durch die französischen Einfälle. Uebrigens werde die ganz natürliche literarische Vorherrschaft des Französischen ebenso weichen, wie einst in Frankreich die des Spanischen der nationalen Entwicklung gewichen sei.

Nur über die Zeit deutscher Literarentwicklung irrt sich Friedrich ein wenig, indem er noch nicht wahrnehmen kann, dass bald nach seinem Tode die deutschliterarische Aera inaugurirt werden wird. Das Verfehlteste in der ganzen Schrift ist aber wohl sein Ausfall gegen Shakespeare; dessen Stücke werden abscheulich genannt und zwar wegen Vernachlässigung der Aristotelisch französischen Einheiten von Ort, Zeit und Interesse, und überdies, weil Niederes und Hohes gemischt werde. Dieses Echo französischen Urtheils ist allerdings antigermanisch, nicht weil an den Shakespeareschen Formen und Mischungen etwa gar nichts auszusetzen wäre, sondern weil Gehalt und Naturkraft des britischen Dichters, die doch bei ihm als Hauptsache entscheiden müssen, nicht in Anschlag gebracht werden. Nebenbei bemerkt, wusste Friedrich nicht, dass er an der fraglichen Stelle seiner Schrift Goethes Götz eine zu grosse Ehre anthat, indem er ihn dadurch zu treffen meinte, dass er ihn als eine „abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke“ bezeichnete und als Beispiel des übeln Geschmacks deutscher Bühnen hervorhob. Vom Original hat nämlich die Nachahmung weder die wuchtige Kraft noch die dieser entsprechende Form, sondern höchstens einen Schein von Gemeinschaft in der Ungebundenheit an Regeln. Die Ungebundenheit eines Shakespeare, d. h. eines grossen Naturdramatikers, bedeutet aber etwas Anderes, als die eines Goethe, dessen Stärke wahrlich nicht in dramatischer Handlung und Form, sondern in einem weniger umfassenden Dichtungsgenre zu suchen ist.

Die gewöhnliche Ueberlieferung, als habe Friedrich das Deutsche verachtet, ist mindestens einseitig, ja pflegt geflissentlich auch gradezu

falsche Vorstellungen. Von der Energie, mit der Friedrich in seinem Alter seine Hoffnungen auf eine einst herrschende deutsche Literatur aussprach, ist nicht die Rede. Damals aber war man nicht einmal so weit, die Kühnheit der betreffenden Wünsche zu verstehen. Ein J. M., welcher gegen die Schrift des Königs im Jahr darauf ein Broschürchen machte und einige lahme Redensarten für den Goetheschen Götz versuchte, stellte sich so an, als wenn jene Zukunftsperspective gar nicht ausgesprochen wäre. Freilich steuerte dieser Herr verschroben rückwärts, beklagte die Abnahme der Duelle und zeigte übrigens bei seinen deutschrechtlichen Caricaturen vor allen Dingen keinen rechtlich deutschen Sinn. Jene hinterhaltige angebliche Widerlegung, die sich nebenbei auch gegen die besten Gerechtigkeitsausübungen Friedrichs, nämlich gegen die Bestrafung der rechtsbeugenden Richter im Arnoldschen Process äusserte, rührte nämlich von einem reactionären Phantasten Justus Möser her, der sich in dem Gesammttitel seiner verschiedenen Sächelchen, den sogenannten „Patriotischen Phantasien", selbst zum Patrioten ernannte. Doch dieser rückwärts verdrehte Patriot mit seinen unehrlich schleichenden Ausstellungen war selbst ein Zeugniss für die damalige durchschnittliche Rückständigkeit deutschschreibender Literatoren.

Das Thema von der Rückständigkeit deutscher Literatur ist durch jene Friedrichsche Schrift als nicht übel eingeführt zu betrachten, ist aber auch für jene Zeit nicht erschöpft; denn ein damals grade noch lebendes Hauptbeispiel für diese Rückständigkeit, nämlich jener oben erwähnte Lessing, ist einfach nicht erwähnt. Dieser hätte aber den schönsten Stoff liefern können. Freilich hatte die Judenreclame für diesen Judenanwalt sich damals noch nicht ganz so frech und breit auslegen können, wie ein Jahrhundert später. Indessen war doch schon die Fälschung im Zuge, den fraglichen Verjudungsunternehmer als kritischen Bahnbrecher deutscher Literatur auszugeben. In Wahrheit hat er sich, und zwar nicht blos als theologischer Zänker, sondern auch als Theaterliterat und Kunstglossirer nicht wenig beschränkt gezeigt, von den sonstigen Consequenzen seines offenbaren Hebräerthums nicht zu reden. Spricht man nach Voltaire auch nur gelegentlich von ihm, so muss er für diesen unwillkürlich zur Folie werden; denn seine theologischen Zänkereien mit einem Hamburger Hauptpastor, und was er sonst noch durch ausdrückliche Judenstücke für die Hebräerschaft populär von sich gab, machen zusammen mit seinen Aberglaubensartikeln, wie

beispielsweise dem auf die eigne Person bezogenen und so überaus lächerlich ausfallenden Seelenwanderungsglauben, einen argen Abstich gegen den überlegenen, aufgeklärten und daher auch selbst aufklärenden Sinn Voltaires. Letzterer war über die religiöse und sonstige Weltverjudung, sowie auch über antikisirendes Pedantenthum schon einigermaassen im Klaren, während der Andere sich grade im Sinne dieser beiden Rückläufigkeiten bethätigte. (Meine Specialschrift „Die Ueberschätzung Lessings und dessen Anwaltschaft für die Juden", zu der ich 1880 durch den jüdischen Presslärm auf meine gelegentlichen Aeusserungen über Lessing veranlasst wurde, enthält in den verschiedensten Richtungen eingehende Nachweisungen. Sie ist zugleich ein weiterer Schritt zur Behandlung jenes Thema von der noch erst zu vollziehenden Emancipation deutscher Literatur, welches sich hundert Jahre früher nur erst in leisen Tönen (und noch dazu in fremden Lauten) auch durch die Stimme jenes preussischen Königs angekündigt hatte.)

Mehr als hundert Jahre weiter haben noch keineswegs alle Rückständigkeit der deutschen Literatur beseitigt und zeigen noch manches Joch, welches abzuschütteln, (und manche erhebliche Unvollkommenheit, welche abzulegen ist.) So stach die bisherige Prosa noch immer gegen die französische, (denke man nun an die leichte Voltaires oder an die mehr denkend geformte Rousseaus,) gar sehr und in einem Maasse ab, dass man den Ton ganz auf unsere classische Dichtung legen muss, um (für den bisherigen Defect von klar verstandesmässiger und wohlgegliederter Prosa) auf mildernde Umstände hinweisen zu können. Aber nicht blos das Fehlen einer Prosaentwicklung (gleich der französischen,) sondern auch andere Arten von Rückständigkeit werden gegen den Ausgang des 19. Jahrhunderts noch ernstlich in Frage sein, — (davon ist aber nicht hier, sondern am Ende unseres ganzen Werks zu reden.) Hier, (wo wir uns von Voltaire zunächst zu einem Stück deutscher Literatur wenden,) sei nur noch einmal daran erinnert, dass es sich in dem französischen Meister des Spottes eben nur um ein Präludiren des modernen Völkergeistes gehandelt hat.

Sechstes Capitel.

Goethe und seine Vertretung lyrischer Dichtungselemente.

1. Was bei Gelegenheit Voltaires vom Erklären des wirklich Eigenthümlichen gesagt wurde, muss in Erinnerung kommen, indem wir das Gebiet der deutschen Literatur betreten und deren moderne Einleitungsgrösse ins Auge fassen. Die vorangegangene Zeit lieferte wohl das Medium der Sprache in einer gewissen Bildung; aber an sonstigen deutschnationalen dichterischen Vorgängen oder kritischen Aufstellungen war so gut wie nichts vorhanden, was sich in der eigenthümlichen Richtung des Goetheschen Geistes, ich meine in der Lyrik, hätte nützen lassen. Was unmittelbar voranging, wie z. B. die Versuche des tief unter Milton bleibenden Messiadedichters Klopstock, war nicht nur roh, unbeholfen und sehr beschränkt, sondern auch von der umgebenden Pedanterie und Zopfigkeit mitbehaftet. Man bedenke nur, dass die Leipziger Professorperrücke Gottsched bei den Deutschen in allem Ernste hatte als Dichter gelten können. Nun, wenn so Etwas bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts möglich war, also um die Zeit, wo Goethe geboren wurde, so mag man ermessen, was die literarischen oder gar als kritisch geltenden Zwischenpersonen, deren Ruf in die Jugendzeit Goethes fiel, sonderlich bedeuten konnten. Eine solche Rohheit, Beschränktheit und Nichtigkeit, wie sie der damals vorfindlichen deutschen Literatur eigen war, beseitigt sich ohne eine wirklich schaffende Grösse nicht, und ändert sich aus sich selbst, auch wenn es zu ein wenig kritischem Geplänkel kommt, nicht in ein paar Jahrzehnten irgend erheblich.

Nun ging aber noch obenein das kritische Geplänkel von pedantisch verschulten Menschen aus, bei denen der Glaube an Aristoteles, wie bei dem Theaterliteraten Lessing, und die Anlehnung an die antiken Wortgelehrten die Hauptstütze des Raisonnirens bildete. Auch bezog sich dieses fälschlich mit dem Titel der Kritik beehrte Hin- und Herglossiren auf das Drama, knüpfte sogar an ganz nichtige Eintagsstückchen an und hatte überhaupt mit deutschem Wesen wenig zu schaffen, geschweige irgend etwas mit dem Hauptzuge des deutschen Geistescharakters, dem lyrischen. Aber auch im Allge-

meinen war das, was beispielsweise an Namen der späteren Weimargruppe, etwas älter als Goethe, neben ihm bestand und in der Jugend ihn berührt hatte, von wenig Bedeutung. Der schlüpfrige Wieland kann höchstens als Einer in Anschlag kommen, der bereits eine Shakespeareübersetzung geliefert hatte, so dass also die Kenntnissnahme von Shakespeare in Deutschland schon im Zuge war, als Goethe auf den britischen Dichter einzugehen versuchte. Der zweite Name, der mit etwas mehr Gewicht als der Wielands genannt werden kann, ist der des Weimarer Kirchenraths und Hofpredigers Herder. Dieser hat wenigstens das Verdienst einer Sammlung von Völkerliedern, dem freilich wieder als Gegentheil von Verdienst eine ungeniessbare Geschichtsphilosophie und eine Unmasse von unerheblichen Schriften gegenübersteht.

Von Alledem konnte Goethe für die Hauptsache so gut wie nichts gewinnen, in Nebensachen aber fast nur Störungen und Ablenkungen erfahren. Zum Liederdichter hatte er Anlage, und demgemäss konnte er auch selbst im formell dramatischen Zusammenhange, wie im Faust, mehr den Lyriker als den eigentlichen Dramatiker vorstellen. Er konnte Gefühls- und Gedankensituationen mit ansehnlicher Verfügungskraft über die Sprache zum Ausdruck bringen, und machte hievon auch da Gebrauch, wo sonst Handlung die Hauptsache ist. Will man ihm gerecht werden, so muss man ihn überall im engern Sinne des Worts als einen Sänger nehmen, aber freilich einen, der nach der einmal üblich gewordenen Functionentheilung zwischen Dichten und eigentlichem Singen auf keine Melodie verpflichtet war und keine Singstimme zu haben brauchte. Was sollte nun für diese liederhafte Befähigung irgend eine vorgängige Kritik ergeben, die nur immer etwas anderes Umfassenderes und zwar meist das Drama, ja vornehmlich nur die Tragödie im Sinne hatte? Selbst wenn es in der letzteren Richtung eine ernsthafte Kritik gegeben hätte, was nicht der Fall war, so wäre dies für Goethes originale Seite doch gleichgültig geblieben. Ein Dramatiker, ich sage nicht einmal von der Bedeutung, sondern nur von der Art Shakespeares, wäre er dennoch nicht geworden, weil ihm dazu die innern Bedingungen fehlten. Auf Hervorbringung von Charakter und Handlung war er in seinem eignen persönlichen Wesen nicht angelegt. Sich dagegen in Gefühlen ergehen, sich dem Wellenspiel von Gemüthsantrieben überlassen und allenfalls einige gegenständliche Malerei zugehöriger Situationen, letztere aber schon einigermaassen nach ausländischen Mustern ausüben, — darin bestand bei

ihm das am meisten Hervortretende oder auch nach aussen Wirksame. Freilich gehört das hauptsächlichste fremde Muster, dem er vielfach nachgearbeitet, nicht in die Lyrik. Es ist Rousseau, der mit seinen Schilderungen in der Heloise stark auf Goethe und besonders aber auf dessen Poeterei in Prosa eingewirkt hat. Aber auch hier bestätigt sich unser Hauptsatz; denn eben in diesen Dingen ist Goethe nicht original, so dass also schliesslich bei ihm nur das Lied, sowie überhaupt als Zubehör die Kleinigkeitspoesie und als umfassenderes Hauptstück die dramatisirte Faustlyrik als etwas Eigenartiges übrig bleiben. Hiebei ist aber nicht zu übersehen, dass der Vorzug der Anlage hier weit mehr im Formellen als im Sachlichen und Gegenständlichen liegt. In hundert Fällen auf einen hält der Inhalt die Kritik nicht aus, während Formglätte und ein gewisses Maass der Herrschaft über die Sprache anzuerkennen sind.

Mittelalterliche Lyrik, (wie etwa diejenige Walthers von der Vogelweide) herbeiholen, hiesse Goethes Ursprünglichkeit Unrecht thun. So weit der Abstand der Sprache, (die erst einer Uebersetzung in das Neudeutsche bedarf,) ebenso gross ist auch ungefähr der Unterschied, der zwischen beiden Lyrikern obwaltet. Beide zwar haben eine Poesie gepflegt, die an Höfen wohlgelitten sein wollte und konnte; aber der mittelalterliche ist doch naiver, einfacher und nationaler, während der neuzeitliche fast ganz und gar eine Privatgesellschaft (und zwar mit nicht blos anderartigem, sondern auch gesteigertem Conventionalismus) vor Augen hat. Die äussere Zusammenhanglosigkeit zwischen jenem mittelalterlichen Dichten und dem im 18. Jahrhundert wird übrigens immer und wohl nicht mit Unrecht vorausgesetzt. Es liegt also auch von dieser Seite kein Grund vor, das Element der Naturwüchsigkeit in Goethes lyrischen Leistungen einzuschränken. Was aber die deutsche Nationalanlage selber betrifft, so ist die vornehmliche Neigung zum Gesang eben nur eine Thatsache in der bisherigen Entwicklung. Nichts aber hindert, dass die fernere Entwicklung auch Anderes zeitige, (namentlich die uralte Markigkeit der That auch einmal im schöngeistigen Gebiet zu angemessenen Formen kommen lasse.) Ebenso ist es nicht nothwendig, dass die edleren sittlichen Anlagen des deutschen Stammes in der Poesie vernachlässigt bleiben. Schiller hat ja, (soweit es ihm sein antikisirender Idolismus erlaubte,) bereits einen Anfang gemacht, und wenn bei Goethe so ziemlich das Gegentheil vertreten ist, so stimmt dies völlig zu seinem allgemeinen Mangel an national-

politischem Bewusstsein. Ja noch mehr! seine Reduction des Dichtens auf etwas Liebelei (und Zubehör) oder auf sich unklare Triebe, die (wie im Faust) ins Mystische ausgreifen und dort auch enden, — diese Herabdrückung und Bannung alles Aufschwungs in den Rahmen engen privaten Selbstgenusses war sicherlich kein Umstand, der auf die tiefsten sittlichen Kräfte von Gemüth und Verstand deutete. Freilich war in diesem Gebiet ein anmuthender Zug von Redlichkeit und Treue durch Bürger, die noch immer unterschätzte Grösse, in wohlthuendem Contrast gegen Goethe, ja auch gegen Schiller vertreten gewesen; doch haben das die Herren Concurrenten und die Literarhistoriker ignorirt, und ist auch die drastisch formelle Ueberlegenheit Bürgers im naiv thatkräftigen Genre von Leben und Liebe bis jetzt noch erst zu entdecken gewesen.

Nach dieser vorläufigen Hinweisung auf das hauptsächlich Charakteristische in Goethes Auftreten und auf dessen Verhältniss zum früheren Zustand der deutschen Literatur, frage man sich, ob das Verhalten des Königs Friedrich gegen alles Deutschliterarische, was damals vorhanden war, nicht etwa blos erklärlich, sondern ob es auch nicht vollkommen berechtigt gewesen. Als Friedrich sich bildete, war auf deutschem Boden literarisch Nichts vorhanden, was einen freier und höher strebenden Sinn hätte anziehen können. Als er aber gereift war und französische, namentlich Voltairesche Bildung seit lange in sich trug, konnte er nicht mehr der Mann sein, sich an Erstlingsversuchen deutscher Schöngeisterei zu versehen. Auch wenn er zum Gebrauch der deutschen Sprache persönlich anders gestanden hätte als der Fall war, so würde ihn der Inhalt der Erzeugnisse haben abstossen müssen. Ich will nicht einmal von dem Geschmack eines altgewordenen Helden reden, dem man mit Puppentand und Mädchenspielzeug der Goetheschen Art doch nicht mehr kommen darf. Ich will anachronistisch annehmen, er wäre jünger gewesen, so würde er auch unter dieser Voraussetzung nicht die Person geworden sein, sich auf die Goetheschen Regungen einzulassen. Die klarere, mehr verstandesmässige Art und Weise, in die er durch die Voltairesche Bildung sich eingelebt hatte, würde sich mit den neuen tastenden Unklarheiten unmöglich vertragen haben. Wer, von der männlichen Art Friedrichs, sich erst einmal in der Richtung auf wirkliche Aufklärung bewegt, hätte sich von der Unklarheit, mit welcher die sonst bessere Lyrik bei Goethe behaftet war, auch abgesehen von deren meist kleinlichem

Inhalt, abgestossen gefunden. Was aber die Dramen betrifft, — nun so haben wir ja schon früher erwähnt, wie Friedrich Dinge, von denen er, wie vom Goetheschen Götz, in hohem Alter wirklich Notiz nahm, nicht leiden konnte. Waren die Gründe für dieses sein specielles abfälliges Urtheil auch nicht zutreffend, so war doch thatsächlich die Verurtheilung selbst, soweit sie Goethes Stück betraf, nicht unangebracht. Hätte Friedrich über mehr kritische Mittel selbständiger Art verfügt, anstatt bezüglich des Drama theoretisch der officiellen französischen Geschmacksdespotie und den Aristotelesempfehlungen der Pedanten des eignen Landes zu unterliegen, so würde er in jenem seinem Schriftchen über die deutsche Literatur nicht blos seinen Hoffnungen für die deutsche Sprache Ausdruck gegeben haben, sondern auch zu einer mehr einschneidenden Begründung seiner berechtigten Abneigung gegen das bereits Vorhandene und zugleich Bekannte gelangt sein. Es lag damals, nämlich gegen 1780, allgemein zugänglich und bekannt noch so gut wie Nichts vor, wogegen sich nicht diese Abneigung als stichhaltig hätte erweisen lassen. Das Goethesche Wertherromanchen, welches ausser dem Götzstück noch hätte in Frage kommen können, wäre für den greisen König ein gar seltsames Gerichtchen gewesen. Jedoch auch einem jünger gedachten Friedrich, also doch wohl einem mit rechten Gefühlen zu denkenden Charakter, hätten selbstgefällige Schaustellungen falscher und zum grössten Theil erborgter Liebesempfindelei nicht zusagen können. Doch wir wollen hiemit noch nicht in Goethesche Specialitäten vorgreifen, sondern erst Goethe im Ganzen ins Auge fassen.

2. Goethe erstreckte sich mit seinem Leben durch die zweite Hälfte des 18. und das erste Drittel des 19. Jahrhunderts. Er gehörte und zwar begreiflicherweise wesentlich dem 18. an; denn die Arbeiten seines Alters haben nur die Schwächen seiner Jugend immer sichtbarer gemacht. Ja man muss noch weiter gehen. Nur der jugendliche Goethe, etwa bis in die höhern zwanziger Jahre, hatte den weiter maassgebenden Werth; denn von ihm stammte die Ausstattung mit jener Fähigkeit zu Liedern. Hiezu kommt noch, dass mit dieser Epoche auch seine ungebundene Existenz abschliesst. Der Angehörige der Frankfurter Rathsherrenfamilie hatte zwar zum Vater einen kaiserlichen Rath; aber ehe er selbst an den Weimarischen Hof ging und dort Rath und Vertrauter des regierenden Kleinfürsten wurde, war er nicht nur zu einigem Ruf gelangt, sondern hatte sich auch in seiner wesentlichen Eigenthümlichkeit genugsam bekundet.

Indem er sich weimarisirte, ging er bereits in wesentlichen Beziehungen zu einer Art und Weise über, durch welche seine Naturgabe immer mehr dem Conventionalismus anheimfiel. Verschleierungen, Unbestimmtheiten, halbe Unterdrückungen kühn seinsollender Vorstellungen, — so Etwas lag freilich auch schon von vornherein in seiner Neigung; aber es steigerte sich je länger desto mehr unter den Einflüssen des Hoflebens und unter dem Zwange einer officiellen Stellung. Nun bedenke man, dass er zwei Drittel seines Lebens auf diese Weise zugebracht hat. Die Rolle als Intendant des Hoftheaters kann dabei noch als die am wenigsten nöthigende angesehen werden. Schliesslich war er sogar auch dem Titel nach Staatsminister, freilich eines Staatchens von gar grosser Kleinheit, aber eben deswegen erst recht auch an kleine Rücksichten von demselben Maassstabe gebunden.

An äusserlich greifbaren Lebenszügen ist ausser den angegebenen Hauptumständen nur noch das Verhältniss Goethes zur Ehe charakteristisch. Er heirathete erst mit den höheren fünfziger Jahren, nachdem er schon bald zwei Jahrzehnte mit der betreffenden Person in wilder Ehe zugebracht und von ihr schon einen herangewachsenen Sohn hatte. Er war bis hoch in die Dreissiger gekommen, ehe dieses Verhältniss begann. Seine Abneigung gegen eine wirklich bindende Ehe ist ersichtlich genug. Was aber die schliessliche Bindung anbetrifft, so heirathete er eben weniger, als er geheirathet wurde. Eine besonders verpflichtende Lage und Gelegenheit setzte ihn seiner natürlichen Hausfrau gegenüber in die Nothwendigkeit, aus dem thatsächlichen Verhältniss eines mit den juristischen Rechten machen zu lassen. Nach der Schlacht bei Jena, als es in Weimar arg herging, soll er der Entschlossenheit seines weiblichen Zubehörs die Rettung aus Lebensgefahr zu verdanken gehabt haben. So musste er sich in wenigen Tagen trauen lassen, d. h. er fand sozusagen auch sein Jena, — ein eheliches Jena, aber freilich noch nicht das vollständige Ende seiner gewohnten vielseitigen Liebeleien. Von letzterer Gattung wurde er auch noch im höheren Alter mit neuen Wendungen beschenkt.

Der bei ihm vorherrschende Cultus war von früher Jugend auf der einer nichts weniger als beständigen Art von Liebe gewesen. Man könnte diese Species Gelegenheitsliebe nennen, wie denn auch viele seiner Gedichtchen im natürlichsten Sinne des Worts Gelegenheitspoesien gewesen sind. Er selbst bestritt diesen Charakter seiner Arbeiten nicht, sondern betrachtete sogar derartige literarische Ver-

körperungen seiner zeitweiligen Geisteszustände und Beziehungen als Hausmittelchen, um Sinn und Gemüth von dem Peinlichen und Lästigen der Erregungen zu befreien. Ein wirklicher Kenner von Herzensangelegenheiten kann hieraus schon entnehmen, wie wenig nachhaltig und wie wenig ernst und tief die betreffenden Affectionen gewesen sein müssen. Man denke sich nur die Komik, wenn man das, was Goethe sein Hausmittel nennt und was er namentlich auch durch die Wertherschrift prakticirt haben will, etwa Einem in der Lage Romeos empfehlen wollte. Dieser hätte alsdann bei der Nachricht von Juliens Tod nichts Eiligeres zu thun, als anstatt zum „wackern Apotheker“ und seinem Gift, lieber zu Papier und Tinte seine Zuflucht zu nehmen. Von dem grausamen Gemüthszustande käme er dann los, indem er den Genossen und der Jugend auf der nächsten Messe seine schöne Fähigkeit zur Darstellung solcher zerpressenden Situationen auftischte.

Wie es mit der Liebe in Goethe stand, dafür ist die erhebliche Anzahl bekannter Verhältnisse ein Zeugniss. Ehe der junge Mann über die Mitte der Zwanziger hinauskam, hatte er schon verschiedentliche Liaisons hinter sich. Auch auf verheirathete Frauen erstreckten sich schon damals seine Liebesregungen. Er war grade in einer solchen begriffen, als der Selbstmord eines jungen Mannes Namens Jerusalem im Publicum verschiedene Versionen veranlasste, unter denen diejenige zu überwiegen schien, welche die Liebe zu einer verheiratheten Frau als Ursache des Schrittes voraussetzte. Goethe kannte nun wenigstens die Spielerei mit dem Selbstmord, wenn auch keine nur einigermaassen ernsthafte Anwandlung dazu. Im Unmuth über gehinderte Triebe hatte er sich, wie er selbst erzählt, öfter einen Dolch neben das Bett gelegt und zugesehen, ob er ihn wohl „ein paar Zoll tief“ in die Brust befördern könnte. Das Experiment war ihm aber nie gelungen. Uns aber liefert es doch einen Beweis, nämlich den von der kläglichen Velleität, welche, ich sage nicht einmal kurzweg, in dem Coquettiren, sondern in der Schattenhaftigkeit dieses Coquettirens lag. Wie muss sich Goethe über seine eignen Geisteszustände getäuscht haben, da er schon in diesem Punkte nicht wusste, was er wollte und konnte, sondern eine ebenso falsche als dürftige Regung seines Innern wie etwas Wahrhaftiges behandelte. Wenn er sich, wie er sagt, schliesslich selbst auslachte, so kann dies Niemanden versöhnen. Wenn er wirklich zulängliche Einsicht in sich selbst gehabt hätte, so würde er die armseligen und feigen Gedankenspiele von einem kräftigen

Willensantrieb von vornherein zu unterscheiden gewusst und sich keinen lächerlichen Manipulationen überlassen haben. Dieser ganze Zug ist auch kennzeichnend für seine Art von Liebe, die in allen ihren Varianten ungefähr dasselbe Maass von Gemüthskraft und Gemüthswahrheit bekundet hat, wie jene kindischen Spielereien in Sachen des freiwilligen Todes.

Selbstverständlich hinderte ihn dies Alles nicht, sondern machte ihn im Gegentheil erst recht geeignet, jenen wirklichen Fall eines Todes von eigner Hand auszunützen und ihm nach seiner eignen Art eine Fabel unterzuschieben, diese aber geflissentlich so einzukleiden, als wäre es eine mit Urkunden belegte Geschichte. Dieser Kunstgriff musste bei demjenigen Publicum, welches blosse Schriftstellerwendungen für baare Münze nimmt, den Eindruck steigern. Die Illusion wurde so zum wirklichen Betruge und der Erfolg ein ausgedehnterer. Goethe selbst nennt ihn einen ungeheuren.

Der Goethesche Werther sieht seinen Selbstmord als ein Opfer an; denn sonst, meint er, hätte er die Frau oder deren Mann ermorden müssen. Uebrigens setzt er Gegenliebe voraus und gedenkt im Jenseits Besitz zu ergreifen; denn für ihn erstrecken sich die irdischen Ehen und Ehegesetze sammt deren moralisch verbindlicher Kraft nicht bis in den Himmel; wohl aber thut dies sein Liebesbund. Das sind köstliche Widersprüche des Aberglaubens und der betrügerischen Scheinlogik eines Triebes, der sich selbst hat gehen lassen und in dem ungehörigen gesellschaftlichen Verkehr mit seinem Gegenstande eine unerträgliche Spannung angenommen hat. Woher stammt aber überhaupt die künstliche und äusserste Ueberspannung, die sich von den Hindernissen nährt? Hier ist das nächste Vorbild Rousseau mit seinem Heloiseroman gewesen. Dieser hatte damals seine Wirksamkeit schon weiter nach Deutschland erstreckt, und namentlich das Fieberhafte darin hatte einen Theil deutscher Jugend, einschliesslich Goethes, ergriffen. Der deutsche Schriftsteller wusste aber das, was er nach dem Muster erlitt, mit dem zu verbinden, was er davon für seinen eignen literarischen Hausgebrauch einheimste. Dahin gehören nicht nur Nachahmungen der Malereigattung, mit welcher Rousseau das häusliche Walten seiner Julie zeichnet, sondern überhaupt auch der formelle Anschluss an die prosaische Form von Briefen, in denen der Schreiber seine Zustände auseinandersetzt. Die gewaltigen Vorzüge des französischen Vorbildes werden erst bei der Darstellung Rousseaus ins Licht treten. Es handelte sich hier bei Goethe eben um ein Echo und zwar haupt-

sächlich von Tönen einer unnatürlichen Uebergefühligkeit. Diese Sentimentalität ist es aber nicht allein, was als abgeleitet, ja als angesteckt erscheint, sondern der Kunstgriff ihrer Erzeugung selbst ist entlehnt. Er besteht in der allmäligen Hervorbringung und Steigerung der Gefühlsspannung durch Einschiebung von halber Trennung unter Zulassung von Gelegenheiten der Anfachung der Flamme. Rousseau selbst hat dies nicht ganz erfunden, sondern, wenn auch im verkleinerten Maassstabe, ein wenig an sich selbst erfahren. Goethe brauchte aber nur der fertigen Schablone nachzugehen und hat dieser offenbar noch mehr entnommen als seinen eignen Verhältnissen. So kam gleichsam eine Uebersetzung Rousseauscher Wendungen in das Deutsche zu Stande, und da das Original bereits Stimmung gemacht hatte, so ist ein ziemlicher Erfolg für den Augenblick nicht zu verwundern. Auch die Neugier bezüglich des wirklich vorgekommenen Todesfalles, die sich mit Einweihung in die nähern Umstände schmeichelte und täuschte, hat dazu Viel und vielleicht das Meiste beigetragen. Allzulange hat es nämlich mit dem Leseinteresse am Goetheschen Werther nicht gedauert, und der Urheber selbst war klug genug, sich selber als Denjenigen hinzustellen, der die Sache fallen liesse. Erst hatte er seinem Publicum einen Zustand anempfindelt, den er selbst in der dargestellten Intensität nie empfunden, in der schwächern aber auch schon sammt dem erwähnten Dolch bei Seite gethan hatte. Auch war er sofort seinen sonstigen Projecten nachgegangen. Das Ergebniss ist also, dass der Heloiseroman das original Schuldige ist, obwohl er keinen wirklichen Selbstmord, sondern nur die stets unbefriedigte, durch seinsollende Tugend eingeschränkte Liebe zum Gegenstande hat. Die Goethesche Art von Liebe ist nunmehr ersichtlich; sie war auf nichts weniger als etwa opfernde Hingebung, geschweige auf einen Opfertod gerichtet. Sie erfuhr das Quälende der Hemmung in einer nicht grade seltenen oder gar vereinzelten Weise und haftete ganz entschieden am Leben und an ihren weitern Bethätigungen.

3. Wer die Rolle der Liebe in Goethe begriffen hat und dabei noch den Poetenehrgeiz veranschlagt, besitzt den Hauptschlüssel zum ganzen Leben und Arbeiten des Dichters. Selbst im höheren Alter versuchte er noch, sich an diese Macht zu klammern, und als schliesslich nichts mehr haften wollte, griff er völlig ins Mystische und überweltlich Leere aus, um sich einen Ersatz zu verschaffen, oder vielmehr den Schatten des früher lebendigen Triebes in gestaltlosen Jenseitsnebeln festzuhalten. Das war das Ende von einem

jugendlichen Anfang, der einige mystische Verworrenheit bereits von vornherein gezeigt hatte. Auf diese Weise ist auch das Faustück, und zwar in seinen beiden Theilen als Ganzes genommen, nur zu erklärlich, soviel Trübheit darin auch waltet. Diese Arbeit Goethes hat sich durch sein ganzes Leben hingezogen. Sie ist wirklich etwas Eigenartiges und die für den Dichter am meisten charakteristische. Sie ist überdies die einzige gewesen, die wenigstens als Merkwürdigkeit eine länger andauernde Erinnerung hinterlassen wird; denn die Leistungen in Liedern und Aehnlichem sind zwar zum Theil besser, aber markiren sich weniger und stellen keine so umfassende und zusammenhängende Unternehmung vor. Sie sind mehr Abfälle der Gelegenheit, während die Faustdichtung den Anspruch erhebt, eine ganze Lebensauffassung zu vertreten.

Diese Lebensauffassung und entsprechende Lebensbehandlung ist von vornherein mit mehr als blossem Köhlerglauben verknüpft. Die alte Faustsage, die im 16. Jahrhundert bestimmtere Gestalt gewann, wurde seitdem verschiedentlich benützt, um Bücher zu machen und auch sonst auf die Taschen des unwissenderen Theils des Publicums zu speculiren. Für die niedrigste Menge wurde sie zu Jahrmarktsbüchelchen und Puppenspielen zugerichtet. Ihr Kern ist für den Volkssinn und zugehörigen Aberglauben ein sehr einfacher. Einem Kerl von Gelehrtem lüstet nach Weltgenuss. Da er mit seinem gelehrten Quark sich diesen nicht verschaffen kann, auch anständige Mittel ihm nicht aus Nichts dazu verhelfen würden, so schliesst er mit dem Teufel einen Vertrag. Dieser soll ihm verschaffen, wonach ihn irgend lüstet, der Teufel aber als Bezahlung schliesslich die Seele erhalten. Auf Grund dieses Abkommens wird dann die neue Lebenstour angetreten und, versteht sich mit teuflischen Mitteln, durchgeführt. Genuss und Schlechtigkeit gatten sich. Dem Volkssinn hat man aber wenigstens dadurch entsprechen müssen, dass in der Grundgestalt der Sage Faust vom Teufel umgebracht wird. Auch versteht sich, dass nach dem Volksglauben die Seele zum Teufel geht. Es hat jedoch auch nicht an Vorstellungsarten gefehlt, nach denen bezüglich der Seele der Teufel selber der Geprellte wird.

Für ein Marionettenspiel liess sich der Stoff schon brauchen; auch wurde Goethe grade von der Vergegenständlichung dieser grossen Action in Drahtpuppen besonders angezogen. Zu Shakespeares Zeiten soll man den Stoff auch in England schon ordentlich dramatisirt haben; aber Shakespeare selbst, dem doch die Art von

Phantasie, wie sie in seinem „Sturm“ hin und her fährt, nicht mangelte, ist nicht der Geist dazu gewesen, sich mit einem Faustmärchen zu begegnen. Goethe liebte aber von Jugend auf so etwas wie Zaubervorstellungen und Zauberkünste; er machte mystische Procedürchen, und eine Art Halbglaube an übernatürliche Einwirkungen hat ihn nie verlassen. Sein sogenanntes Dämonische war sogar im Alter ein vollständiger Glaubensartikel. Wir werden später prosaische Aeusserungen über dieses Dämonische als eines der Belagstücke für seinen wirklichen Aberglauben noch berühren, bei dem es sich überhaupt nicht blos um allegorische Formen handelte. Für seine Faustdichtung ist es genug, die Neigung zu Aneignungen der Superstition und Magie und zu deren Begleitung mit deutelnden Hintergedanken nicht ausser Acht zu lassen. Eigentliches und Bildliches, Sachliches und Allegorisches finden sich in unbestimmter Weise gemischt, und diese Unbestimmtheit ist auch nicht immer eine unabsichtliche, sondern bisweilen ein künstlicher Schleier, hinter welchem sich das Gesicht des Aberglaubens versteckt.

Für ein wirkliches Drama muss das, was vorgeht, etwas Eigentliches und unmittelbar Thatsächliches sein und darf nie als blosse Hülle für etwas Anderes dienen. Am wenigsten lässt sich aber etwas Ausserdramatisches, welches im Reich nebelnder Gedanken liegt, im eigentlichen Sinne dramatisiren. Hat nun das Nebelnde, anstatt den Charakter eigentlicher Gedanken, vornehmlich noch gar den gestaltloser Töne, so ergiebt sich im besten Fall etwas dramatisch eingerahmte Lyrik, während das angebliche Drama ein nebensächliches und oft ganz zurücktretendes Schema bleibt.

Man muss hienach den Goetheschen Faust als eine Mischung von zwei Dingen betrachten. Erstens soll er eine Tragödie sein, und in dieser Beziehung ist nach einer unmittelbaren und verständlichen Handlung zu fragen. Zweitens soll das Gedichtete eine Art Gleichniss vorstellen, also noch einen zweiten Sinn oder, besser gleich abergläubisch ausgedrückt, ein zweites Gesicht haben. Bei dem blos Symbolischen ist die Nothwendigkeit eines zweiten Sinnes selbstverständlich; denn beispielsweise ist die Person des Teufels blos Zeichen für die entsprechenden Antriebe. Hier kann auch der zweite Sinn etwas Verständliches sein, wie es ja überhaupt nicht blos unklare, sondern auch klare Allegorien giebt. In weit unbestimmterer Weise gestaltet sich aber die Zeichensprache, deren Wörter Personen und erdichtete Wesen sind, sobald sie sich auch des Möglichen oder Wirklichen als Mittels bedient und beiderlei

Elemente, also wahrseinsollende und eingeständlich fabelhafte Wesen, durcheinandermischt. Das Aeusserste an Nebelhaftigkeit entsteht schliesslich, wenn der Sinn, der durch das Zeichen ausgedrückt sein soll, selber ein unklarer bleibt, und dies ist bei Goethe im Fortschritt seiner Dichtung immer mehr der Fall, so dass sie im zweiten Theil in völligen Gestaltlosigkeiten verschwimmt.

Jedoch auch schon der erste Theil enthält des unklaren Sinnes genug, und letzterer ist nicht blos die Folge eines Mangels an Gedankenschärfe, sondern auch der Neigung zur Mystification, die von Goethe schon in den Knabenjahren an seinen Gespielen in auffallend starker Weise geübt wurde. Die dummen Jungen, die sich damals Märchen als volle Wahrheiten aufbinden und lange Zeiten hindurch systematisch täuschen liessen, sind würdige Vorgänger der ausgewachsenen Narren, welche hinter der Goetheschen Geheimnisskrämerei im Faust wunderwelche Gedankentiefen voraussetzten. Wie jene von Goethe gefoppten Kameraden die angegebenen Schauplätze der Märchen besuchten, um sich in die Wahrheit der Geschichten noch fester hineinzuorientiren, so haben die grossen, ich meine ausgewachsenen Leute, welche hinter den Versen des Faustspieles eine besondere Wahrheit und wohl gar eine Philosophie wittern wollten, sich unter Symbolen und Aussprüchen auslegend und einlegend herumgetrieben. Die richtige Kritik besteht aber darin, die Hohlheit von vornherein zu durchschauen und nicht nach Etwas zu suchen, was für Goethe selbst theils gar nicht, theils nur als Nebelvision vorhanden war.

4. Was will nun Faust? Das weiss er im Grunde selber nicht. Allein sein Anfangszustand ist sichtbar und lässt wenigstens für Andere, die Kenner solcher Zustände sind, auf den ihm selbst verborgenen Trieb schliessen. Der angeblich nach vier Facultäten gelehrte Doctor ist dieses Krams und nicht mit Unrecht überdrüssig. Er bildet sich nicht ein, etwas Gescheutes lehren zu können, wodurch die Menschen zu bessern wären. Freilich, setzen wir hinzu, will er das auch nicht ernstlich; denn sein ganzes späteres Leben im Stücke kümmert sich nicht darum. Jedoch gleichviel; er giebt sich für einen Mann des Erkennenwollens tiefster Art und hat sich deswegen auf Geisterbeschwörungen verlegt. Dabei glaubt er denn das Wesen der Dinge und besonders der Erdangelegenheiten gleichsam zu erfühlen und geräth in eine Ekstase, in der er sich bereits als eine Art Gott dünkt. Seine Göttergleichheit bekommt aber vom citirten Geist sozusagen Eines auf die Nase, und er in

gekränkter Eitelkeit und erneuter Unzufriedenheit mit der ihn umgebenden „Mottenwelt“ der Gelehrsamkeit denkt an Selbstmord als ein Mittel, in eine seiner würdigere Welt zu gelangen. Nach einer langen und schön seinsollenden Einleitung wird auch das Schälchen mit Gift an den Mund gesetzt, aber ebenso, wie der oben erwähnte Goethesche Dolch, auf Nimmerwiedersehen weggethan. Zufällig sind im kritischen Augenblick die Osterglocken erklungen, und angeblich haben die von ihnen wachgerufenen Jugenderinnerungen ihn zurückgehalten. Wer ihn durchschaut, weiss aber, dass er nur mit sich ein wenig geschauspielert hat. Er hängt so sehr an seinem Ich, dass ihm sogar die nur leise sich anmeldende Möglichkeit, in Nichts zu verduften, als die schlimmste aller Gefahren erscheint. Das Zaubermittel zur Jenseitsthür hat also auch versagt. Es hat sich erwiesen, dass Faust nicht die Person dazu ist, mit den Zaubermittelchen Sonderliches auszurichten. Nach allen erprobten Halucinationen ist er nun geistig nur um so mehr bankerott. Es wird sich nun aus ihm das entpuppen, was von vornherein sein geheimer Trieb war, d. h. der Teufel hat nun mit ihm das günstigste Spiel, und in der That stellt sich auch Mephistopheles bald ein.

Faust erfährt nun an sich selbst einigermaassen, was er will. Wir dagegen wollen es aus seinem früheren Zustand hervorziehen. Dieser richtete sich nicht im Mindesten auf irgend ein ernstes Wissen nach Art zuverlässiger Wissenschaft, ja überhaupt nicht eigentlich auf ein Wissen, sondern auf ein Geniessen. Die andersklingenden Phrasen sind, gelinde beurtheilt, Selbsttäuschung. Wie sollte auch Goethe, der seinem Helden nicht Mehr leihen konnte, als er selber besass, ihn mit dem Trieb eines andern Erkennens ausstatten, als des Erkennens des Weibes.

Diese Erkenntniss bleibt das ganze Leben hindurch sein Compass. Zuerst ist sie völlig praktisch, dann im abgeblassteren Leben aber ein Zwitter von ebenso schattenhafter Praxis als Theorie. Eine Art Himmelfahrt Faust-Goethes endet Alles mit der Hinweisung, das Weibliche ziehe hinauf. Dies ist also der Magnet, der für Erde und Himmel vorhalten muss, und der mit Hülfe des Teufels ins Spiel gesetzt wird. Man könnte sich fast im alten Judenmärchen glauben, dem dann ein neujüdisches, angeblich durch Liebe erhebendes, folgt. Indessen sind die Goetheschen Gedanken zu verblasst, um von vornherein die volle Bestimmtheit eines solchen Religionsecho zu zeigen. Ihm wird zwar bei seinem Liebesstudium nebenbei und gelegentlich etwas bange, aber für einen Sündenfall

hat er den Liebescultus nicht genommen; denn die Betheiligung des Teuflischen dabei gilt offenbar nur den schlechten Mitteln zum Ziele und dem angerichteten Unheil. Ueberdies ist der Teufel bei Goethe gar sehr beschönigt und zu einer verhältnissmässig allzu unschuldigen, ja zu einer principiell gerechtfertigten Person gemacht. Er soll die Aufgabe haben, den Menschen aus der Trägheit aufzurütteln. Freilich ist dies eine Ausflucht, mit welcher Goethe das Schlechte in Faust (und, versteht sich, auch das Schlechte in sich selbst) entschuldigen möchte. Der unschuldigen Reize zum Handeln giebt es genug; Thaten brauchen nicht böse Thaten zu sein. Was aber Faust Arm in Arm mit dem Teufel unternimmt, ist wahrlich nichts Gutes.

Die hauptsächliche Grossthat, (durch die erfahren werden soll, was das Leben sei,) ist die Verführung eines Mädchens (und zwar unter Begleitung besonders qualificirender Vergehen, ja Verbrechen.) Der Mutter des Mädchens lässt Faust einen Schlaftrunk geben, von dem sie nicht wieder aufsteht. Zu Gunsten der helfenden Kupplerin leistet er einen gerichtlichen Meineid. Wenn er den ihn angreifenden Bruder des Mädchens ersticht, so erscheint dies freilich nur als natürliche Consequenz seiner Verführung; aber es geschieht, (man übersehe das nicht,) keineswegs aus eigner Kraft, sondern zusammen mit dem Teufel, und dies heisst auch wohl, vermöge besonderer teuflischer Künste. Auf seine eigne Kunst angewiesen, wäre (er der gerechten Züchtigung seitens des Soldaten nicht entgangen und) seine Laufbahn mit einem Degenstoss beendigt gewesen. Alsdann wäre auch Alles erspart geblieben, womit er sich (bis zum Greisenalter und seiner Himmelfahrt) abgegeben (und die Welt oder wenigstens das Publicum, sei es unterhalten, sei es zum Besten gehabt hat.)

Das nach dem Morde des Bruders verlassene Mädchen wird schliesslich aus Scham zur Kindesmörderin und findet sich wahnsinnig im Kerker. Faust und der Teufel kommen allerdings, es zu holen; aber dem Mädchen graut mit Recht vor dieser Gesellschaft und dem Mitgehen. Es bleibt dem Henker, und eine beschönigende Stimme von oben: „Sie ist gerettet“ giebt dem Stück eine Art Ausgang. Jedoch von solcher Art Lösung, (die das Verfallen an den Henker durch das Jenseits ausgleichen will,) brauche ich kaum kritisch zu reden. Sie ist gar zu kläglich, ja empörend, (zumal im Sinne dessen, der selbst gar keinen oder nur einen mystisch verschwommenen, in sich lügenhaften Zehntelglauben hat und mit derartigen Vorstellungen nur spielt.) Aber auch sonst wäre die Lösung

nicht blos undramatisch, weil sie ungleichartig an die Wirklichkeit eine andere Welt, - nämlich eine blosse Vorstellungswelt, - anreiht; sondern sie wäre auch übrigens unzulänglich. Es bleibt nämlich der eigentlich Schuldige dabei in der Hauptsache unbetroffen. Er geht frei aus und wohlbehalten davon. Das Mädchen ist wesentlich vom Unglück vernichtet; es ist kaum die Thäterin seiner Thaten zu nennen; die nöthigende Gewalt des Mannes hat es innerlich und äusserlich - Schritt für Schritt zu Allem getrieben und in die hülfloseste, grausamste Lage versetzt, in welcher es von der drohenden conventionellen Schande zum Aeussersten gebracht werden musste. Der Missethäter in dieser und den andern Beziehungen ist Faust selber. Soll man nun vielleicht denken, auch ihn treffe das Unglück; denn er habe dabei ja auch verloren. So liess Goethe die Sache allerdings erscheinen, indem er den zweiten Theil damit einleitet, den angeblichen Unglücksmann Faust von seiner geistigen Niedergestrecktheit mit Elfenzauber heilen zu lassen.

Allzu übel dürfen wir uns aber die Faustische Lage nicht denken. Das verlassene Dasein seiner Geliebten hatte ihn nicht gehindert, nach dem Morde ihres Bruders die Fahrt nach dem Blocksberg zu machen und dort, im Bereiche des bocksgeilen Treibens, sich auch seinerseits mit den Hexchen einzulassen. Allerdings mag sich in ihm, wie auch bei andern Goetheschen Helden, die ihre Mädchenopfer hinter sich hatten, eine Art rückschauenden sentimentalen Zuges geregt haben. Jedoch ist diese Empfindungsart, wenigstens in der Weise des Goetheschen Fühlens, nur zu sehr so etwas wie Genuss, und es ist mit den Schmerzen dabei nicht weit her. Was Goethe in dieser Richtung an Helden oder vielmehr Liebeshelden concipirt, ist von einem Grade der Selbstsucht, dass die Abfindung - mit der Schmerzensseite der Sachen - ihnen nicht allzuviel kostet. Während sie mit dem - von ihnen angerichteten - Unglück der Vergangenheit empfindelnd spielen, rühren sie frisch darauf los neue Verhältnisse bei jeder sich bietenden Gelegenheit ein. So macht es Goethes Wilhelm Meister und so ist die ganze Art, die Goethe seinen Gestalten - aus eignem Fonds - leiht. Auch ist es ihm - als Dichter wie als Menschen - nicht sonderlich darauf angekommen, was er mit der Ausübung seiner Liebeskunst anrichtete. Für sittliche Gerechtigkeit hatte er so gut wie keinen Sinn. Will man etwa einwenden, das Leben sei nur zu oft derart, dass der Uebelthäter ungestraft bleibe oder gar Vortheil von seinem Treiben ziehe, so antworte ich, dass solche Thatsachen nicht an sich selbst,

sondern dass nur unser Urtheil und unsere Verwerfung dabei in Frage sind. Selbst das sogenannte Gewissen, d. h. ein hinterher stachelndes Bewusstsein, ist häufig genug gar nicht vorhanden. Jedoch nicht das, was thatsächlich vorkomme, sondern was dichterisch gebilligt, beschönigt oder gar verherrlicht werde, ist die entscheidende Frage. Wir wollen nicht für das Schlechte eingenommen werden und das hässliche Angesicht nicht mit einem Schleier von poetischem Flitterglanz verdeckt sehen. Man soll uns nicht zumuthen, uns hinter diesem Schleier etwas Schönes und Edles einzubilden, während doch alle sonstigen Thatsachen das Gegentheil zeigen.

5. Der erste Theil des Faust war so gut wie ohne Abschluss und machte auch schon aus diesem Grunde einen unbefriedigenden Eindruck. Er war keineswegs ursprünglich als ein erster Theil hingestellt, sondern kurzweg als ein Trauerspiel bezeichnet. Auch hat das Publicum das ganze Goethesche Leben hindurch nur dies Trauerspiel vor sich gehabt. Mit irgend etwas ein richtiges Ende machen, war für Goethe die schwerste, ja eine unausführbare Arbeit. Sein Wilhelm Meister hatte kein Ende und verlief sich durch die Wanderjahre erst recht im Sande. Zum Faust forcirte er schliesslich eines und zwar mit der Kraft der Altersschwäche, indem er besonders die letzten Jahrzehnte seines Lebens an einem zweiten Theil arbeitete. Dieser ist nun ein gar wunderliches Ding geworden. Die darin lose aneinander gereihten Bilder sind selbst für ein Satyrstück zu bunt und wirr. Tragisches giebt es darin glücklicherweise nicht mehr; denn der plötzliche, natürliche und unerwartete Tod Faustens im höchsten Greisenalter und in höchster Zufriedenheit mit dem Augenblick wird doch wohl nicht für tragisch gelten sollen. Was aber sonst gezeigt wird oder vorgeht, ist kaleidoskopisches Kinderspiel, nur noch etwas weniger zusammengehörig und geordnet, als die bunten Glasscherbchen in den Rosetten jenes Spielzeugs. Goethe hat hier Allerlei zusammengeträumt. Er liess zwar auch sonst sein Hirn und seine Phantasie sich ähnlich ergehen wie im Träumen; aber die Grade des Zusammenhangs waren doch in dem einen Falle gesteigerter als in dem andern. Hier nun haben wir schon fast sein Aeusserstes von Lockerung und Lockerheit. Da wird in verschleierter Weise, versteht sich auch anachronistisch, eine Papiergeldmache aufgeführt, die antike Helena heraufgeholt, um mit Faust einen Sohn zu zeugen, schliesslich gar dem Meere durch Abdämmung Land abgewonnen, damit Faust in seiner Manier auch ein Stückchen Herrscher vorstellen könne.

Das Krauseste ist aber die antike Gespensterzusammenkunft, ein Seitenstück zum Blocksbergtreiben. Sie athmet nichts weniger als Schönheit, und doch ist es auf die Helena abgesehen. In der Beschaffung der letzteren haben wir ein Hauptbeispiel blossen Symbolisirens und Allegorisirens. Faust heirathet die antike Schönheit, und es giebt einen kurzlebigen Sohn. Dieser ist eine literarische Anspielung, nämlich zufolge der Goetheschen Anmaassung, wenn auch nicht mit Namen genannt, so doch genau genug bezeichnet, der grosse und wirklich moderne britische Dichter Byron. Doch von dieser und einer andern Herabwürdigung des Briten werden wir nachher besonders zu sprechen haben, weil sie für Goethes Wesen und Eifersucht nur zu charakteristisch ist. Der zweite Theil des Faust ist überhaupt voll von Anspielungen auf Zustände der Literatur und Kritik; nur gehört viel specielle Orientirung dazu, um den oft sehr kleinen Kram zu verstehen. Der Verfluss einiger Zeit wird übrigens fast jedes unmittelbare Verständniss unmöglich machen, zumal die Unbestimmtheit und zurückhaltende Nebelhaftigkeit in den Wendungen eine sehr grosse ist. Weitläufige Commentare aber sind schon an sich zu einer Dichtung immer etwas Lächerliches, ganz abgesehen davon, dass sie fast regelmässig recht abgeschmackt und unzulänglich gerathen. Bedeutendere Geister geben sich zu solchen überhaupt nicht leicht her und am allerwenigsten, wenn der Gegenstand selbst nicht allzuviel taugt und die Unklarheit verschuldet.

Die sogenannte classische Walpurgisnacht, die bei einem Dichter, der soviel antikisirt hat wie Goethe, doch gewiss hätte recht classisch und formell schön ausfallen sollen, ist zum graden Gegentheil ausgeschlagen. Der Spott könnte sie empfehlen, um von der Alterthumssucht zu heilen. Allein wir müssen unsern Standpunkt fester nehmen, nämlich dem Alterthum in grossem Maass wirkliche Formenschönheit zugestehen, die aus Goethes Geisterbeschwörungen wahrlich nicht ersichtlich wird, und dennoch das philologische oder poetische Streben verwerfen, mit jener todten Schönheit blosser und kalter Form das Lebendige und Moderne einrahmen, einschränken, ja gradezu griechisch mumisiren zu wollen. Die Anfänge der beiden deutschen Musterdichter waren noch nicht in das Antikisiren hineingerathen. Dieses entwickelte sich erst später und zum Theil in Folge äusserer Eindrücke, namentlich seitens des sich in Deutschland bald immer breiter auslegenden philologischen Cultus der Alterthumskunde. Was nun Goethe im zweiten Theil des Faust in

Beziehung hierauf kundgegeben hat, ist das in ihm gestaltete Echo jener Strömung, der er schon in seiner Iphigenia-und Aehnlichem gehuldigt hatte.

Zum Antikisiren kommt nun aber am Schluss des Goetheschen Faust noch ein Stück Katholisiren. Dies ist von den zwei Uebeln das Schlimmere. Faust wird von den Engeln zu Sphären emporgetragen, wo schliesslich der Zug der Mutter Maria und in deren Nachbarschaft auch Gretchen, d. h. jenes von Faust verführte und unglücklich gemachte Mädchen, erscheint. Dieses, als durch Busse geheiligte Sünderin dargestellt (also viel härter als Faust beurtheilt), wird widrigerweise mit einem himmlisch heuchlerischen-Interesse für die Erhebung ihres indirecten Henkers Faust ausgestattet. Der Mariencultus und Gretchen sind in Goethes Augen das „ewig Weibliche“, was hinaufzieht und in den Himmel befördert. Buchstäblich soll die Himmelfahrt der Faustischen Seele, welche der päderastischen Anwandlung des Teufels auf die Engel es zu verdanken hat, dass sie von diesen wegstiebitzt werden kann, selbst nach Goethes letzten, altersschwächsten Vorstellungen wohl nicht genommen werden. Allein als Bild mystischer Verhältnisse ist die Verhimmelungsscene erst recht nichts werth. Sogar abgesehen von der mystischen Jenseitigkeit, an die sich Goethes-für sich in Ewigkeit besorgliches Ich schliesslich immer insipider geklammert hat, sind die Vorstellungen nicht nur sittlich verwerflich, sondern auch gradezu albern. Der grosse Liebeskünstler hat es nämlich überhaupt gern beliebt, seine abfahrenden Theaterhelden von ihren früheren Maitressen vor oder auf dem Wege zum Himmel bewillkommnen zu lassen. So lässt er vor Egmont im Theatertraume die Züge ebendesselben Mädchens begrüssend schweben, welches der werthe goethisirte Graf kurz vorher seinem neuen Freunde als sehr annehmbar empfohlen hat, damit dieser nach Egmont die gute Stelle bei ihr einnehme. Nun könnte es fast scheinen, die weiblichen Wesen gestalteten sich nach den Goetheschen Wünschen besser, als es die Liebhaber werth sind. Allein die fraglichen Wendungen entspringen nur aus der Selbstsucht Goethes, der da frischweg annimmt, die Liebhaber hätten bis ins Jenseits soviel Anziehungskraft für ihre Mädchen, dass es nichts ausmache, wenn sie dieselben an Andere verschenkt oder sie verlassen und zu Grunde gerichtet haben. Die Gretchen und die Klärchen sollen versöhnend und himmelhinaufziehend bereit stehen, wie sich auch ihre einstigen gelegentlichen Lagergenossen in Beziehung auf sie erbärmlich angestellt haben mögen. Wenn nun

Einer, wie Goethe, durchaus mystisch verhimmeln muss, so mag ihm dies Bedürfniss zur Ausgleichung seines Verstandesmangels nicht verargt werden. Wenn aber zu dieser Schwachheit noch Verkehrung der natürlichsten Sittenconsequenz hinzutritt, so fällt dies unter allen Umständen der richtenden Kritik anheim, mag nun Wirkliches oder Erdichtetes, Diesseitiges oder angeblich Jenseitiges, Eigentliches oder Allegorisches, klar Wahrnehmbares oder mystisch Genebeltes, Aberglaubensfreies oder Verreligionisirtes vorliegen.

6. Trotz aller Unzulänglichkeiten oder gar Wirrheiten des äusseren Sinnes werden noch immer Leute übrig bleiben, die nach einem innerlich verborgenen Gesammtsinn fragen. Goethe selbst hat sich geschmeichelt, den „Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug“ miteinander in sich zu verbinden, und hat hierin grade sein jugendkräftiges Dichterthum und seine einzige Mitgift sehen wollen. Man hat nun Beides gewissermaassen auf Faust oder, wenn man lieber will, auf das Faustspiel anzuwenden. Wo hier die Lust am Truge sei, ist nicht schwer abzusehen. Mit dem Truge meint Goethe weniger seinen eignen dichterischen, als den der Dinge. So sehr das Geniessen stets sein Lieblingswort bleibt, so ist derjenige Lebensgenuss, den er kennt, doch nicht von der Art, um zu befriedigen. Das Lebensgefühl bleibt dabei ein unharmonisches, und der sogenannte Genuss hegt in sich schon die Unzufriedenheit, dass nicht gleich zu einem neuen überzugehen sei. Er schafft wohl Zerstreuung, aber keine ebenmässige, mit verhältnissmässigem Gleichgewicht verbundene Bewegung. Wie sich die in Luxus erstickenden Gesellschaftselemente immer auf der Jagd nach Vergnügen befinden, aber eben hiedurch die Fähigkeit eingebüsst haben, wirkliches Genügen anzutreffen, so ist auch die Goethesche Art und Weise von der Erreichung eines edlen und gesetzten Lebensgefühls weit entfernt.

Sie hängt überdies noch an einem Stück des alten Wahns, dass die Leistungen der Dinge und des Lebens Trug seien und dass über diese Leistungen hinaus noch etwas Anderes, die sogenannte Wahrheit, zu umwerben sei. Diese, im Goetheschen Sinne genommen, ist ein Idol; denn sie hat weder mit Wahrhaftigkeit noch mit wissenschaftlicher Wahrheit etwas zu schaffen. Jener „Drang nach Wahrheit“ ist daher kein theoretischer, sondern ein praktischer oder, wenn man lieber will, poetischer Trieb und zwar einer, der so gut wie ohne Gegenstand bleibt. Das, worauf er geht, hat bei Goethe die Unbestimmtheit eines Nichts. Sehen wir aber selber näher zu, so zeigt sich, dass die Beschönigung des Truges das Einzige ist,

was bei dem Goetheschen Triebe herauskommt. Die Lust am Trug erhält daher auch einen activen Sinn und zwar nicht blos den der Lust am Dichten und Erdichten, sondern auch den der bewussten Täuschung Anderer. Da nun eine sich in Täuschungen gefallende Geisteshaltung auch mit sich selbst nicht ins Klare kommt, so bleibt als blosse Verneinung und Unbehaglichkeit ein Ausblick ins Trübe übrig, und dieser soll nun als Zielen auf jene sogenannte Wahrheit gelten. Alle Betrüger des Menschengeschlechts haben eine solche unbeschreibliche Wahrheit zu besitzen oder zu suchen vorgegeben, und von dieser nicht beneidenswerthen Erbschaft ist nicht Wenig in das Dichterbereich gelangt. Goethe hat nun in seiner Weise auch sein Theilchen davon angetreten. Sein durch Treue nicht grade ausgezeichneter Sinn war besonders geeignet, die Lust am Trug innig mit jenem falschen Wahrheitstriebe poetischer Art zu verbinden.

Seine oder vielmehr Fausts Klausel mit dem Teufel geht darauf, nicht eher zu sterben, als bis er den Augenblick lobpreisen werde. Das hat er nun bis zum äussersten Greisenalter verschoben. Inzwischen hat sich seine Lust am Trug bewährt. Von Bemühung um wirkliche Wahrheit ist keine Spur anzutreffen, und so etwas würde auch nicht rechten Sinn haben, solange das Teufelsbündniss noch in Kraft ist. Hinter den Coulissen des Diesseits findet sich also erst die angebliche Wahrheit. Der mystische Chor im Himmel hat das letzte Wort und spricht sie aus: Das Vergängliche sei nur ein Gleichniss. Allein, fragt man, wofür? Goethe redet in der Zueignung selbst von seinem „Wahn“. Nehmen wir ihn beim Wort. Die Gestalten, die nach seiner eignen Bezeichnung „aus Dunst und Nebel“ aufsteigen, sind selber Dunst, und darum lassen sie sich auch nicht packen. Der Trug lässt sich jedoch aufdecken.

Wenn Alles ein Gleichniss sein soll, so muss man aus dem Leben des Faust noch auf etwas Ueberweltliches schliessen, was ihm gleicht, und das muss eine schöne Bescheerung sein. Alle die Thaten und Verhältnisse noch einmal in einer jenseitigen Bedeutung, — eine solche Verherrlichung geht wirklich über den Spass, selbst über den mystischen. Doch genug; denn wir haben es hier nur mit einer Variante des alten gährenden Truges der Religion zu thun, die von Goethe nicht erfunden, sondern nur überkommen und benützt ist. Wenn dies obenein in zweideutig verschleiernder Leisemanier und mehr spielerisch als irgendwie ernst geschehen ist, so trifft der Vorwurf zwar in erster Linie Goethes Charakter

selbst, aber doch auch die sogenannten Gebildeten überhaupt. Diese spielen mit der Religion, indem sie weder zum vollen Aberglauben noch zur vollen Freiheit von ihm fähig sind. Nebenbei haben sie auch noch die Rücksicht im Auge, dass die tieferstehenden Gesellschaftselemente erst recht nicht ins Klare kommen, sondern im noch dichteren Dunkel der Buchstäblichkeit verbleiben. Die allegorischen Spielereien und Vieldeutigkeiten passen sich nun beiden Bedürfnissen an, und so hat Goethe die in diesen Kreisen beliebte Dämmerschattirung ohne sonderliche Mühe aus eigenster Herzensmeinung nicht übel getroffen. So hat er seinen „Drang nach Wahrheit" schliesslich doch noch mit einigen Spinneweben bethätigt. Welche kräftige und redliche Natur wird sich aber darin fangen? Aber auch in breiteren Schichten wird die Zeit reifen und solche Gespinnste gänzlich wegfegen.

Ein eigentliches Drama ist der Faust nicht; aber als Lehrgedicht kann er auch nicht recht gelten. Proteste gegen das Pedantenthum, wie es besonders die Wagnerscene ist, hätten schon Werth, wenn sie nur wahrer wären. Sie werden zwar gegen verrottete Gelehrsamkeit, aber nicht etwa zu Gunsten echter Wissenschaft, erhoben und sollen höchstens dem Kunsttrieb zu Statten kommen. Dies ist noch dazu ein Kunsttrieb, der selber im Antikisiren stecken geblieben ist und sich sogar das Joch Aristotelischer Schlagworte der Pedanten, wie derjenigen der Tragödieherstellung durch Mitleid und Furcht, hat auflegen lassen. Was die Welt im Innersten zusammenhalte, sollte Faustens schwarze Kunst ergründen; allein damit war so gut wie Nichts, und Goethes Kunsttrieb liess nun nach der schwarzen eine schwärzere Kunst spielen, nämlich die der von vornherein treulosen Verführung. Durch diese wird wohl klar, was die Geschlechter zusammenhält, aber ausser dieser Alltäglichkeit nichts weiter. Faust sehnte sich vor seinem Teufelspact nach der „Quelle des Lebens"; er trug sie aber gewissermaassen in sich, freilich in einem etwas lächerlichen Sinn, und ist seinem Kunsttriebe auf keiner guten Spur nachgegangen. Der Goethesche Kunsttrieb hat ungefähr dieselbe Rolle, wenn auch wohl nicht mit ganz so tragischen Einlegungen, gespielt. Faust selbst ist zu gar nichts Erheblichem gelangt; Goethe aber hat wenigstens sein Hausmittelchen angewendet und ist durch das Faustspiel zu einer Parade mit seinen lyrischen Fähigkeiten gelangt.

Lyrisch ist das, was in der Faustdichtung wirklich als Vorzug und als Bekundung einer lebendigen Dichterfähigkeit gelten kann.

Ich verstehe hier unter lyrischen Elementen Alles, was weniger in Gedanken als in Gefühlen besteht und sich sozusagen in Gemüthstönen äussert. Letztere können einen gewissen Werth behalten, auch wenn ihn die begleitenden Vorstellungen nicht haben. Bisweilen ist auch der Sinn so allgemein, dass sich ihm Besseres unterlegen lässt, als was der besondere Zusammenhang oder Goethes Meinung mit sich bringt. Dies ergiebt dann die isolirbaren sogenannten schönen Stellen, die zusammenhanglos verwendbaren Schlagverse u. dgl. Hiezu kommt das Bestechende, was in der rhythmisch mehr oder minder gelungenen Wortfügung und überhaupt in dem Einnehmenden der Wörterwahl und des Wohllauts liegen kann. Unter Umständen wird es aber auch blossen Klingklang geben, der irre führt. In solchen Fällen hat man sozusagen die rhythmische Phrase auf etwaige Leerheit dadurch zu prüfen, dass man sie in natürliche Prosa umsetzt. Ein echter Gemüthston wird auch alsdann nicht ganz verhallen und immer noch die Saite bekunden, auf der er angeschlagen wurde. Was dagegen ausschliesslich in der Versform, im Reim und im Wohllaut der Wörter enthalten ist, wird freilich verloren gehen. Grade aber dieser formellen Ausstattung ist zu misstrauen, wo es sich um die Gehaltbestimmung handelt. Es wäre mit der Poesie übel bestellt, wenn lyrischer Schwung ausschliesslich auf solchen formellen Eigenschaften beruhte. Die Kraft dazu liegt tiefer und ist es, die sich erst die Form schafft, um ihre Wirkung zu steigern.

In der That kann es beispielsweise nur als lyrische Regung gelten, wenn Angesichts des Zeichens des Erdgeistes eine Art Muth sich regt, „mit Stürmen sich herumzuschlagen und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen“. Diese Worte sind ein Gemüthston und zwar ein bald verklingender. Sie sind eine vorübergehende Anwandlung, vertreten aber keine Faustische oder Goethesche Charaktereigenschaft. Weder in Fausts noch in Goethes Leben giebt es Derartiges. Wohl aber können ausser dem Zusammenhange und von Andern jene Worte in wirklich heroischem Sinne genommen werden. Sie können als Ausdruck von Etwas gelten, was mehr Nachhaltigkeit und Gewicht hat, als eine billige dichterische Stimmungsanwandlung. Die Dichter greifen in allerlei Saiten; aber daraus, dass einmal eine heroische angeschlagen wird, folgt nicht, dass der Saitenspieler selbst Heroismus habe. Dies ist am wenigsten bei Goethe der Fall; grade ein solcher fester Zug fehlt seinem ganzen Wesen. Er war nicht einmal im Stande, die äusseren Züge

des Heldenhaften zu copiren, geschweige sie aus eigner Anlage zu entnehmen. Darum konnte er auch kein ernstlicher Dramatiker sein, und aus eben diesem Grunde kann man bei ihm nur von dramatisirter Faustlyrik reden. Das Ueble bei dieser Lyrik ist nun aber, dass sie am falschen Platze steht, d. h. dass sie ein Drama sein soll, während sie es doch nur zu aneinandergereihten Stimmungen bringt, die gelegentlich von einigen bunten Bildern (nach Art der Hexenküche) begleitet sind. Was an eigentlicher Handlung vorkommt, ist künstlich hinzugethan, ja, wie man weiss, zum Theil erst nachträglich gearbeitet. So hat beispielsweise die Ermordung des Bruders des verführten Mädchens dazu dienen müssen, eine Art Entschuldigungsgrund für die Verlassung aufzutreiben. In Fausts Anschlag lag diese aber ohnehin. Auf Beständigkeit und Treue war es bei ihm wahrlich nie abgesehen. So sind denn auch seine lyrischen Regungen nicht von jener tief wurzelnden Art, durch welche sich bleibende Gemüthsverfassungen bekunden. Sie sind nichts Anderes als das, was Goethe selbst in seinen Verhältnissen stets und überall gewesen ist, nämlich ein Gelegenheitsgebilde.

7. Wenn hienach die Lyrik bei Goethe die Hauptsache ist, so lohnt es, auch die kleinen Gedichtchen darauf anzusehen. Hier ist kein dramatisch seinsollender Zusammenhang im Wege, und die eigenthümlichste Fähigkeit Goethes kann sich hier in voller Reinheit zeigen. Für diese Art sind unter dem Namen von Balladen besonders zwei kleine Compositionen nicht blos berühmt, sondern auch wirklich von Bedeutung, nämlich der Erlkönig und der Fischer. Sie sind in der That kleine Kunstwerke, welche das, was sie wollen, auch wirklich zum Ausdruck bringen. Im Erlkönig ist der Gegenstand das Grauen eines kranken Kindes, dessen im Arm des reitenden Vaters erfolgender Tod unterwegs von fieberhaften Phantasien über eine schreckende Märchengestalt vorbereitet wird. Im Fischer gehört die Angelegenheit ganz und gar dem Bereich des sagenhaften Aberglaubens an. Ein singendes Meerweib lockt den Fischer in die Tiefe, — das ist der ganze Vorgang. Die Gefühle aber, auf die es ankommt, sind schwerer bestimmbar und weniger verständlich, als jenes Kindesgrauen. Sie gehören eigentlich ebensowenig wie der Vorgang selbst in die Wirklichkeit, nämlich nicht in die Scala speciell motivirbarer Empfindungen. Mit der alten Sirenenlockung kann man sie nicht einerlei setzen; denn diese Lockung weiss die Menschen bei ihren Schwächen zu fassen, indem sie beispielsweise bei Homer dem Odysseus mit seinem Ruhme schmeichelt und ihn

durch allerlei Mittheilungen noch kundiger zu machen verspricht. Dem Fischer wird aber nichts weiter gesagt, als dass es in der Meerestiefe schön sei, und das ist gar wenig. Das räthselhaft Geheimnissvolle der Tiefe könnte es allenfalls sein, was von Natur den Unkundigen zu sonderbaren Gefühlen anregt; aber Derartiges ist doch zu unbestimmt. Auch eine Art personificirter Racheregung für die Qual der lebendig gekochten Fische genügt nicht zur Erklärung. Nur die Willkür des Aberglaubens liefert die Stütze. Setzt man diesen eben mit seiner ganzen Willkür und Einfalt voraus, so haben die von Goethe angeschlagenen Gefühlstöne allerdings einen Sinn. Wenn nun aber irgend Etwas den Contrast hoher lyrischer Formfähigkeit mit Gegenstand und Inhalt zeigen kann, so ist es die Nichtigkeit und Werthlosigkeit solcher Stoffe. Fehlte jedes Bild und handelte es sich um blosse Musik, dann könnte jene lyrische Fähigkeit sich in allem Möglichen ergehen, und kein Conflict mit dem Objectiven könnte etwas schaden. Nun darf aber dichterische Lyrik sich nicht auf gestaltlose Töne zurückziehen, sondern muss ihre Macht auch im Vorstellungsinhalt suchen. Unser Ergebniss besteht hienach darin, dass zwar die Form zum Lyrischen bei Goethe in einem hohen Grade von Gelungenheit anzutreffen, dafür aber der Gehalt grade in den berühmtesten Leistungen fast auf ein Nichts beschränkt ist.

Das Gedichtchen „Dauer im Wechsel“ soll ein geselliges Lied sein. Es schildert, und zwar einigermaassen im Heraklitischen Sinne, die Wandelbarkeit der Dinge. In demselben Flusse schwimme man nicht zum zweiten Mal, und das gegliederte Gebilde der Hand sei bald ein anderes. Der Schluss zieht sich nun, um das angeblich Unvergängliche zu bestimmen, auf die Gunst der Musen zurück. Diese allein sollen die Dauer vertreten, indem durch sie die Form im eignen individuellen Geist als unvergänglich verbürgt sei. Dies ist nun eine poetische Unrichtigkeit. Nichts ist thatsächlich wandelbarer, flüchtiger und unzuverlässiger als diese Musengarantie. Goethe hat dies genugsam an sich selbst erfahren. Die verhältnissmässige Dauerbarkeit der vom Künstler abgelösten künstlerischen Gebilde ist nicht gemeint, würde aber auch keine Unvergänglichkeit sein. Der eigne Busen ist ausdrücklich genannt, und dessen Gehalt ist ebenso eine Function der Zeit, wie alles Andere; ja er gehört noch mehr dem Spiele der Veränderung an. Auf letzterem beruht alles Lebendige, und je weniger wandelbar Etwas ist, um so starrer und todter ist es auch. Doch das Haften an einer falschen Unvergäng-

lichkeit bei Seite gesetzt, was soll ein solcher kleiner Cursus, wie er in diesem Gedicht abläuft, als gesellschaftliches Lied? Das müsste eine sonderbare Gesellschaft sein, die so etwas zu singen vermöchte, ohne über sich selbst und ihre eigne Unnatur zu lachen. Indessen wissen wir ja, dass die Weimarer Gruppe und alle antikisirend und classisirend ästhetelnden Cirkel ähnlicher Art sozusagen Abseitsgebilde gewesen sind, die man nicht mit dem Maassstabe der Natur messen darf.

Gelegentlich kommt aber bei Goethe der Ausdruck von Etwas vor, was mit irgend einer Saite des Menschenherzens in mehr natürlicher Weise zusammenklingt. Dahin gehört sein italienisches Heimwehlied „Kennst du das Land u. s. w.“ Dadurch, dass es seiner Mignongestalt im Wilhelm Meister in den Mund gelegt ist, erhält es allerdings einen Nebeninhalt mit Anspielungen, die ausser dem Zusammenhang des Romans nicht verständlich sein können. Dennoch bleibt aber wenigstens der Grundton auch Etwas für sich, und dieser Sehnsuchtsgesang darf als eine der gelungensten Dichtungen Goethes angesehen werden. Selbst der Umstand, dass gar viel Verskunst bewussterweise darauf verwendet ist und auch für das unmittelbare Gefühl nur zu wahrnehmbar hervortritt, thut dem mächtigen Kern des Inhalts keinen erheblichen Eintrag. Das Lied ist daher auch weiter gedrungen, als viele andere Goethesche Piecen und hat sogar da Anziehungskraft gehabt, wo solche Gebilde, wie der Erlkönig und der Fischer, ihres fremd anmuthenden Inhalts wegen weniger verfangen.

Zu einer der gelungensten lyrischen Wendungen müssen wir nun aber, um Licht und Schatten nicht falsch zu vertheilen, auch einmal ein ganz entgegengesetztes Extrem beachten. Die Harzreise im Winter beginnt mit den Worten: „Dem Geier gleich u. s. w. schwebe mein Lied“. Das Ganze wird dann erst recht ein Beispiel für poetischen Schwulst. Wenn man sich widerwillig durch diesen Schwulst hindurchgearbeitet hat, findet man sich versucht, den Anfang mit einer kleinen Veränderung zu wiederholen und als Endvers zu setzen: Zum Geier gleich u. s. w. schwebe sein Lied. Schade nur, dass die Zoologen in der betreffenden Oertlichkeit und auch in Deutschland überhaupt keine Geier finden wollen. Dazu müsste man nach dem Süden. Statt Goethe dahin zu begleiten und zu erfahren, wie nach seinem eignen Ausdruck er „Der Barbare beherrscht römischen Busen und Leib“, wollen wir lieber auf seine „Offene Tafel“ blicken, wenn uns auch nicht an sie setzen. In

diesem Gedichtchen zeigt sich nämlich das Gegentheil alles Schwulstes und eine gewissermaassen anmuthige Leichtigkeit. Es ist nichts weniger als in einem hohen Bereich belegen, hat aber dafür auch nichts Antikisirendes und Classisirendes an sich. Es stimmt zu Goethes leichter Art und Moral. Hätte er sich ausschliesslicher in diesem Genre gehalten, so würde er in einem edleren Sinne des Worts sogar Volksdichter haben sein können, wenigstens in formeller Hinsicht; denn die allzu leichte Geneigtheit, Fünf grade sein zu lassen, und zuviel sittliche Gleichgültigkeit stimmen nicht ganz zum Inhalt des deutschen Wesens. Auch ist etwas, ich sage nicht französische, sondern frankenhafte Ueberlieferung, gleichviel woher sie stamme, bei Goethe, und zwar namentlich in der Gestaltung der Liebe, thatsächlich nicht zu verkennen.

Hiemit kommen wir in der kleinen Lyrik an das, was ja in dieser Gattung überall das Hauptthema bildet. Die Goethesche Liebe ist schon oben gekennzeichnet. Jetzt aber nur noch ein paar Erinnerungen bezüglich der zugehörigen, sozusagen kleinen Poesie. Was ist unter der grossen Menge von Piecen da wohl am meisten für Goethe typisch? Ich glaube, es ist dies seine sichtliche Liebhaberei für das Geschichtchen vom schönen verrätherischen Müllermädchen. „Woher im Mantel so geschwinde," und zwar ohne Hosen, ohne Hut, barfuss und ohne irgend ein weiteres Bekleidungsstück, — das ist hier die unfreiwillig komische Hauptfrage. Von einer nicht ganz nach Wunsch beendigten Liebesexpedition, ist die Antwort. Indessen Goethe kann die unsterbliche Liebe im Verrath nicht ganz sterben lassen; es kommt noch ein Reuegedicht hinzu, und nachher ist Alles in der schönsten Ordnung. „Weiss Amor seinem schönen Spiele Doch immer zeitig nachzugehen; Er lässt fürwahr nicht in der Mühle Die Blumen sechzehn Jahre stehen." Gut für den Amor, dass er als antike Person gilt, sich also auch nicht einmal an das vollendete sechzehnte Lebensjahr, die Schranke des heutigen deutschen Reichsstrafgesetzbuchs, zu kehren braucht. So werden auch die Kindereien begreiflicher; denn das ganze Geschichtchen sieht einigermaassen danach aus, und zwar nicht blos auf Seite des Mädchens, welches seinen Freund erst eine Nacht bei sich beherbergt und zum Zwecke kommen lässt, um dann am Morgen nach der Mutter zu schreien. Man hat gesagt, Goethe sei zeitlebens ein grosses Kind gewesen; wenn man hinzufügen will, kein gar unschuldiges, so wüsste ich nicht, ob nicht wenigstens ein Stückchen Wahrheit in jener Behauptung anzuerkennen sein möchte.

Jene Piece gehört nämlich den Wanderjahren, also einer sehr späten Veröffentlichung, an. Im Zusammenhang der kleinen Gedichte, die so oft in Miniaturformat und Goldschnitt erschienen sind, also für die Hände junger Damen, nimmt sich das Geschichtchen charakteristisch genug aus, zumal es die typische Signatur für den ganzen Goetheschen Begriff von der Liebe bildet.

8. Nach allem Vorangehenden ist es möglich, in den Grund der Physionomie des Goetheschen Geistes einzudringen. Man denke sich ein Hirn, dessen Thätigkeit in Bezug auf Phantasie in erheblichen Richtungen dem Verhalten des Träumens ähnlich ist. Wirklich sah Goethe, wenn er die Augen wie zum Schlummer schloss, mehr unwillkürliche Bilder sich tummeln, als durchschnittlich bei normal constituirten Menschen der Fall ist. Man weiss nun, dass der Traum Conceptionen und Rückwirkungen von einer Lebendigkeit mitsichbringen kann, wie ihrer der wache Zustand nicht fähig ist. Diese Möglichkeit betrifft hauptsächlich die sinnlichen Vorstellungen jeder Gattung. Sie sind es, die ungezwungener vorwalten, während das Band des verstandesmässigen Zusammenhangs in den Hintergrund tritt. Die mannigfaltigen Elemente des wachen, geordnet voraus- und zurückdenkenden Bewusstseins stören alsdann nicht das Spiel der Triebe und deren Ausstattung mit phantasiemässigen Decorationen. Es liegt sogar nicht wenig sinnliche Gestaltungskraft in diesen Zuständen, und man kann sich eine Natur denken, deren Hirnmechanismus stets, d. h. auch im wachen Zustande, in vereinzelten Richtungen etwas mehr nach der Seite des traumartig ungebundenen Phantasielebens neigt, als die normale Umsicht, Einsicht und Rücksicht des vollbewussten Menschen. Eine solche Einrichtung ist freilich zunächst ein Fehler, ja ein Deficit; aber sie hat eine Seite an sich, die als Vorzug genommen werden kann. Veranschlagt man sie nämlich nach ihrer unmittelbaren Schaffenskraft im Hervorbringen von Phantasiebildern, so hat sie, wenn man auf diese Bilder Werth legt, vor der Normalverfassung bedeutende Vortheile voraus. Ihr entquillt im Spielen, indem sie sich ihren eignen Naturgesetzen überlässt, Allerlei, wozu sonst der herrschende Gedanke und Wille, mit seiner Zurückführung der Antriebe und Phantasien auf das Maass des Möglichen, es gar nicht kommen lassen würde. Das Verhalten der unwillkürlich fast märchenartig spielenden Kinderphantasie ist ein weiteres Beispiel, um sich jenen gleichzeitigen Mangel und Vorzug begreiflicher zu machen. Die Phantasieeindrücke sind hier mächtiger und der Verstand ist

schwächer; ja der geregelte Wille, der einen grössern Zusammenhang vor Augen hat, fehlt fast ganz.

Durch einen gewissen Grad solchen Ueberwiegens der ungebundenen Phantasie erklären sich intellectuelle und sittliche Eigenschaften, die aus den sonstigen, ebenfalls maassgebenden Ursachen nicht vollständig abgeleitet werden können. Das Interessante dabei ist, dass eben derselbe Grund, welcher das intellectuelle Deficit mitsichbringt, auch einen Theil des moralischen verständlich macht. Bei Goethe hängen beide Defecte, soweit sie individuell persönlicher Natur sind, eng zusammen. Das gesellschaftliche Medium freilich, aus welchem er in Frankfurt hervorging, und das einigermaassen ähnliche, in welches er sich in Weimar hineinlebte, haben ihre eignen Wirkungen gehabt. Den Angehörigen der behäbigen Frankfurter Honoratiorenschaft und dann des Weimarer Hofes bringen wir aber erst indirect in Anschlag; denn ohne jene abnorme Bedeutung sozusagen des Phantasiegewichts über dasjenige von Verstand und Charakter hätte sich die individuell Goethesche Eigenart nicht so ausgeprägt, wie geschehen ist. Sogar der Umstand, dass Goethe kein bedeutender Dramatiker geworden, lässt sich auf die angegebene Geistesverfassung zurückführen; denn es gehört eine gewisse zusammenhängende Charakterhaltung zu den Erfordernissen eines solchen.

Ebenso ist der wohl abgeschlossene und abgerundete Roman mit übersichtlicher und gegliederter Handlung keine Sache des blossen Sichgehenlassens und der behäbig breiten Ausmalung einer Abfolge von Gelegenheitssituationen. Von dieser Art ist aber der Wilhelm Meister, der endlose und schliesslich auch ganz zusammenhanglos werdende Hauptroman unseres Dichters. Dagegen stimmt mit der fraglichen Ausstattung ganz wohl die lyrische Fähigkeit sowie eine gewisse Meisterschaft in Einzelbildern, namentlich in kleinen und entschieden isolirten. Ebenso begreift sich hienach die vorwaltende Befähigung zum Rhythmischen, der eine auffallende Unzulänglichkeit zu eindrucksvoller Prosa, d. h. zu einem wirklich gegliederten Gedankengefüge und zu einer entsprechenden Abfolge der Vorstellungen, gegenübersteht. Doch wollen wir auf diesen Mangel nicht zuviel Gewicht legen, weil er auch sonst grade bei Dichtern hervortritt, die sich durch poetischen Schwung auszeichnen. Hier scheint der letztere die Fähigkeit auszuschliessen, die gesetzte und gegliederte Prosahaltung anzunehmen. An guter Prosa muss allezeit der Verstandeszusammenhang einen grossen Antheil haben,

und eben dieser ist es, der sich mit einem ansehnlichen Theil der bisherigen Poesie, ja überhaupt mit gewissen herkömmlichen Vorurtheilen vom Wesen der Dichtung, nicht verträgt. Das Maass von Gegensatz gegen den Verstand, wie es sich speciell bei Goethe findet, ist aber zu solcher Unverträglichkeit bei Weitem nicht erforderlich; dazu genügen geringere Grade, und wir werden daher den Mangel an abgegrenzter Gestaltung einer klar durchsichtigen Prosa nicht erst durch jene Eigenschaft der Goetheschen Phantasieverfassung zu begründen brauchen. Wohl aber erklärt sich aus dieser der hohe Grad von Nonchalance, mit der die prosaischen Darlegungen sich gehen lassen.

In der That hat Goethe in dem Gedichtchen „Meine Göttin“ die Phantasie gefeiert, aber thatsächlich nicht, wie er meinte, die Phantasie überhaupt, sondern eine bestimmte, etwas auseinanderfahrende Art derselben, wie sie ihm eigen war. Ohne Phantasie ist nicht einmal Wissenschaft, geschweige Kunst möglich; aber auf die Grenze zwischen gesunder oder gesetzter Phantasiebethätigung und mehr oder minder verstandloser Phantastik kommt es an. Goethe sah in dem fraglichen Gedichtchen die Phantasie als einen Vorzug des Menschen vor dem Thiere an, während sie doch auch dem thierischen Hirn, zumal in seinem Träumen, bis zu einem gewissen Grade zukommt. Was sie aber bei dem Menschen zu etwas wohlthätig Schaffendem machen kann, ist ihr Ursprung im thätigen Denken und demgemäss ihre Leitung durch überlegene Begriffe. Phantasie von der mehr thierischen und traumhaften Art ist im Menschen etwas Unvollkommenes, wenn sie allerdings auch zureichen mag, bunte Bilder, wie in eigentlichen Träumen, voll lebhafter Züge hinzumalen. Die Erinnerung an das Animale von Seiten Goethes war also einigermaassen quer angebracht; sie sollte für seine Göttin zeugen und sie zeugt gegen sie; denn grade, was er seine Göttin nennt, steht nicht über dem wohlgefügt Menschlichen, sondern neigt nach dem Thierischen hinunter, wenn auch mit abnorm lebhaften und bilderfähigen Instincten. Hiemit ist dann aber auch der Mangel einer verstandesmässig gegliederten Prosa erklärlich, da es am eigentlich und höher menschlichen Denken fehlt.

9. Die Façon des Aberglaubens, die Jemand in sich ausbildet, ist immer der beste Prüfstein für seine Verstandesverfassung. Goethes angeblicher Pantheismus kann hier am wenigsten täuschen; denn alle pantheistische Denkweise ist doch nur ein Durcheinanderrühren überkommener Gottesphantastik mit der Thatsache der Natur.

Auch war der sich-selbst gern als objectiv ansehende, (in Wahrheit aber eher passiv zu nennende) Dichter in den religiösen Vorstellungen viel zu unselbständig, um nicht an den verschiedensten Varianten der Religion gelegentlich haften zu bleiben und die Religion noch mehr mit sich spielen zu lassen als mit ihr zu spielen. Gelegentlich kostet es ihm nichts, auch die katholischen Einrichtungen anerkennend und sympathisch zu besprechen, (und am Schluss des Faust haben wir ja gesehen, wie die Kette zusammenhängt und wie Gretchen von Maria in höhere Sphären befehligt wird, damit Faust der Spur seines Mädchens ahnend nachfolge und ebenfalls zu Marianischen Höhen emporsteige. So zieht im Sinne Goethes das „ewig Weibliche“ hinauf.) Nun aber wollen wir zusehen, wie (nach seinen prosaisch abgefassten Mittheilungen aus seinem Leben, die sich freilich „Wahrheit und Dichtung“ nennen,) sein individueller Aberglaube sich ausnimmt. Gegen Ende dieser Mittheilungen kommt er zu seinem sogenannten Dämonischen, und der Glaube an dasselbe wird als Schlussstein (aller seiner religiösen Phasen) hingestellt. Man muss den betreffenden Gallimatthias jedoch selber am angegebenen Orte lesen; denn von dem Widersinn dieses Aberglaubensartikels lassen sich (in wenigen Worten) nur schwache Spuren sichtbar machen, und diese müssen schlechterdings in wörtlichen Anführungen bestehen; sonst wird Niemand, (der die Intima von Goethe nicht schon kennt und zu beurtheilen weiss,) das krause Zeug glauben.

So heisst es (zunächst noch in erträglicher Weise:) „Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestiren kann, ja bei den Thieren sich aufs Merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang“ u. s. w. Die betreffenden Menschen „üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente“. Ueber die Elemente, — hier haben wir doch einmal den richtigen Zauberglauben beim Schopfe; sonst sucht er in unbestimmter Geheimnisskrämerei zu entschlüpfen (und sich hinter „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“ möglichst zu bergen.) Jedoch schon früher hat es (etwas handgreiflicher zaubergläubig) geheissen, das Dämonische ziehe die Zeit zusammen und dehne den Raum aus. So Etwas giebt nun Goethe für seine Entdeckung in der Natur. Er habe sie gemacht, als er sich in den verschiedenen Sphären der Religion hin und wieder bewegt habe, und seine eigne Beobachtung im Leben habe ihn an einzelnen Menschen das Dämo-

nische erkennen lassen. Er hütet sich aber, bestimmte Fälle zu nennen. Wir können jedoch aus seinen sonstigen Aberglaubensartikeln mit Verwandtem ein wenig nachhelfen.

Gegen Ende der Wanderjahre kommt eine Person Namens Makarie vor. Diese ist wirklich ihrem Namen entsprechend eine Glückselige; denn sie hat das Glück, durch eine besondere geistige Ausstattung im Stande zu sein, sich nach den äussersten Enden des Sonnensystems zu bewegen und auf dieser Tour beispielsweise die Monde des Jupiter hart von der Seite und in ziemlicher Nähe in Augenschein zu nehmen. Sie hat die Eigenschaft, seit ihrer Kindheit in einer Spirale um die Sonne zu reisen und so in angeblich immer mehr geistige Sphären zu dem „Ueberweltlichen“ zu gelangen. In diesen Sätzen ist ein ganz kurzer Bericht von Goethes ausführlichen Offenbarungen über dieses „innere Licht“ astronomisch aussehender Gattung enthalten. Er lässt seine Makarie die leuchtenden Weltkörper als Genossen ansehen; sie selbst ist also neben ihrer irdischen Function auch ein solcher. Wer das Buch zur Hand hat, lese diese kostbaren Sächelchen selber nach und beantworte sich die Frage, ob in Vergleichung hiemit der einstige Hexenglaube des gemeinen Volks nicht noch als etwas naturwüchsig Erfrischendes erscheinen muss. Bei diesem sieht man doch noch Etwas, was sich ohne selbstgefällige Geheimnisskrämerei, wenn auch in unwahrer, so doch in verständlicher Weise verlautbart. Hier aber ist das mystisch abergläubische Ragout noch recht vornehmthuerisch servirt, als wenn Goethe hiebei an tiefste Geheimnisse höchststehender Geister zu streifen hätte.

Ob diese Makarische Eigenschaft nach Goetheschen Begriffen ins Dämonische gehöre, ist gleichgültig. Nach den unsrigen gehört sie, gleich dem Dämonischen, in einen Zauberglauben, der gegen den Hexenglauben nur den Nachtheil hat, weit nebelhafter und an Gestalt weit unbestimmter zu sein. Ein Beispiel für das Zusammenziehen der Zeit und das Ausdehnen des Raumes, welche beiden Verrichtungen ja dem Dämonischen zukommen sollen, haben wir allerdings an dieser planetarischen Madame Makarie; denn, da sie zu Hause geblieben, trotzdem aber schon in Spiralen bis über den Saturn hinausgelangt ist, muss sie wohl ihren eignen Körperraum gewaltig ausgedehnt und überdies ihre planetarische Umlaufszeit im Widerspruch mit den Keplerschen Gesetzen einigermaassen verkürzt haben. Man braucht in jenen Gegenden, wo sie sich zur Zeit ihrer Entdeckung durch Goethe befinden soll, allein schon ein

Menschenalter, um nur einmal um die Sonne zu gelangen. Wie alt müsste nun wohl die Dame geworden sein, wenn sie nicht verstände, die Zeit zusammenzuziehen? Jedenfalls so steinalt, dass dieser himmlische Körper für Goethe sicherlich keine Anziehungskraft mehr gehabt haben könnte, ihn zu entdecken. Doch das Dämonische bei und in Goethe hilft eben über Alles hinweg. Jenes Weib ist im Zusammenhang des Romans sichtlich ein altes, und zwar nicht blos in der bildlichen Bedeutung des Worts. Doch die Hauptsache bleibt, was Goethe hiebei selber ist.

Aus seinen Lebensmittheilungen (im elften Buch) sieht man, dass er sich ein sogenanntes zweites Gesicht einbildete. Nach dem Abschiede von einer seiner Geliebten auf dem Wege nach Drusenheim wollte er gesehen haben, wie er sich selbst in einem hechtgrauen Kleide mit etwas Gold entgegenritt. Neun Jahre später will er sich wirklich ohne Absicht in einem solchen Anzuge auf diesem vorausgeschauten Wege zu jener seiner Friederike gefunden haben. Wie und wo ihm diese Erinnerung an die angebliche Vision von vor neun Jahren wohl gekommen sein mag? Vergessen sollte er doch etwas für ihn so Auffälliges nicht haben, und da hätte ihm denn doch wohl schon beim Anlegen des Anzugs etwas davon einfallen sollen. Dies ist angeblich nicht geschehen. Die nächstliegende Erklärung bleibt also nur die, dass Goethe sich nachträglich eine vermeintliche Vision von vor neun Jahren oder wenigstens die Details zu einer solchen Halucination eingebildet habe. In der That kommt nicht selten das Gehirnphänomen vor, dass Jemand meint, was ihm jetzt begegne, sei ihm schon früher einmal auf dieselbe Weise vorgekommen. Die von uns schon früher gekennzeichnete besondere Verfassung der Phantasie Goethes und dessen verstandeswidrige Leichtgläubigkeit machen seine Meinung auch in diesem Fall nur zu erklärlich. Glaubte er doch auch allen Ernstes an eine Weissagungsgabe seines Grossvaters, von dem er beifällig allerlei dahin gehörige Vorkommnisse erzählt! Auch mag der betreffende Aberglaube sammt manchem andern als Familienerbstück auf unsern Dichter übergegangen sein.

10. Man hat Goethelectüre als einen Ersatz des abhandengekommenen Religionsglaubens neuerdings empfohlen. Die Komik einer solchen Empfehlung wird nur noch von der Unwissenheit überboten, auf der sie beruht. Aus Goethes eignem Bericht, den er bei Gelegenheit seines oben erwähnten Dämonischen von seinem Verhalten zur positiven Religion giebt, kann man handgreiflich ent-

nehmen, wie unselbständig er den verschiedenen religiösen Eindrücken je nach Zeit und Umständen unterlegen habe. Veranschlagt man nun noch seine Zuthat von eigner Liebhaberei, nämlich sein sogenanntes Dämonische und die andern Aberglaubensartikel, namentlich aber seine alte Neigung für die Erzählungen von angeblicher Magie, so kann man bezüglich der Natur- und Weltanschauung bei ihm doch wohl Nichts weniger als die Freiheit von Phantasmen rühmen. Grade er ist unter den zwei oder drei deutschen Hauptdichtern derjenige, welcher dem gemeinen Zauberspuk am nächsten steht und sich grade die thatsächliche Natur mit ihm verwebt gedacht hat. Allerdings ist dies kein Vorwurf, der ihn allein träfe. Im Gegentheil hat er, wie in der eigentlichen Religion, so auch in seiner besondern Mystik sich vorzugsweise aufnehmend und nachgebend verhalten. Vor und neben ihm war beispielsweise der von den deutschen Professoren für ein Nonplusultra von philosophischer Kritik ausgegebene Königsberger Professor Kant eine Art kritischer Swedenborgianer, der schliesslich auf seine halb rationelle Weise die Swedenborgische Mystik ins Metaphysische und Scholastische seiner sogenannten Vernunftkritik übersetzte. Daran schlossen sich dann noch weit tollere Ungeheuerlichkeiten, ja Charlatanerien der Schelling und Hegel, sowie überhaupt der damals aufkommenden und mit Goethe zeitgenössischen Gruppe von Metaphysikern. Grade auch der übrigens ehrlichere Schopenhauer muss hier erst recht genannt werden; denn er ist stets völlig offen und sichtbarlich zauber- und hexengläubig gewesen. Hexenglaube und Traumdeuterei sind ausgesprochenermaassen für ihn, wenn auch nicht in allen Fällen, so doch öfter Wahrheiten und sollen einen begründeten Kern haben. Ueberdies ist sein System auch nur eine Art Zauberglaube.

So muss man sich denn die ganze geistige Atmosphäre von damals, auch soweit sie sich philosophisch zur Religion etwas freier verhalten wollte, als eine nicht wenig benebelte und von wankigen Gestaltlosigkeiten erfüllte denken. Bei allen diesen Leuten trieb Subjectives und Objectives durcheinander und mischte sich das traumhafte Verhalten mit wenig Wirklichkeitssinn. Grade weil die positive Religion stark in der Auflösung begriffen war, erklären sich diese trüben Mischungserzeugnisse von allerlei losgebundenen, sei es systemzimmernden, sei es zerstreut hervortretenden Aberglaubensartikeln. In dieser Luft lebte Goethe und hatte noch obenein Neigungen, die nicht grade den noch verhältnissmässig besten Bestand-

theilen dieser Luft verwandt waren. Rationell kritischen Geist, (etwa auch nur annähernd im Sinne eines Voltaire,) trifft man daher bei Goethe nicht an. Ebensowenig hatte er (in irgend welcher Beziehung) charaktervolle Ueberzeugungen. Wie in Träumen die Gestalten sich hinmalen, so zeichnet er auch (je nach Neigung) die verschiedensten Bilder. Sein Formtalent konnte sich hierin ergehen, hatte aber nichts mit verstandesmässiger Kritik und nichts mit Sinn für abschliessenden Zusammenhang und rationelle Haltung zu schaffen.

Wie es ihm in Religion und Philosophie ging, so ungefähr musste es ihm auch mit der Kunsttheorie gehen. Hier musste grade er am meisten den philologischen Einflüssen der classischen Alterthümler anheimfallen, (von denen damals die Lehranstalten Deutschlands noch ausschliesslicher beherrscht wurden, als es noch ein Jahrhundert später der Fall war.) Goethes Bildung theilte sich, (wie die der meisten damaligen Literarpersonen,) noch einigermaassen zwischen den zwei (von uns schon oft bezeichneten) autoritären Quellen. Sie entsprang etwa zu einem Drittel aus der gemeinen Volkserziehung, (d. h. aus den hebräischen Urkunden,) und etwa zu zwei Dritteln aus der höhern Schulung durch die antiken sogenannten Classiker. Später bildete sich Goethe selbst immer mehr an der griechischen Belletristik fort, theils weil ihm die seit lange überlieferten Schlagwörter der Philologen (auch aus dem zeitgenössischen Treiben) immer stärker in die Ohren drangen, theils weil er in den Stücken der Griechen etwas fand, was seinem Sinn für Glätte und Verhüllung zusagte. Man bedenke nur die damalige Herrschaft der Universitäten und ihrer Kreise, (bei denen zu jener Zeit das Monopol der höhern Bildung noch ganz unangegriffen bestand,) und man wird sich nicht wundern, dass eine so geschmeidige Natur (wie die Goethes) mit dem Strome schwamm. Konnte doch selbst Schiller, (der kräftiger angefangen hatte,) den Glättungswendungen und dem philologischen Sirenengesang von der Herrlichkeit des Antiken nicht widerstehen! Indem er sich einigermaassen weimarisiren liess, gerieth auch er immer tiefer in den griechischen Classicitätswahn hinein, (und wenn dieser bei ihm sich nicht in gleichem Maasse nachtheilig erwies, wie bei Goethe, so lag dies darin, dass er von vornherein etwas naturwüchsige dramatische Kraft selbständigerer Art zur Verfügung gehabt hatte.)

Man war von Shakespeare ausgegangen, (und der Grund dazu war das Echo, welches von der Auffrischung des grossen Drama-

tikers in England her nun auch in Deutschland erschallte. Der Umstand, dass Wieland eine Uebersetzung Shakespeares lieferte, gehörte mit zu jenem Echo, setzte aber schon voraus, dass bei den Deutschen ein Interesse für Shakespeare bereits rege geworden. Die Thatsache, dass sogar der Theaterliterat Lessing, dessen Theaterberichte sich doch nur mit namenlosen und nichtsnutzigen Fabrikstücken des Tages befassten, sich gelegentlich auch einmal genöthigt sah, an Shakespeare zu erinnern, zeugt für die Macht, zu welcher die von England herüberkommende Strömung schon angeschwollen war. Die leichthin nur streifende Weise, wie er dies that, verbunden mit dem sichtlichen Mangel eines Gefühls für die Shakespearesche Kraft, bekundet nur zu deutlich, dass der theaterberichtelnde Hebräermischling eben nur etwas zur vollendeten Thatsache Gewordenes mitbeachten zu müssen glaubte. In seiner sogenannten Dramaturgie, d. h. in jenen zerstückten, nach Vermiethungsvertrag gelieferten Hamburger theatralischen Aufführungsglossen, eine erhebliche Bekümmerung um Shakespeare und ein Verständniss für dessen dramatische Kraft voraussetzen, heisst einem Märchen folgen, welches die Judenreclame zur Verherrlichung des Judenanwalts Lessing seit länger als einem Jahrhundert in Umlauf gesetzt hat und darin zu erhalten sucht.

Durch das Medium dieses Lessing war es auch hauptsächlich, dass sich das antike Philologisiren vermittelst jüdischer Marktreclame bereits ein wenig breit gemacht hatte, als Goethe noch in jungen Jahren war und sich noch erst zum Classisiren zu entwickeln hatte. Der zehn Jahre jüngere Schiller fand vollends den künstlich gemachten Lessingschen Ruf bereits vor und gerieth ebenfalls einigermaassen auf Abwege. Den Philologen und Universitäten war es genehmer, dass die Alten, als dass Shakespeare cultivirt würde. Lessing, der sich mit der bekannten kurzsichtigen Manier der Judengeschäftlichkeit an die äusserlich am meisten einflussreiche Autoritätsherrschaft anpasste, spielte mit seinem Hin- und Herglossiren über zwei Aristotelische Zeilen oder vielmehr zwei Aristotelische Wörter den Halbphilologen und wurde so ein Liebling der Universitätspedanten. Diese waren froh, dass ihnen Lessing und die übrige Judenschaft ein wenig aus ihren gelehrten Höhlen auf den Markt verhalf und ihnen die antiken Kleider unter die Leute brachte. Lessings ausdrückliches Bekenntniss zum Glauben an Aristoteles war bei den deutschen Universitäten, die noch äusserst rückständig geblieben, ein entscheidender Promovirungsgrund, und so vereinigte

sich das Interesse der Wortgelehrten mit demjenigen des Judenthums, um den in Rücksicht auf Wissenschaft und Aufklärung recht tiefstehenden Lessing zu einem ansehnlichen Etwas aufzublasen.

Berücksichtigen wir von dieser aufgepusteten Blase auch nur diejenige Portion Wind, die äusserlich noch am ehesten ein klein wenig Scheinbarkeit für sich haben könnte, so sollte Lessing ihr zufolge doch wenigstens ein grosser dramatischer Kritiker sein und, wie es nachher üblich wurde zu colportiren, eine Lehre vom Drama geschaffen haben. Nun, wenn jene zwei Aristotelischen Wörtchen, Mitleid und Furcht, für die Tragödienmacher als Stein der Weisen gelten sollen, dann hat dieser Lessing allerdings den nicht beneidenswerthen Anspruch, ich sage nicht, diesen Stein entdeckt oder auch nur heraufgeholt, wohl aber mit ihm ins Endlose hin- und hergespielt und ihn in unsäglichem Glossenkram umunddummgewälzt zu haben. Kein Wunder daher, dass unter dem Einfluss der Universitätsgelehrten und auch der schon damals vorhandenen Zeitungsjuden die selber kritisch nicht beanlagten Naturen, zu denen Dichter, zumal vorwiegend lyrische Dichter, gewöhnlich zählen, nicht so recht hinter das Umunddumm der marktgängigen Sächelchen kamen und sich wenigstens soviel beeinflussen liessen, um selber an Mitleid und Furcht glauben zu müssen. Wollten sie sich als Dramatiker geltend machen, so bekamen sie es gelegentlich auch mit krittelnden Theaterliteraten zu thun, die von jenem halb philologischen Gesalbader gekostet hatten und ihre Urtheile danach abgaben. Auch wuchs gegen Ende des Jahrhunderts in Deutschland der Philologeneinfluss, so dass es nicht überraschen kann, dass Goethe und Schiller gar selber darauf verfallen sind, die Poetik des Aristoteles vorzunehmen, und dass sie, was mehr schaden musste als die defecten und platten Aesthetikscholastica des Aristoteles, den Stücken und Antecendentien der griechischen Bühne zuviel Mustergültigkeit einräumten.

11. Es nimmt sich sonderbar aus, dass erst Shakespeare und dann die Alten Vorbilder sein sollten. In der That kamen aber Beide nacheinander an die Reihe. Erst überliess sich Goethe der Nachahmung der Engländer und dann derjenigen der Griechen. Das Seltsame aber ist, dass in der Theorie Beides mit einander verträglich bleiben sollte. Unser Dichter hörte nämlich auch in seinem schon ziemlich spät fallenden Roman Wilhelm Meister nicht auf, gar viel über Shakespeare zu reden und des Langen und Breiten auf untergeordnete Einzelheiten von dessen Stücken einzugehen.

Wäre nun der Eingenommenheit für Shakespeare auch ein verwandtes Verständniss gleichgekommen, so würde das antike Classisiren, wie es sich z. B. äusserst markirt in der Thatsache des Iphigeniastückes vertreten findet, nicht möglich gewesen sein. Beide Dinge sind nun einmal unvereinbar. In Shakespeare sind erhebliche Ansätze des modernen Völkergeistes vorhanden, und das Heldenthum hat dort etwas Kräftigeres als bei den weinerlichen Griechen. Die Form aber ist, wenn auch noch etwas wildwüchsig, so doch wenigstens frei und kühn, nicht aber nach einer Schablone oder einem rituellen Herkommen zugeschnitten. Am fernsten aber stand sie jeglicher Scholastik des Aesthetischen, und die Mitleidsscholastik wird wirklich heldenhaften Gestalten Shakespeares gegenüber noch mehr zur Caricatur, als sie es schon ohnedies ist. Wenn nun trotzdem Shakespeare und die Griechen zusammen maassgebende Autoritäten sein sollten, so war dies nur vom Standpunkt dramatischer Gestaltlosigkeit denkbar. Ebenso erklärt dieser Standpunkt, wie die Forderung der Mitleidserregung dem Dichter als zulässig erscheinen konnte. Unzulänglichkeit zu charaktervoller dramatischer Gestaltung musste sich mit Autoritätsglauben verbinden, um die Anfüllung des Geistes mit so ungleichartigen und unverträglichen Bestandtheilen zuzulassen. Ueberhaupt muss es auffallen, dass man nur die Autoritäten häufte oder wechselte, niemals aber in dramatischer Hinsicht zu einem völlig eignen Maass für das Heldenhafte und dessen Darstellung gelangte. Dieser Umstand zeigt die ganze dramatische Subordination, in der sich Goethes Versuche bewegt haben.

Das Faustspiel gehört nicht hieher, weil es, wie oben auseinandergesetzt, als kein eigentliches Drama gelten kann. Es ist ein Zusammen von lyrischen Partien und von vereinzelten Bildern, und seine dramatische Gestaltlosigkeit zeigt sich vollends im zweiten Theil schon auf den ersten Blick. Nehmen wir daher für eine eigentliche Tragödie den Egmont als Beispiel. Schon die Wahl des Stoffes war keine glückliche; denn der Graf Egmont der wirklichen Geschichte hatte nichts erheblich Heldenhaftes an sich. An seinen Namen knüpft sich keine Handlung, sondern mehr ein Sichgehenlassen. Er wurde das Opfer einer auswärtigen Macht, weil er im kurzsichtigsten Eigeninteresse annahm, mit dieser sich stellen und zugleich sich als einer Derjenigen feiern lassen zu können, auf welche Land und Nation bei ihrem Streben nach Abschüttelung des fremden Jochs rechnen zu dürfen glaubten. Solche Doppelpositionen führen zum Untergang und haben keine besondere Theilnahme zu

beanspruchen.) Es liegt in ihnen nichts weniger als irgend ein Zug von Heroismus. Weder Willenskraft noch Verstand haben bei ihnen etwas zu bedeuten. Nun hat Goethe aber nicht einmal den geschichtlichen Egmont dargestellt, sondern, (wie schon Schiller richtig bemerkte,) etwas Schlechteres daraus gemacht. Er hat dem geschichtlichen Namen einen völlig leichtsinnigen, verliebten Lebemenschen untergeschoben, der, (wenn man ihm am politischen Himmel ein drohendes Unwetter zeigt, das auch ihn treffen muss,) flugs zu seinem Mädchen läuft, um die lästige Anwandlung von Sorge in Liebe und Tändelei zu ersticken. Handlung des Helden ist in dem Stück so gut wie keine, wenn sie nicht etwa darin bestehen soll, dass er in eine ziemlich plump gestellte Falle geht. Mit dem Leichtsinn und mit der Unklugheit wird man aber doch wohl nicht sympathisiren sollen? Vielleicht hat Goethe sich gedacht, dass die Hinrichtung doch wohl Mitleid erregen und daher eine gute Tragödie verbürgen müsse. Allein Mitleid mit einem Helden, das ist doch ein Widerspruch. Wer wirklich ein Held ist, erregt in denen, die ihn zu fassen vermögen, eher alles Andere als Mitleid. Ich will nicht behaupten, dass hier bewussterweise (bei Goethe) allein dem Aristotelischen Wörtchen (oder diesem auch nur vorzugsweise) geopfert worden ist. Wohl aber lässt sich nicht verkennen, dass derartige verkehrte und nachlässige Kunsttheoremchen die Dichter, (die theoretisch keinen eignen Leitfaden hatten,) darin bestärken mussten, in dramatischer Stoffwahl und Ausführung allerlei Fehlgriffe zu thun.

Von der Aristotelischen Ueberlieferung (über die angeblichen Erfordernisse einer Tragödie) war und ist nichts weiter völlig verständlich, als dass (bei den Zuschauern) Mitleid sich regen soll; denn der Sinn der (als Zubehör hinzugefügten) Furcht - kann wohl durch Schlüsse allenfalls ergänzt werden, - bleibt aber (in jenem Zusammenhange selbst) für immer unbestimmt und unklar. Uebrigens soll der Held (nach dem Herzen des Aristoteles) nicht ganz gut und auch nicht ganz schlecht sein, (also eine schöne sittliche Mitte zwischen gut und schlecht einhalten,) damit sein Untergang nicht als unverschuldet erscheine und wir ihn noch bemitleiden können. Aus solchem Holze werden die Dichter nun sonderbare, (nämlich in Wahrheit erbärmliche) Helden schnitzen, (und auf unser Erbarmen ist es ja auch bei Freund Aristoteles abgesehen.)

Noch deutlicher (als aus den eignen Stücken Goethes) kann man dessen schwache dramatische Seite aus seiner Auffassung von Shakespeares Hamlet (im Wilhelm Meister) kennen lernen. In diesem

Roman, durch den sich die theatralischen Interessen fast wie durch einen blossen Theaterroman hinziehen, will sich der Held den Charakter Hamlets dadurch entwerfen, dass er im Stücke alle Spuren seiner Beschaffenheit aufsucht, wie diese vor dem Erwachsen der Racheaufgabe gewesen sei. Da macht nun Goethe aus diesem vortragischen Hamlet einen jungen Mann nach seinem eignen Herzen. Er sagt wörtlich: „Ohne irgend eine hervorstechende Leidenschaft war seine Liebe zu Ophelien ein stilles Vorgefühl süsser Bedürfnisse.“ Nun, das süsst sich doch etwas zu sehr; aus dem Kopf und der Brust eines Shakespeare konnte so ein süsser Hamlet nicht entspringen. Der britische Dichter hat ihn von vornherein zum Träger alles Unwillens und Unmuths gemacht, dessen er selbst fähig war. Der Verfasser des Faust hätte doch also wohl erkennen sollen, dass Shakespeare im Hamlet auf die ihm eigne Weise einen ähnlichen Zweck hatte, wie der deutsche Dichter mit seinem Zauberdoctor. Shakespeare wollte etwas von sich selbst hineinlegen und viel von den Gemüthsregungen und Gedanken verkörpern, von denen er sich der Welt gegenüber ergriffen fand. Goethe hätte also sehr wohl seine Faustideen mit dem Shakespeareschen Hamlet vergleichen und bemerken können, wie der letztere ein wirkliches Drama sei. Statt dessen macht er Hamlet im Charakter zu einer Art Goethe und zwar nicht einmal einem Goethe von der Faustischen Species, sondern mehr von jener zuckerhaften und Alles schönmachenden und schönfindenden Seite, die nicht blos im Verfasser des Wilhelm Meister, sondern auch wohl im Gesammtgoethe des thatsächlichen Lebens überwogen hat.

So Etwas erklärt sich nur, wenn man bedenkt, was die Menschen ihrem eignen Wesen und was sie den mehr von aussen kommenden Erschütterungen verdanken. Im ersten Theil des Faust hat Goethe hin und wieder einige Kühnheit und bekundet mehrfach einen bedeutenden Dichteraufschwung. Jedoch erinnere man sich hiebei, dass in jener Zeit des Entstehens dieser Dichtung von aussen viel Sturm und Drang herankam, und dass die Rückwirkung in Goethes Wesen der Art dieser geistigen Erschütterungen einigermaassen entsprechen musste. Als die bewegenden Ursachen mehr zurücktraten und die geistige Luft anfing, eine andere zu werden, musste auch die fragliche Art stärkerer Gegenregungen fortfallen. Goethes nichts weniger als kühne Art und Weise musste ungemischter, oder doch wenigstens nur von stilleren Erregungen bestimmt, seinem vorwaltenden Wesen gemäss hervortreten, und

vollends konnte in spätern Jahren eine eigentliche Aufrüttelung nicht mehr platzgreifen.

Eine kleine Anzahl Weimarer Jahre genügte schon, die kräftigeren Anregungen, die der junge Mann früher von aussen erfahren hatte, fast gänzlich aufzuheben. Was er Stärkeres gefühlt und gedacht, ging zwar, wenn es bereits niedergeschrieben war, einigermaassen mit dem ehemaligen Gepräge in die spätern Veröffentlichungen über. Die Veröffentlichungsjahre dürfen uns aber, wie spät sie auch fallen, nicht über die zeitliche Verschiedenheit und Ungleichartigkeit des Inhalts täuschen. Beispielsweise erschien der vollständige erste Theil des Faust erst im neuen Jahrhundert und zwar ein paar Jahre nach dem Tode Schillers, als Goethe schon am Ende der fünfziger Lebensjahre war. Allein schon in den Dreissigern hatte er aufgehört, in einer etwas kräftigeren Art zu produciren. Der Sturm, der von der geistigen Luft Frankreichs her und namentlich auch durch Rousseau in Deutschland erzeugt worden war, schüttelte ihn nicht mehr, und die selbstgewählte, seinem Wesen angemessene Weimarisirung trieb ihn immer mehr in italienische Reise- und antike Kunstspielerei.

Eine Probe für Letzteres ist sein Iphigeniastück. Hier war es sogar eine schwächere Production der Alten, der er nachdichtete. Die Fabel von der nicht wirklich geopferten, sondern nach Tauris geretteten Iphigenia gehört der Zeit an, in welcher sich die Griechen bereits ihrer früheren Menschenopfer schämten und sie aus ihrer Vergangenheit nach Kräften wegdichteten. Auch hatte sich schon eine gewisse raffinirte Sentimentalität entwickelt, für welche die Erkennungsscenen, wie die zwischen Orest und Iphigenia, gefundene Mahlzeiten waren. Euripides ist nun im Gegensatz zu Sophokles schon Vertreter der künstlich gesteigerten Uebergefühligkeit. Ueberdies musste ihm die Athenisch patriotische Wendung, die er am Schluss seines Stückes gebrauchen konnte, nicht wenig zusagen. Bei ihm ist es Athene aus der Maschine, welche auf Tauris den Knoten löst und Alles zur Verherrlichung Athens wendet. Der deutsche Dichter konnte sich nun wohl den antiken Stoff, aber nicht zugleich die Interessen des antiken Publicums herbeiholen. Auch war er doch noch etwas Germane und überdies mehr in Weimar als in Athen zu Hause. So machte er denn einen Schluss, in welchem der gefährliche Appell der Iphigenia an die Grossmuth des Barbarenkönigs sich wirklich recht seltsam ausnimmt, und bei welchem überdies Herausforderungen zum Zweikampf vom alten germanischen Aussehen eine Rolle spielen.

12. Schliesslich ist das Ergebniss, dass sich Goethe in dem, was er nicht verstand, von allen Tagesströmungen, ja sogar von der Romantik ein wenig anwandeln liess, wenn er es auch nicht wahrhaben wollte. Der obenerwähnte greisenhafte Schluss des Faust, sowie überhaupt der ganze Inhalt des zweiten Theils ist Zeugniss genug dafür, dass Goethe das Ungleichartigste und Widersprechendste in sich versammeln zu müssen meinte. So gedachte er nämlich, auch Alles um sich zu versammeln und das Publicum aller Richtungen anzuziehen. Er wollte Jedem Etwas bringen, und so gab es auf seiner Tafel von allerlei Gerichten, aber leider auch von so unverträglichen, dass sie weder von ihm noch von Andern zusammen verdaut werden konnten. Die poetische Indigestion sollte aber durch den Schleier der Dichtung verdeckt und durch das in Geheimnisskram sich üppig ergehende mystificatorische Spielen mit dem Publicum weniger merklich werden.

Diese mangelhafte Seite Goethes gilt aber, wie gesagt, nur von dem, was er nicht verstand und wo er nicht sein eigenwüchsiges Talent, nämlich das zur Gelegenheitslyrik, in reiner Absonderung bethätigte. Nur in letzterer Beziehung war er ein auf sich selbst gestellter Künstler, während er in allem Uebrigen diejenige Gemischtheit an sich hatte, welche eine Folge der Abhängigkeit von widersprechenden Ausseneinwirkungen ist. Hieraus erklärt sich auch das eigenthümliche und nicht allzu wahre Verhalten zu andern Dichtern, die in ihrer Art kräftiger und jedenfalls offener waren als er. Goethe liess zwar sittlich für sich so ziemlich Alles gelten, forderte aber, wie es für seine gemischte und unselbständige Art passte, stets Abschleifung, Glättung und ganz besonders Verschleierung. Auch wollte er den Vornehmen noch mehr im Sinne eines herzoglichen Bediensteten, als schon ohnedies im Sinne eines Künstlerprimas spielen. Ein kleiner Vorfall mit Bürger ist hier kennzeichnend. Diesen empfing er „steif und kalt“, so dass der Dichter vom Kaiser und Abt oder, wie er gewöhnlich heisst, der Dichter der Lenore sich für diese Benehmungsart zu einigen Gedenkversen aufgelegt fand. Darin heisst es: „Den edlen Künstler wollt' ich sehen Und nicht das Alltagsstück Minister“, und der Schluss enthält die nur zu volksthümliche Verwünschung: „Hol' ihn der Kukuk und sein Küster“. Es war indessen Bürger schon ganz recht. Was suchte er auch einen Sänger, der „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet“, im Vogelbauer zu Weimar! Dazu hatte Goethe das Gedicht vom Sänger nicht gemacht, damit man ihn beim Wort nähme.

Was Schiller betrifft, so war er in der Mitte der Dreissiger, hatte seine kräftigsten Leistungen hinter sich und bereits viele Gemüther für sich, als Goethe nach der Rückkehr von seiner italienischen Reise die unerwartete Bescheerung vorfand. Ausgesprochenermaassen war ihm damals Schiller „verhasst", weil er gemacht habe, was sich nicht „überbieten" lasse. Er nennt zwar wohlweislich nur die Räuber Schillers als besonderes Beispiel, meint aber dessen ganze bis dahin zurückgelegte dramatische Laufbahn. Auch schaut aus allen diesen Aeusserungen die Eifersucht deutlich genug heraus. Goethe fühlte, dass er den drastischeren Eigenschaften Schillers Nichts entgegenzusetzen hätte, wodurch sie ausgestochen werden könnten. Unter diesen Umständen war das Element von Hass, welches sich in Goethe regte, wenn auch an sich nichts Gutes, so doch bei seinem Charakter etwas Unvermeidliches und Naturgesetzliches. Wäre es dabei geblieben, und hätte sich demgemäss die Abgeneigtheit auch öffentlich zur feindseligen Rivalität entwickelt, so würde die deutsche Literatur dabei gewonnen haben. Statt dessen kam es zwischen beiden Dichtern zu einem anscheinenden Freundschaftsverhältniss, welches nicht wenig dazu mitgewirkt hat, das letzte Jahrzehnt Schillers zu weimarisiren und dessen kräftigere Anlagen niederzuhalten. Die von Goethe geleitete Localbühne konnte für Schiller nicht gleichgültig sein, und dieser musste sich mehr anbequemen als ihm gut war. Goethe aber erhielt Gelegenheit, gegen das, was ihm an Schiller verhasst und gefährlich war, nach Kräften abschwächend einzuwirken. Man thut Unrecht, von dem Verkehr zwischen beiden Dichtern als von einer wirklichen Freundschaft zu reden. Er beruhte allerdings auf gegenseitigen Bedürfnissen, aber auf ziemlich äusserlichen. Das nahe örtliche Beisammensein und die Nothwendigkeit für Beide, sich dabei irgendwie zueinander zu stellen und auf demselben Schauplatz eine Art des Nebeneinanderexistirens möglich zu machen, hat auch diese ungleichartige Verbindung in Gang gebracht. Ein unklares und namentlich auf Goethescher Seite auch ziemlich unwahres Verhältniss ist diese sogenannte Freundschaft sammt zugehörigem voluminösen Briefwechsel ohne Frage gewesen. Ich für mein Theil ziehe die offene Feindschaft, die sich zwischen Voltaire und Rousseau entwickelte, solchen freundlich feindlichen Beziehungen vor.

Was Goethe, namentlich nach Schillers Tode, über diesen dichterisch oder prosaisch von sich gegeben hat, lässt nur zu deutlich eine doppelte Bestrebung durchblicken. Einerseits musste der

Begeisterung des Publicums für Schiller Rechnung getragen und andererseits sollte alles das verworfen werden, woran Goethes Ueberlegenheitsanspruch sich stiess. Die Aeusserungen sehen nur zu oft nach einem poetischen Patronat aus. Dies ist sogar in dem Goetheschen sogenannten Epilog zu Schillers Glocke der Fall. Dieser giebt sich als ein Verherrlichungsgedicht für den Todten, vergisst aber nicht, den Ton darauf zu legen, dass Schiller sich gefügt hätte, besonders in den Versen: „Er mochte sich bei uns, im sichern Port, - Nach wildem Sturm - zum Dauernden gewöhnen". Nun, weder der Hafen war sonderlich sicher; — denn Schiller war vor Existenzschwierigkeiten dort keineswegs geborgen; — noch ist vorzugsweise das Beste an Schiller da zu suchen, wo Goethe es wünscht. Die wahre Ueberlegenheit Schillers liegt grade da, wo noch etwas von den drastischeren Eigenschaften übrig blieb, die einem Goethe „verhasst" waren und sein mussten.

Um indessen nicht blos die verneinende Hauptsache, sondern auch einen bejahenden Nebenpunkt zu berühren, so heisst es in dem erwähnten Gedicht über Schiller: „hinter ihm, in wesenlosem Scheine, Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine". Dies ist gewissermaassen eine Wahrheit und sogar soweit das „uns alle" reicht, nämlich für die Weimarer und Goethe, eine volle und ganze. Wenn sich Goethe nicht ausschliesst, so muss man das nicht als hohle Redensart oder Höflichkeit, sondern ihn grade hier ernstlich beim Wort nehmen. Freilich sollte das „hinter ihm" zugleich ein versteckter Ausfall auf Schillers noch nicht weimarisirte Zeit sein; aber der ungeschickt gewendete Speer kehrt sich unversehens gegen den Wurfschützen selbst. Von dem, was auch ihn „bändigt", werden wir bald in seinem Urtheil über Byron handgreifliche Proben erhalten, wenn es sich auch ohnedies von selbst versteht, dass Elemente des „Gemeinen" auch sonst, - und sogar in übrigens guten lyrischen Piécen, - nichts weniger als gefehlt haben.

13. In dem Helenaact des zweiten Theils von Faust wird - unter dem Namen Euphorion - der grosse britische Dichter Byron eingeführt und unter dem Anschein des Lobes thatsächlich herabgewürdigt. Zunächst wird er zum Sohn Faustens und der Helena gemacht; allein Byron würde sich, falls er noch gelebt, für das geistige Sohnsein von Goethe energisch bedankt, - oder es würde vielmehr Goethe bei seinen Lebzeiten nicht den Muth gehabt haben, ihn zu adoptiren. Die Züge, die Byron von Goethe untergeschoben werden, sind ebenso falsch, als die ganze postume Patronage an-

maassend ist. Byron wird sozusagen von der Knabenzeit bis zu seinem Tode in Griechenland begleitet und gehofmeistert. „Nur mässig! mässig! Nicht ins Verwegene!“ — das ist Faustens Zuruf, versteht sich des Weimarer Faust. O hätte sich doch Byron auch weimarisiren lassen, setzen wir in Goethes Sinne hinzu, dann wäre doch nur verschleierte und beschönigte Unsittlichkeit, nicht aber ein offenes Umspringen mit der herrschenden thatsächlichen Unsittlichkeit in Frage gekommen. In einer Besprechung des Byronschen Hauptwerks, des Don Juan, nannte Goethe seinen Inhalt das „Unsittlichste, was jemals die Dichtkunst vorgebracht“, bezeigte sich aber doch zugleich privatim und für engere Kreise danach einigermaassen lüstern. Eine Uebersetzung könnte gemacht, sollte aber deswegen noch nicht gedruckt werden. An diesem Wunsche erkennt man den ganzen Goethe: Für den Kreis der Eingeweihten, d. h. für die sich im Geheimen Alles gestattende Clique, solle der britische Dichter existiren, aber nur nicht für das deutsche Publicum überhaupt. In der That war Byron noch sittlich zu gut dafür, um in dieser Hinsicht von einem Goethe eine andere Würdigung als eine Herabwürdigung erfahren zu können. Er war kein Vertuscher und Beschöniger; er deckte die Schäden der Gesellschaft auf, während Goethe sie zugedeckt zu halten suchte. Praktisch aber hatte er sich nur vollen und ganzen Handlungen offen hingegeben, wo Goethe entweder in der Vorhalle zweideutiger Halbheiten verblieb oder seine wirklichen Acte hinter Dämmerung und Nebeln versteckte. Byron missbrauchte die Dichtung nicht als einen Schleier, sondern gebrauchte sie im Gegentheil, um zu entschleiern und zu demaskiren.

Dies ist es denn auch, was unsern Goethe so unangenehm berührt hat, ja ihm noch mehr verhasst sein musste, als der vorweimarische Schiller. In jener Faustischen Hofmeisterung Byrons wird diesem vorgeworfen, er habe sich gewaltsam mit Sitte und Gesetz entzweit. Nun ist aber grade sein Bruch mit der heuchlerischen englischen Gesellschaft ein Verdienst, und ohne diesen wäre es zur besten Seite seiner Poesie nicht gekommen. Die vornehm übertünchte Unsitte war bei den Gegnern Byrons. Auch hat dieser beispielsweise nie etwas durch Halbverhüllung so widerwärtig Unsittliches und zugleich so Albernes geschrieben, wie es schon das ganz kleine Gedichtchen vom jungen Goethe ist, welches sich „Brautnacht“ nennt. In diesem liegt der falsche ungesunde Reiz darin, dass so gethan wird, als habe die Lüsternheit, die darin in ziemlich gemeiner Art ihren Ausdruck findet, noch etwas ganz Be-

sonderes zu verdecken. Dieses Beschönigungsbedürfniss entspringt sozusagen aus einem übeln geschlechtlichen Gewissen, also aus einem Stück Unnatur, durch welches die Unbefangenheit widerlich aufgehoben wird. Byron ist im Gegensatz zu solchen Manierchen ein wahrhafter Mann; aber eben deswegen kann er auch den Beifall Goethes nicht haben. Trotz allen Lobes, mit dem ihn Goethe nothgedrungen ebenfalls heimsucht, wird er doch immerfort mit erniedrigenden und oft so gemeinen Zügen gemalt, dass diese nur aus der Natur des Malers erklärlich sind.

Einer dieser Züge ist die Mädchenjagd, die Goethe seinen Euphorion-Byron, und zwar nur halb bildlich und allegorisch, halb aber in eigentlichster Weise anstellen lässt. Bei dieser wird Byron eines der niedrigsten geschlechtlichen Raffinements angedichtet und zwar besonders in den Worten: „Schlepp' ich her die derbe Kleine Zu erzwungenem Genusse" u. s. w. So Etwas mag wohl für die privatistisch eingepferchte, kleinstaatliche Ausschweifungsdomäne zu Weimar besondern Reiz gehabt haben; aber es gehörte wahrlich nicht einmal ein Charakter grossen Stils, wie der Byrons, dazu, um sich über der Region solcher ärmlicher Stimulationen zu halten. Für Goethe ist es aber eine Selbstkennzeichnung, dass er in seiner zwitterhaften Mischung von Bildlichem und Eigentlichem mit Behagen Derartiges gegen seinen Concurrenten einzustreuen vermochte. Die Goethomanen oder, gröber deutsch geredet, die Goethenarren haben schon bei dessen Lebzeiten und nicht erst jetzt ihrem Götzen dadurch zu dienen vermeint, dass sie dreist behaupteten, an Kunst und Künstler dürfe man nie einen Sittlichkeitsmaassstab anlegen. Das ist freilich eine grundverkehrte Vorschrift; aber am meisten komisch macht es sich, dass Goethe selbst sie nie eingehalten, sondern in seiner Weise immer den Sittlichen gespielt und dies, wie erwähnt, namentlich Byron gegenüber gethan hat.

Sicherlich kann die blos künstlerische Form, wie etwa das Metrum oder eine gewisse Gewandtheit im Gebrauch der Sprache, auch ausser Zusammenhang mit dem Charakter, etwas bedeuten, wie ja rund und eckig, blau und grün an sich mit dem Sittlichen nichts zu thun haben. Abstracte Eigenschaften eines Kunstwerks von formeller Natur mögen daher bisweilen ganz isolirt zu beurtheilen sein, obwohl auch schon in dieser Beziehung genug Zusammenhang mit dem Charakter in Frage kommen kann. Schon der blosse Gang und die blosse Haltung eines Menschen verrathen oft genug nicht wenig von seinen sittlichen Eigenschaften; ähnlich

können es Gang und Haltung von Versen und von Prosa thun. Wo es sich aber nicht um gesonderte Eigenschaften, sondern um das Ganze eines Kunstwerks oder gar um die gesammte künstlerische Thätigkeit eines Menschen handelt, da sind die Fragen nach dem sittlich Guten, ja auch nach dem wissenschaftlich Wahren ebenso sehr am Orte, wie die nach dem ästhetisch Richtigen und dem formell Schönen. Wenn also Goethe selber auch bei Dichtern eine Abweichung vom Sittlichen tadeln zu müssen glaubte, so lag der Fehler nicht im Princip, einen solchen Maassstab anzulegen, sondern in der schlechten Beschaffenheit des persönlichen Maassstabes, den Goethe handhabte. Dieser Maassstab war das äusserlich durch Vertuschung sogenannte Anständige und die Anschliessung an die Beschönigungsconventionen der vornehmen, halbvornehmen, zum Theil auch bürgerlichen, jedenfalls aber sittlich nicht wenig heuchlerischen Welt. In diese Welt schleuderte Byron mit seinem Don Juan, wo nicht zündende, doch wenigstens erhellende Blitze, und hierin bestand das sittlich Gute, welches mit der Thatsache aussöhnt, dass dabei auch Bilder von sittlicher Ausweichung entrollt werden. Diese Bilder sind für gute und gesunde Naturen nicht im Entferntesten so störend und für unsichere Gemüther bei weitem nicht so gefährlich, wie die entsprechenden Goetheschen.

Da einmal Goethe selbst den Vorwurf der Unsittlichkeit gegen Byron erhoben hat, so wollen wir näher zusehen, wie in Byrons Namen darauf die gebührende Antwort ausfallen müsste. In den Dichtungen des Briten findet man nicht jenes treulose oder beschönigte Verlassen, durch welches dann die Mädchen unglücklich werden. Da ist keine Marianne zu finden, welcher ihr Wilhelm Meister, unter Hinterlassung eines Kindes und unter den ärmlichsten und bürgerlich niederträchtigsten Selbstbeschönigungen seines Schrittes, davongegangen wäre. Man wende nicht ein, dass dieses Davongehen bei Goethe motivirt sei. Der Held oder vielmehr Patron des Romans, sucht freilich Alles von sich abzuwälzen und ein angebliches Missverständniss sowie, neumodisch geredet, die Bourgeoishaltung seiner Sippe verantwortlich zu machen. Darin liegt ja aber grade das Klägliche dieser Wilhelm-Meisterschaft im Romanheldenthum, dass die fragliche Art von Liebe nicht einmal die Kraft hat, ihrem Gegenstand auch nur soviel Gerechtigkeit zu widmen, ihn auch nur ein einziges Mal sich zur Rechtfertigung äussern zu lassen. Uebrigens ist es auch eine starke Zumuthung, dass wir unter den betreffenden Umständen irgend eine Motivirung

gelten lassen sollen. Es lag eben einfach eine Einfädelung vor, die nicht etwa blos, damit der Goethesche Roman einen Fortgang hätte, keine Beständigkeit und Treue zuliess, sondern auch in der Wirklichkeit nach allen socialen Umständen nicht auf so Etwas angelegt sein konnte. Zum Verlassen wäre es in jedem Falle gekommen. Alle Annäherungen von der bei Goethe beliebten Schablone sind von dieser Art. Vorzugsweise ist es, wie hier, so auch sonst, auf gesellschaftlich hülflose Mädchen abgesehen. Diese fallen sozusagen einer Art Faustrecht anheim, wobei freilich das Wort im eigentlichen Sinne noch zu gut ist und im speciell Goetheschen genommen sein will.

Solche Faustmoral war nun nicht die Sache des edlen Byron, der von der Ritterlichkeit die bessere Seite an sich hatte. Bei ihm findet man nicht jene Züge von Prellerei. Die von ihm in die Dichtung eingeführten Mädchen und Frauen sind von selbständigerem Schlage und bei den Vorkommnissen activ betheiligt. Sie wissen, worauf sie sich einlassen, und auf Seiten des Geliebten geschieht Nichts, was gemein wäre oder als Verletzung eines aus der Natur der Liebe folgenden Anspruchs gelten könnte. Bei Goethe sind aber derartige Verletzungen die Regel. Auch hat sich Byron mit seiner Poesie nie in die niedere Region verirrt, wo nichts als einfache Lüderlichkeit von der Art der Goetheschen Philinen waltet. Für den Geschmack an solchen gemeinen Gestalten war Byrons poetische Kunst, trotz mancher lockern Bilder, denn doch zu hoch.

Der Hauptgegensatz, in welchem eine Natur wie Goethe zu der eines Byron stand, fasst sich in die Wörter B e s c h ö n i g u n g und A u f d e c k u n g. Der britische Dichter des 19. Jahrhunderts hat seine Bedeutung durch den Conflict mit dem Lügenhaften in der Gesellschaft. Goethes Art war aber die grade entgegengesetzte; der frankodeutsche Dichter that mehr, als sich den Missständen blos anpassen. Er adoptirte und befirnisste sie, und selbst seine scheinbaren Faustischen Kühnheiten waren, wie gezeigt, weder von der guten und echten Art, noch in sich selbst nachhaltige Wendungen. Die kleine Lyrik — das war noch das Beste; aber mit so Etwas lenkt man in kein neues Jahrhundert ein. Man macht sich wohl um ein Stückchen Sprache und um die feinere Ausdrückbarkeit einiger Empfindungen verdient; aber man fördert das bessere menschliche Selbstgefühl nur wenig. Der Charakter wahrer und grosser Regungen bleibt dabei zur Seite. Dies ist aber nicht das Gepräge der edelmuthvollen und gerechtigkeitsliebenden Geister. Von diesen wen-

deten sich schon im 18. Jahrhundert die erstesten und bedeutendsten, (die wir noch zu behandeln haben,) gegen die Schäden der Gesellschaft, und auch die literarischen Thaten des 19. (mit ihrem Hauptvertreter Byron) erhalten einen überlegenen Werth hauptsächlich insoweit, als sie wirklich und echt auch an der Wahrheit und Gerechtigkeit über und gegen die gesellschaftlichen Zustände theilhaben.

Der Eine (von denen, die wir aus dem 18. Jahrhundert noch in dieser Abtheilung zum Abschluss der älteren Grössengruppe zu kennzeichnen haben,) nämlich Bürger, hätte auch ebensogut vor Goethe, (also an der Spitze der Deutschen,) seinen Platz erhalten können. Indessen stand die gewöhnliche Ueberlieferung dem noch entgegen, (und wir haben unsere eigne Schätzung von dem grossen Liebeslyriker der Deutschen noch erst geltend zu machen.) Ueberdies hätte es Schwierigkeiten gehabt, den Anschein von Patronisirung, (mit dem Goethe sich dem kraftvollen Balladendichter gegenüber maskirte und diesen auch wohl selbst eine lange Zeit täuschte,) von vornherein ohne Weiteres durchschaubar zu machen. (Der oben erwähnte Empfangsvorfall hat zwar auch Bürger einigermaassen enttäuscht; aber) wenn dieser „vor dem hölzernen Minister", (wie er spöttelte,) „den Künstler nicht zu sehen" bekam, so enthielt diese Auffassung doch das nicht ausdrücklich, was uns als der Hauptpunkt erscheint. Sie war noch zu gutgläubig Bürgerisch; (denn der Dichter Goethe streckte den Minister Goethe offenbar auch aus dichterischer Eifersucht heraus. Er hatte sicherlich den Instinct dafür, mit wem er sich auf einem gemeinsamen Boden in eine Unterhaltung einlassen sollte.) Bürger war überdies noch ein Repräsentant edel muthvoller Geister (und das Widerspiel Goethescher Beschönigungssucht sowie aller, namentlich auch der sittlichen Maskenträgerei.) Nicht einmal Schiller blieb (ihm gegenüber) stichhaltig, so dass die Rivalität der zwei Dichtergrössen gegen ihn auch Viel von seiner unzureichenden Würdigung erklärt. Der Neid Jener hat (nicht blos damals, sondern auch in den literarischen Parteifortpflanzungen neben andern Umständen) grade gegen Bürger eine erhebliche Rolle gespielt, und speciell derjenige Goethes ist der gefährlichere gewesen, (weil er sich noch verhältnissmässig am geschicktesten für das Publicum zu verstecken, ja ins Gegentheil zu drapiren verstanden hat.) In der That war es auch keine Kleinigkeit, um die es sich im innersten Kern handelte. Die Hauptstärke Goethes, die kleine Lyrik, hätte sich mit der grossen Bürgers zu messen gehabt, (wenn es einmal ernstlich zu Vergleichungen gekommen

wäre und die Deutschen ihren mächtigsten Liebeslyriker einmal vollständig entdeckt hätten.) Ausserdem wäre der Charaktercontrast gar scharf hervorgetreten. (Wir wollen jedoch nicht vorgreifen, und in der Darstellung zunächst so verfahren, als wenn die gewöhnliche Ueberlieferung den ersten Platz für sich haben müsste, so dass erst Stück für Stück eine richtigere Messungs- und Schätzungsart zu begründen ist.)

Siebentes Capitel.

Die unterschätzte Grösse Bürgers und dessen Annäherung an eine Wirklichkeitsdichtung.

1. Was überhaupt bisher von uns als Literaturgrössen behandelt wurde, gilt allgemein dafür, und nur unsere Darstellung ihres Wesens weicht von der (gemeinen - und in der Gemeinheit auch meist fälschenden) Geschichte ab. Jetzt aber sind wir genöthigt, eine Hauptgrösse einzuführen, die (zwar einen bedeutenden Ruf für sich hat, aber doch in der gewöhnlichen Schätzung) über Gebühr herabgedrückt wurde. Nach unserm Urtheil ist Bürger der wahrste und bedeutendste Liebeslyriker, den die Deutschen, (ja den vielleicht überhaupt das 18. und 19. Jahrhundert zusammengenommen) aufzuweisen haben. Die gleiche Kraft und der gleiche Wirklichkeitssinn, (gepaart mit der gleichen Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit,) sind (in diesem Gebiet, soweit mir bekannt,) von Niemand sonst vertreten. Dies (will aber Etwas sagen und) gleicht die verhältnissmässige Einschränkung des Feldes aus, in welchem sich das Gebiet Bürgerscher Dichtung bewegt hat. Die sonstigen Literaturgrössen haben irgend etwas von universeller Richtung; sie ergingen sich in mehrerlei Gebieten, (die eigentlichen Dichter - beispielsweise seit dem 18. Jahrhundert - neben dem Lyrischen, (was ihnen stand,) auch im Dramatischen, (was ihnen theils nicht, theils nicht sonderlich stand.) Bürger hat dagegen die ganze Kraft seines Geistes auf das Lyrische concentrirt und hiemit das getroffen, was der deutschen Stammesanlage bisher am Meisten gemäss gewesen. Diese Einschränkung sieht nun (für den oberflächlichen Betrachter) wie eine Beengtheit aus, - ja erscheint sogar als ein Mangel, - wird aber (für den überlegenden) zu etwas Natürlichem.

Unserer Lehre (und schliesslichen Kritik aller Poesie) entsprechend hat Bürger unwillkürlich etwas von dem vorweggenommen, was sich in der spätern Völkergeschichte durchsetzen muss. Die Unwahrheiten falscher Convention und falscher Idealität müssen schwinden, vornehm thuende Beschönigungen nach Goethescher Weise und in Schillerscher Art schillernde Verzerrungen des Idealen müssen zurücktreten, um dem „Sohne der Natur" Platz zu machen. Dieser Sohn der Natur kann freilich kein Erzeugniss der rohen Natur sein; er nennt sich nur deswegen Sohn der Natur, weil ihm in der edleren Cultur die alte Grundlage und sozusagen die Souveränetät des Urselbstlichen nicht abhanden gekommen ist. Urselbst, das ist der Volksausdruck Bürgers für das, was wir original und ursprünglich nennen, und was in irgend einer Beziehung Niemandem fehlen darf, der in irgend einer Gattung Geschichte machen soll.

Da es sich bei der Bürgerschen Grösse nicht um eine vollständig anerkannte Thatsache, sondern, grob ausgedrückt, um unsere Satzung handelt, so wollen wir an ein eigentliches Messen gehen und zunächst Bürgers eignes Maass anlegen, weil uns dies als das beste erscheint. Was ein grosser Mann sei, das hat Bürger so kurz und treffend in einem Gedichtchen dargelegt, dass schon diese eine Auslassung bei dem Kenner dafür spricht, dass der Urheber ein tief eindringendes Verständniss für die Erfordernisse wahrer Grösse, ja ein Verständniss gehabt hat, welches sich in ursprünglicher Weise nur aus dem eignen Wesen schöpfen lässt. Was Schwindelei und Schmeichelei Alles mit dem Scheine des Ruhmes umgiebt und durch ihre Falschmünzerei zu Grössen stempelt, das verdriesst einen Geist wie Bürger mit vollem Recht; denn er ist sich bewusst, hoch über dieser Misere der Ruhmfabrikate seines Jahrhunderts zu stehen. Eine echte Grösse ist ihm die, welche den Sinn für das Wesen der Dinge hat. Der grosse Mann hat einen Verstand, welcher Weltweite und Weltsystem umfasst, und er gewinnt am Busen der Natur die Kraft, für Menschenheil einzutreten. Auch ist er es, der „weiss, was Grosses hie und da Zu allen Zeiten, fern und nah, Und wo und wann und wie geschah".

„Doch ringt sich aus der Menschheit Schooss
„Jahrhundertlang kaum Einer los."

Zu diesen Einen gehörte nun (nach unserer Ueberzeugung) Bürger und zwar nach seinem eignen Maass. In das Wesen der wirklichen Liebe ist er so tief eingedrungen, wie vor und neben

ihm wohl noch Niemand, und er betrachtete sie nicht als etwas Vereinzeltes, sondern im Lichte des Zusammenhangs der Dinge. Sie ist ihm eine Offenbarung der Gesammtnatur, und wenn er sie als ein für ihn ungelöstes Räthsel hinstellt, so bekundet er damit nur seine Aufrichtigkeit und die Tiefe seiner Fragestellung. Mit seiner Wahrhaftigkeit ist er sozusagen für das Naturrecht des Menschengefühls-und hiemit nachhaltiger und inniger für Menschenwohl-eingetreten, als etwa Geister, die blos an der Oberfläche reformatorisch sind und bis zu den Wurzeln der Gefühlsrechte nicht zu greifen vermögen. Wie Bürger aber auch das vielfach zu fassen und anzufassen vermochte, was in Ansehen steht, aber das Gegentheil von gross ist, wie er also beispielsweise eine geniale Witterung vom Wesen des Verlehrtenthums hatte, davon werden wir nachher einzelne Proben hervorheben. Die Hauptsache aber bleibt, dass seine ganze Art in ihrer Freiheit und Volksbegreiflichkeit schon unwillkürlich allem Gelehrtenthum, wie es thatsächlich ist, mehr oder minder feind war und sein musste. Dieser eine Umstand verschaffte ihm allein schon eine grosse Ausnahmsstellung und eine mächtig wirksame Rolle eigner Art, die auch dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt wird, dass er selbst noch an einigen Resten unfreiwilliger Verclassisirung der Poesie zu leiden hatte.

Bedenkt man die Höhe, zu welcher der Goethesche und der Schillersche Ruhm schon zur Zeit Bürgers und neben dessen Ruf gewachsen waren, so fragt man sich unwillkürlich, warum Bürger trotz der Anerkennung, die er im Publicum fand, schon damals hat zurückstehen müssen. Es liegt äusserst nahe, im Allgemeinen hiefür die Verschiedenheit der gesellschaftlichen Stellung in Anschlag zu bringen. Goethe war ein dienstbarer Geist für vornehm sein wollendes Publicum. Er war ein fürstlicher Bediensteter und affectirte sogar Vornehmheit über seinen angeborenen Stand hinaus. Eine Ministerstellung, wenn auch eine kleinstaatliche, ist nun aber für die höhere und niedere Menge schon allein ein Gestell, welches socialen Einfluss giebt und das natürliche Ansehen eines Dichters künstlich steigert. Die tonangebenden Classen sind wahrlich nichts Gleichgültiges-in der Rufmachung, und vor allen Dingen wird Der, welcher ihrer Art und Weise huldigt,-also ihr Uebles wie ihr Gutes schön macht, auf ihren Beifall und ihre Propaganda zählen können. Dies war nun mit Goethe der Fall; den seine Schmeichler-komischerweise-den olympischen titulirt haben, während er doch von einer Zeusnatur wohl Nichts, umsomehr aber von einer Minister- und

Dienernatur an sich hatte. Das grade Gegentheil war nun Bürger. In jeder Stellung blieb er selbständig, als Amtmann, wie als ausserfacultätlicher, also sozusagen unzünftiger Professor. Seine Gefühls- und Denkweise entsprach, soweit sie überhaupt als gesellschaftlich gemeinsam und nicht als Original aufzufassen ist, derjenigen des bessern Mittelstandes. Er war in einem gewissen höheren Sinne Volksdichter; aber das Volk, für dessen Geschmack seine Gedichte dawaren, soweit es auch von der gemeinen Masse abstach, hatte und hat auch noch bis heut nicht den Einfluss, um seine Dichter gehörig hoch zu halten. Es kann bei den herrschenden Gesellschaftszuständen den Ton nicht angeben, und noch viel weniger vermag es den Grössen, die in einer obern Region gestempelt sind, die unberechtigten falschen Züge wirksam zu bestreiten.

Obwohl es nun mit der Stellung Schillers nicht ganz dieselbe Bewandtniss hat, wie mit derjenigen Goethes, so hat er sich doch schliesslich auch weimarisirt. Hiezu kam die bei ihm wachsende Ideologie und auch schon von vornherein vorhanden gewesene Entfremdung von der Wirklichkeit und in manchen Beziehungen auch von der sittlichen Wahrhaftigkeit. Er griff die Sittlichkeit Bürgers versteckterweise an, verherrlichte aber und beschönigte selbst üble Seiten der bürgerlichen Sittlichkeit, ja der Wurzeln der Bourgeoisdenkweise. Bürger dagegen kehrte sich nicht an das „Püppchen Convention"; selbst um den Preis einer Durchbrechung der Sittenschablone machte er sich durch die That frei, floh im Worte die Verhehlung und riss vielfältig den Schleier hinweg. Derartiges war nicht dazu angethan, ihn sozusagen zum Dichterofficiosus einer Gesellschaft zu machen, die sich nicht gern im Spiegel sieht und dabei vergisst, dass man das Gute in den Anlagen und Beschaffenheiten nicht zu sehen bekommt, wenn man nicht auch dem Anblick des beigemischten Schlimmen standhalten will. Hieraus und aus den Hofparolen Weimarischer Art, die auch dem später gebührend geglätteten und sturmfeindlich, ja zahm gewordenen Schiller zu Gute kamen, erklärt es sich einigermaassen, wie Bürger mit seinem Wahrheits- und Wirklichkeitssinn und in seiner freien Isolirtheit von allen Anlehnungen an Mode und Ruf machende Machthaberschaften einen schlimmen Stand haben musste. Nur der packenden Naturgewalt seines Dichtens ist es zuzuschreiben, dass er überhaupt bei Lebzeiten und sogar unmittelbar zu einem bedeutenden Ruf gelangen konnte. Er hat ihn sich gegen Mächte erzwungen, die ihn ganz erdrückt haben würden, wenn sie gekonnt hätten.

2. Was man Bürger am ehesten zugestanden hat, den Ruhm also von Gedichten wie die Lenore eines ist, ja überhaupt den Ruhm von der ganzen Balladenvirtuosität und von entsprechender Sagenbehandlung, — den können wir am wenigsten als das Höchste und Werthvollste anerkennen. Was allenfalls in Schulen, noch dazu in solche, wie sie seitdem gewesen, Eingang finden konnte, ist begreiflicherweise nie von der Art, um Tiefe und Wirklichkeitswahrheit in vollem Maasse miteinander zu vereinigen. So vortrefflich es übrigens in seiner Gattung ausnahmsweise sein möge, so hat doch eben die für die Schule zulässige Gattung zuviel von der conventionellen Schablone an sich, und verträgt sich zu wenig mit dem frei Originalen, um in der Werthschätzung voranstehen zu können. Im Gegentheil hat Derartiges immer die Vermuthung gegen sich dass es zur zweiten oder dritten Classe oder zu einer noch niedrigeren Ordnung gehöre. Demgemäss werden wir uns grade mit den berühmtesten Balladen Bürgers, denen er am unmittelbarsten seinen nächsten Ruf verdankte, am wenigsten befassen. Erzeugnisse, die einer solchen gemeinen Zustimmung theilhaft werden können, gehören niemals zu den Leistungen ersten Ranges. Der Beifall selbst, der ihnen gespendet wird, zeugt gegen sie, wenigstens in den Augen des höheren Betrachters, der aus Art und Bereich der Beistimmung auf die gepriesene Sache zurückzuschliessen vermag. Das Unrecht gegenüber Bürger liegt in diesem Falle nicht darin, dass man in gewissen Gedichten von ihm die hohe dichterische Begabung, die sich darin zeigte, herausfühlte und anerkannte, sondern darin, dass man seine Gedichte von grösserem Werth und von mehr unmittelbarer Lebenswirklichkeit zur Seite liess.

Trotzdem hat er selber wohl gewusst, wo sein regstes Leben lag und wo er seinen eigensten Gefühlen Ausdruck gab. Dies war weniger da der Fall, wo er sich zum dichterischen Sprachrohr von volksphantastischen Geschichten machte, als vielmehr da, wo ihm seine eignen Erfahrungen und Lebensverhältnisse sowie seine eigensten Gefühlsbethätigungen den Stoff lieferten. Wir müssen daher die Dichtung von der Liebe und aus Liebe bei ihm an die Spitze stellen, also zuerst da zusehen, wo er seine eigne Quelle und sein eigner Stoff gewesen ist, anstatt blos einer Ueberlieferung Farben zu geben, die er aus dem eignen Wesen entnahm.

Im Bereich der Liebe hat er nicht blos gefühlt, sondern zu denken wenigstens versucht, und dies hat seiner Lyrik ausser der ihm eigenthümlichen Tonart etwas Auszeichnendes beigegeben, was man

sonst selten antrifft. Aus diesem Grunde ist in seinen Liebesliedern weniger Illusion und mehr Wirklichkeitssinn, als sonst dieser Gattung dichterischer Bethätigung eigen zu sein pflegt. Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf das Gedichtchen mit der Ueberschrift „Schön Suschen“, so haben wir daran vielleicht das sprechendste Beispiel von dem fraglichen Sachverhalt. Hier sind die Stufen gekennzeichnet, auf denen der Liebesaffect zu seiner Höhe hinauf- und von seiner Höhe hinabsteigt und dann gleichsam in der Ebene bei einem ruhigeren Stande anlangt. Hier ist auch die Fragestellung „warum sich's liebt und küsst“ an die Weisen gerichtet, die später von einem Schopenhauer zum Motto seines fehlgreifenden und unklaren Erklärungsversuchs der höchsten Liebesleidenschaft gemacht wurde, die aber in ihrer heroischen Haltung in diesem Falle nicht einmal vorlag. Bürger sagt offen heraus: „Ich selber sann oft Nacht und Tag Und wieder Tag und Nacht So wundersamen Dingen nach; Doch hab' ich nichts erdacht.“ Die Vergleichung mit dem Winde, dessen Woher und Wohin wir nicht kennten, muss uns nun freilich etwas altväterisch unkundig erscheinen, da wir den Wind zureichend aus der verschiedenen Lufterwärmung herzuleiten, also die verschiedentliche Lufterwärmung als Ursache nachzuweisen wissen. An einer gleich zulänglichen Liebestheorie wäre auch nicht zu verzweifeln; doch ein Eingehen auf diesen Punkt führte hier zu weit ab. Die Intensität hoher Leidenschaft beruht, wie wir meinen, auf starker harmonischer Erregung, also nicht minder auf der Empfänglichkeit der einen Seite, als auf der energischen Antriebsthätigkeit auf der andern Seite. Hiedurch wird auch einseitige Leidenschaft erklärlich, für die der Schopenhauersche Grund, dass die Natur ein bestimmtes Wesen erzeugen wolle, sich seltsam ausnimmt.

Kehren wir jedoch zu Bürger zurück, der die Liebesgefühle nicht erklärt, aber in ihrer Thatsächlichkeit zum unmittelbaren Ausdruck gebracht hat. Die populäre Art in der Wiedergabe gewisser einfacher Umstände ist dabei treffend. „Ich kam und ging, ich ging und kam Wie Ebb' und Fluth zur See. Ganz wohl mir that es, wann ich kam, Doch, wann ich ging, nicht weh.“ Das ist der Anfang einer sich natürlich und ohne Sprung entwickelnden Liebe, und dieselben Worte kehren bezeichnenderweise auch für das Ende wieder. Dazwischen wird der Höhepunkt geschildert: „Da that's mir, wann ich schied, so leid, So wohl mir, wann ich kam“; und weiter: „Da war ich dumm und stumm und taub, Vernahm nichts

ausser ihr" „Nicht Sonne, Mond und Sternenschein, Mir glänzte nur mein Kind; Ich sah wie in die Sonn' hinein Und sah mein Auge blind." Man mag darüber rechten, ob jede Nuance hier für alle Fälle zutreffend ist; die Formen sind verschieden, aber der Typus ist gegeben, wenigstens derjenige, bei dem eine hohe Steigerung aus leisen Anfängen sich auf natürliche Weise entwickelt und fast als eine Art sinnbetäubenden Rausches darstellt. Ob man Letzteres als normale Form wolle gelten lassen, darauf kommt es nicht an; für Bürgers Erfahrung und Haltung ist diese Artung aber kennzeichnend, wenn sie auch nicht Alles und nicht das Höchste umfasst, was ihm widerfahren. Ja man kann sagen, dass diese kleine Dichtung vorzugsweise durch das Verschwinden der Liebe veranlasst scheint, und dies würde auch ihrem nachdenklichen Charakter entsprechen.

War das Vorangehende - ein Fall sozusagen von innerer Beschreibung der Gefühle - in einer bald verblühenden Liebe, so kann das lebensvolle und liebessichere Gedicht „Die Holde, die ich meine" als Beispiel für gegenständliche Schilderung und für die Wendung gelten, durch welche Schönheit und Reiz auf einen Allgrund (d. h. - im Bürgerschen Glauben und Volkston - auf einen schaffenden Gott als hervorbringende Ursache) bezogen werden. „Wer that sich in dem Wunder kund"; diese Frageform (und die entsprechende Zurückführung aller Liebesreize auf den Grund der sonstigen Natur) bekundet eine Haltung des Denkens, die, (obwohl unentwickelt, ja rückständig,) dennoch dauerbarer und anmuthender ist, (als die Zwischenformen, die sich bis zur völligen Abwerfung des Creaturglaubens einschieben.) Vorstellungen von Allgöttlichkeit der Dinge, - wie sie sich bei Goethe vielfach finden, - oder unsichere Schwankungen, (wie wir sie bei Schiller bezüglich des Jenseitswahns antreffen werden,) sind geistige Zersetzungsgebilde, die den feineren und entschiedenen Sinn unangenehm berühren. Nur das Klare und Vollständige sagt zu; wer von der Religion völlig frei ist, wird daher die Bürgersche Vorstellungsart eher ertragen (und eher - mit einem guten Eindruck - ästhetisch vereinbar finden,) als jene halt- und haltungslosen Zwischenlagen der Denkweise.) Dies rührt ausserdem noch daher, dass in der ursprünglichen, natürlichen Grundgestalt des Auffassens (neben dem Aberglauben) doch mehr Wahrheit liegt, als in den widerspruchsvollen Zwischenmischungen, in denen weder das Alte noch das Neue zu seinem Recht gelangt.

Wäre die Creatürlichkeit weggeworfen, so würde die fragliche

Bürgersche Auffassung der reizenden Eigenschaften haben eine stolze Haltung annehmen und noch eine höhere Steigerung des Gefühls haben hervorbringen können. Doch eine solche Poesie, die das Individuelle als aus sich selbst stammend erfasst und höchstens als in einem umgebenden Medium mit Wechselwirkung bestehend, also in dieser Beziehung auch gewissermaassen zugleich abhängig, in der Hauptsache aber als frei denkt, — eine solche Poesie wird erst in einer Zeit möglich sein, welche die angebibelten oder ähnlichen Züge hebräischer oder sonst beschränkter Denkweise völlig und bis zur Vergessenheit aus den Gewohnheiten ausgemerzt haben wird. Vordem aber berührt selbst den völlig befreiten Mann die Bürgersche Art sympathischer, als all die blasirten Zwischenspiele zerfahrener Uebergangsphantasie.

Soviel von der Grundform; nun zum eigentlichen Liebesinhalt des Gedichts. Die Vergleichung menschlicher Reize mit denen der Natur ist hier namentlich dadurch von Wirkung, dass sie die verschiedenen Stufen im Naturdasein, das an sich Leblose und das Lebendige, zur Verwerthung bringt. Unter den einzelnen Vergleichungen mag folgende für die Artung und Einfachheit zeugen: „Wer liess vom Nacken blond und schön Der Holden seidne Locken wehn? — Er, der in seinem milden West Die goldnen Halme wallen lässt, Er liess vom Nacken blond und schön Der Holden seidne Locken wehn.“ Das schliessliche Lob auf die Kunst des Bildners werfen uns zwar aus unserer blonden Welt in die schwarze hebräische Creatur- und Knechtswelt hinein; indessen das muss mit in den Kauf einer Poesie genommen werden, die nicht blos mit griechischen und lateinischen Zügen vermythisirt, sondern auch unwillkürlich angebibelt ist und hier im günstigsten Falle nur dasjenige Maass naturfreiheitlicher Form annehmen konnte, deren ein blos die specielle Theologie wegwerfender Predigersohn fähig war.

Bisweilen ist die Liebeslyrik Bürgers auch launig angehaucht. In dem Gedichtchen „Liebeszauber“ streift sie zugleich das Problem des individuell gleichsam festgelegten Reizes. Anstatt das Mädchen hier als Schönheitsausbund, der über Alle hinausragt, nach gewöhnlicher Art zu beschmeicheln, wird ihm im Gegentheil gesagt: „Hundert Schönen sicherlich, Hundert, hundert fänden sich, Die vor Eifer würden lodern, Dich vor's Wettgericht zu fodern; Hundert Schönen fänden sich, Hundert siegten über dich“. Später heisst es: „Sinnig forsch' ich auf und ab, Was so ganz dir hin mich gab“. Es schliesst mit der Frage „Sprich, wo ist dein Zauberstab“. Offen-

bar ist hier die individuell einmal eingenommene Phantasie, die sich fixirt, ja speciell und individuell genügt, der zureichende Erklärungsgrund. Von der sehr dauerbaren Art braucht natürlich eine derartige Eingenommenheit nicht immer zu sein; aber sie schliesst, wenigstens solange sie dauert, jede Aufmerksamkeit in anderer Richtung aus.

3. Man hat von wirklich urtheilsfähiger Seite in Bürger einen echten Volksdichter anerkannt und ihn namentlich, wie dies besonders Schopenhauer gethan, in dieser Beziehung Schiller gegenübergestellt, der vor metaphysischer Umnebelung und verschraubtem, um nicht zu sagen verschrobenem Idealismus, vornehmlich in Folge von Kantguckerei, oft das Unklarste und Unhaltbarste zu Markte gebracht. Was nun die Volksgemässheit anbetrifft, so kann sie freilich nicht in jeder Beziehung ein Vorzug sein, sondern muss theilweise unvermeidlich eine Abweichung vom Edleren einschliessen. Um sich hier nicht zu beirren, muss man das, was am Volksgemässen etwas Gutes sein soll und sein kann, von dem Missliebigen unterscheiden, das daran haftet. Volkston ist, das steht nun einmal nicht blos thatsächlich fest, sondern scheint auch für alle Zeit eine Nothwendigkeit zu sein, kein besonders feiner Ton und nichts eigentlich Edles oder gar Vornehmes. Ich meine Vornehmheit hier natürlich im guten Sinne des Worts, verstehe also darunter die Auszeichnung in der Richtung auf das Edle und Hohe. Wenn man also auch bei dem Volksgemässen und echt Populären keineswegs an jenes Niedrige denkt, was der grossen Menge entspricht, sondern den Kreis bereits enger zieht und etwa den bessern Mittelstand und alles das im Auge hat, was mit diesem Mittelniveau in Sitte und Bildung stimmt, so ist dennoch nicht zu vergessen, dass diese Mittellage nicht die höchste Norm für Alles sein kann. Das Volksgemässe auf dieser höhern Stufe hat positiv den guten Sinn, von gewissen hohlen und heuchlerischen Conventionalitäten, die sich nach obenhin immer künstlicher entwickeln, noch in einem gewissen Maasse freizusein und hiedurch etwas mehr Wirklichkeit vorzustellen. Dieser Vorzug eines grössern Antheils an der Wirklichkeit wird sich noch steigern, wenn, wie in dem seltenen, ja ich möchte sagen einzigen Falle Bürgers, der persönliche Charakter des Dichters danach geartet ist, am Gegenstande grade das Gute und Natürliche zu ergreifen, und so von den Eigenschaften des bessern Volks grade die allerbesten Seiten sichtbar zu machen.

Im Uebrigen wird man es sich gefallen lassen müssen, dass

aber auch selbst in diesem gesichteten Volksbereich weniger feine Rücksichten, ja, grob ausgedrückt, mehr Rohheiten sich eingemischt finden müssen, als wenn es sich um eine besonders gewählte und im echten Sinne des Worts distinguirte Gesellschaft handelte. Um hier kein Missverständniss entstehen zu lassen, sei als auf ein zwar äusserliches, aber doch vielsagendes Beispiel auf den Adel der Sprache hingewiesen. Eine edle Ausdrucksweise und ein edler Wortgebrauch können sich nur da bilden, wo die leitenden Begriffe und Gefühle, und diese Begriffe und Gefühle wiederum nur da, wo die verursachenden menschlichen Eigenschaften von einer edlen Artung oder Individualität sind. Die Beschaffenheit von Körper- und Geisteseinrichtung ist hier maassgebend, und es liesse sich keine verkehrtere Annahme denken, als die, dass der breite Grund und Boden, den man Menge nennt, oder auch die noch ebenfalls breite Basis der Mittelschicht als solche, die bessere Sprache geschaffen hätte oder auch nur im Gebrauch vertreten könnte. Es sind nun einmal andere Mächte als das Gemeine, gleichviel welcher Stufe, wodurch das edel Hervorragende geschaffen, dargestellt und erhalten wird. Auch Bürger wäre nicht der grosse Mann, der er ist, wenn er nicht, trotz vorwiegendem Volkston, an dem edel Ueberragenden theilhätte. Seine Bedeutung besteht eben darin, dass er es verstanden hat, in die natürlichen und populären Wirklichkeitswendungen soviel Ueberlegenes, Gewähltes und Hervorragendes von edler Haltung einzuschliessen.

Mit den vorangehenden Erinnerungen dürfte für Den, der denken und urtheilen will, ein Missverständniss unserer Auffassung schwierig gemacht sein. Obwohl wir das echt Populäre und zwar nicht blos das gut Nationale, sondern von einer gewissen Seite das gröber Volksgemässe mit seinen unwillkürlichen Derbheiten, wo es die Wahrheit ist und wo es ästhetisch hingehört, in Schutz nehmen, so bleibe man uns doch mit der unrichtigen Unterstellung fern, als wenn wir auf das Maass für fein und grob, für geschliffen und roh, für zart und unzart, verzichten wollten. Derartiges wäre überall ein Verrath am edel Menschlichen, und keine Anpassung an einen tiefer oder höher belegenen Volksstandpunkt könnte eine solche Preisgebung des hoch und edel Entwickelten rechtfertigen.

Noch in einem andern Sinne als in dem des Volkstones hat Bürger das Volksgemässe vertreten. Er hat nämlich mehrfach den Volksverstand im Gegensatz zum höhern Unverstand hervorgehoben und namentlich auf das Gelehrtenthum einige Schlaglichter ge-

worfen. Jenes Gedicht vom Kaiser und Abt ist mehr als die lustige Schnurre, mit der sich bisweilen schon die zarteste Kindheit unterhält. Es kann auch für den reifsten Mann etwas zu bedeuten haben, zumal wenn er reif ist in der Erkenntniss des Unverstandes der Gelehrten. Es wird hier der Mutterwitz gefeiert und zwar nicht blos als über pfäffische, sondern auch speciell als über universitäre Capacität erhaben. Alle vier Facultäten können die Nüsse nicht knacken, die dem von Natur nicht auf den Kopf gefallenen Schäfer ein leichtes Spiel werden. Die Fragen, die sich der Pfaffe nicht und die ihm kein Doctor beantworten konnte, waren Kleinigkeit für den Mutterwitz eines Anführers der Schafheerde, und die Führer der Menschenheerden können sich dies, so lange Bürgers Ruhm dauern wird, getrost hinter ihre mehr oder minder verlängerten Ohren schreiben.

Dafür, dass der Dichter wirklich so gesinnt war, wie wir es eben kennzeichneten, können auch noch einige selbständige Zeilen gelten, in denen das Wort Ciceros von den römischen Opferschauern auf die im Bereich der Bürgerschen Gegenwart fraglichen Professoren angewendet wird: Es sei wunderbar, wie einer dem andern ins Gesicht sehen könne, ohne zu lachen. So sah der Göttinger Universitätsdocent in seinen „Aruspex und Professor" überschriebenen paar Versen das Handwerk an. Aus den Eingeweiden der Opferthiere allerlei Offenbarungen über Glück und Unglück, über Gunst und Ungunst für dieses oder jenes Thun herauslesen, das war der antike und deutlich bewusst gewordene Schwindel. Wenn nun auch Bürger von der modernen akademischen Charlatanerie und dem modernen Gelehrtenschwindel nicht die umfassende Vorstellung hatte, die uns heute zur Verfügung steht, so war er doch selbst seinem Wesen nach der Kaste, der er sich äusserlich beizugesellen das Schicksal gehabt, hinreichend fremd, um sich an ihrer Thorheit und ihrem Trug stossen zu müssen. Bürger hatte nicht blos selber Volksverstand, sondern zeichnete sich mindestens ebensosehr, wenn nicht noch mehr, durch eine einfache, zutrauliche Redlichkeit und Offenheit aus. Bei solchen Eigenschaften musste er auch die beste Empfindung und das beste Maass für die Gegentheile davon haben, die sich in den gelehrten Classen verkörpert fanden.

Vom Wesen oder vielmehr Unwesen der Verlehrtheit, wie wir es wohl zuerst mit dem bisher vollsten Bewusstsein und in der umfassendsten Weise der Welt gekennzeichnet haben, konnte Bürger noch keine tiefere Einsicht, sondern höchstens ein Gefühl aufweisen.

Er selbst vermochte es nicht einmal, (ich will nicht sagen die Unschönheit, sondern nur) die Unvolksgemässheit antikisirender Einmischungen zu erkennen (und demgemäss vollständig Alles abzustossen, was griechische Götterpuppen und Musennamen in Anspruch nahm.) Um so mehr ist es anzuerkennen, dass im Uebrigen sein ganzes Wesen gegen gelehrte Kunst sich aufgelehnt hat. Verlehrtheit in der Dichtung ist beinahe noch schlimmer als Verlehrtheit in der Wissenschaft, (und doch war es damals schwierig genug, der gelehrt verbildenden Ueberlieferung und Umgebung sich zu entziehen,) und eine Kraft, (welche wirksam und thatsächlich mit gelungenen Dichtungen Widerstand leistete,) muss nach dem Maass dessen, was sie überwunden hat, veranschlagt werden. Wo ein Schiller nachgab und gleichsam einsank, da befand sich ein Bürger oben (und gleichsam über dem Element, das ihn bespülte.)

4. Die ursprüngliche Gefühlstiefe und Lebendigkeit der Bürgerschen Dichtung konnte sich, (wie theilweise schon oben in Nr. 2 dargelegt,) nur da zeigen, wo er sein eigner Stoff war. Diese Nothwendigkeit galt aber nicht blos für die allgemeinen Charaktere der Liebe, sondern (noch in höherem Grade) für die besondern Verwicklungen. Sein höchstes Verdienst ist daher grade das, was man ihm (von verständnissloser Seite) als ärgsten Fehler zum Vorwurf gemacht hat, nämlich die unmittelbarste Individualisirung und unmittelbarste Gelegenheitspoesie. Mag er auch (in dieser denkbar wahrsten und lebensvollsten Gattung) nicht-in jeder Beziehung-das denkbar Höchste erreicht (und sich von jeglichen Mängeln freigehalten haben,) so hat er doch hierin Mehr geleistet, als irgendwo sonst (sozusagen in der Weltgeschichte der Dichtung) zu unserer Kenntniss gelangt ist. Es sind kühne Dinge, an denen er sich in dieser Richtung versucht hat; aber trotz manchem Anstoss, (dem er theils mit theils ohne Recht-getrotzt hat,) werden diese Versuche den Zeiten widerstehen (und noch lange zu warten haben, bis sie in irgend einer künftig maassgebenden Cultursprache-erreicht oder gar übertroffen werden.)

Als entscheidende Vertretungen (dieser Dichtungsart, die sich auf die eigenste Individualisation und bestimmteste Lage gründet,) habe ich (vor Allem) dasjenige Gedicht (an die von ihm als Molly bezeichnete Geliebte) im Sinne, welches sich auf deren Losreissungsversuch bezieht. Nächstdem möchte das (demselben Gegenstand gewidmete) sogenannte Hohe Lied in Frage kommen, welches (nach der eignen Meinung des Dichters) von uns wohl als Höchstes Lied be-

zeichnet werden könnte, um der missliebigen und erniedrigenden Gemeinsamkeit mit der Benennung eines Stücks hebräischer Liebespoesie auszuweichen. War jenes erstere Gedicht auf ein Festhalten der Geliebten gerichtet, so hat das letztere, welches nicht viel weniger als ein Jahrzehnt später zu setzen sein mag, die eheliche Vereinigung mit ihr zum Gegenstande und soll damit, dass es sie und das Verhältniss mit ihr feiert, ein Denkmal bilden, welches bis zum letzten, von deutscher Lippe schwebenden Hauche dauern werde.

Mit diesen beiden Dichtungen und mit dem, was sich daran anschliesst, befindet man sich im Mittelpunkt des Bürgerschen Lebens. Hier ist schon bei Beginn der Knoten geschürzt, durch dessen Lösung Kraft und Schicksal des Dichters gekennzeichnet wird. Er ging ganz in der Liebe auf und schien keinen andern Beruf zu haben. Selbst seinen Dichterberuf fasste er zu lebensvoll auf, um ihn nicht dem individuellen eignen Leben unterzuordnen. Wenigstens dürfte es selbst für einen genauen Kenner aller zu Tage liegenden Umstände schwer sein, die sonst bei den Dichtern naheliegende Annahme aufrecht zu erhalten, dass der Drang zur Bethätigung der Dichterfähigkeit alles Andere überwogen und gewissermaassen als Mittel zum Zweck behandelt habe. So Etwas wäre das Vorwalten des Ehrgeizes und erinnerte zugleich etwas an das Handwerksgemässe. Ein eigentlicher Berufsdichter wird stets mehr oder minder in diesem, für ihn kaum abwendbaren Falle sein. Für Bürger möchte ich aber, in einer ähnlichen Weise wie später für Byron, eine andere Artung und Stellung in Anspruch nehmen. Wo er sein Innerstes und Tiefstes poetisch darlegte, da war es wirklich, wie wenn der Vogel singt, um einen individuellen Trieb ganz bestimmter Art und Richtung mit individuell bestimmtem Ziel auszudrücken. Alles übrige Dichten war mehr Nebensache, trat mindestens in die zweite Linie und athmete nicht denselben Naturgeist und dieselbe ursprüngliche Naturkraft. Es duftete vielmehr unvermeidlich nach der Lampe conventioneller Cultur, welche dem Dichter sein Stoffpensum überliefert, ihm ihre Modelung der Dinge aufnöthigt und ihn beispielsweise im Balladenstoff oder anderm Sagenkram tragischer oder untragischer Façon sich zu ergehen antreibt. Diese Thätigkeit war aber von vornherein bei Bürger eine Ablenkung der mächtigsten Springfedern seines Genies auf weniger würdige Gegenstände. Erst indem er den durchdringbarsten und interessantesten Gegenstand in seinen eignen Verhältnissen fand,

hatte er auch zugleich den würdigsten gefunden, an welchem er die ganze Macht seiner Fähigkeiten zunächst für sich bethätigen und dann auch vor der Welt zeigen konnte. Auch scheint ihm diese Bewandtniss, die es mit seiner besten Poesie hatte, später selbst trotz aller entgegenstehenden Autoritätsmeinung immer fühlbarer und schliesslich auch begrifflich klarer geworden zu sein.

In der That sind die verursachenden Lebensverhältnisse einigermaassen seltsam und dabei, nach der gemeinen, oberflächlichen, nicht auf den Grund gehenden Denkweise beurtheilt, gradezu verwerflich gewesen. Aeusserlich sittenwidrig waren sie handgreiflicherweise; wenigstens lässt sich gegen eine solche Qualification Nichts einwenden, wenn man bedenkt, dass Sitte eben die auf den gewöhnlichen Voraussetzungen beruhende normale und, abgesehen von einem innerlich nothwendigen Ausnahmerecht, auch wohl meist gut normale Verhaltungsart ist.

Wenn Bürger ein Mädchen heirathete, welches er geliebt hatte, dem gegenüber aber zur Zeit der Heirath seine Neigung erloschen war, so sieht dies zunächst wie eine Leichtfertigkeit aus. Forscht man aber den Umständen nach und veranschlagt, dass er bereits sich mit der Braut näher eingelassen und sie von ihm schwanger war, so ist die eigentliche Leichtfertigkeit anderswohin zu verlegen, als in die Heirath, die vielmehr als die regelrechte Erfüllung einer Verbindlichkeit betrachtet werden muss. Eine solche Ehe wäre nun freilich schon an sich kein günstiges Loos gewesen; aber eine zweite Thatsache schnitt in sie, ohne sie zu sprengen, so tief als nur irgend möglich ein. Das Erlöschen der Neigung war, nach der Angabe Bürgers, gegenseitig. Es ist daher nicht so sehr zu verwundern, dass eine schon zur Zeit der Heirath keimende Affection für eine äusserst jugendliche Schwester der Frau mit dem weiteren Aufblühen und Heranwachsen des zarten Mädchens zu einer mächtigen Leidenschaft wurde und, mit Gegenliebe erwidert, zu einer für den Charakter und das Temperament Bürgers nicht mehr hemmbaren Stärke emporwuchs. So entstand jenes sich fast durch ein Jahrzehnt hindurchziehende Doppelverhältniss, einerseits die Ehe vor der Welt und andererseits bald, mit Einwilligung der eignen Frau, der Verkehr mit der Schwester, dem begreiflicherweise die äussern Umstände und innern Gemüthszustände viele Hindernisse, Störungen und, trotz höchster Kraft der Liebe, doch auch mancherlei Verleidungen bereiteten. Ungefähr gegen das letzte Drittel des fraglichen Zeitabschnitts war ein Sohn die Frucht dieses

Verhältnisses; es gab also Kinder sozusagen aus beiden Ehen. Der Tod löste schliesslich die erste; die zweite wurde nun formell geschlossen, wurde aber selbst vom Tode schon nach einem halben Jahr in Folge einer neuen Entbindung jäh zerschnitten und liess von dem geträumten neuen Leben nichts übrig und nichts bestehen und dauern, als ein zweites lebensfähiges Kind.

Was das in seinen äussern Umrissen bezeichnete Verhältniss zu bedeuten gehabt habe, lehren die besten Lieder und gleichsam die Perlen aus der gesammten Liebeslyrik des Dichters. Es ist jenes Verhältniss für diese Perlen die schaffende Ursache gewesen; ohne diese Liebe und vielleicht auch nicht ohne den Conflict, in welchem sie ihre Kraft bewähren musste, hätte Bürger immerhin ein grosser Dichter, der er von vornherein war, sein und bleiben können; aber er wäre nicht zu jenen urkräftigen und in die Tiefe der Natur dringenden Liedern gelangt, die am meisten der Zeit widerstehen werden. Alles, was sich in seinen Dichtungen auf seine Geliebte und sein eigenthümliches Verhältniss bezieht, überragt das Uebrige ganz entschieden. Schon was wir oben in Nr. 2 kennzeichneten, gehört als erste Einleitung hieher. „Schön Suschen" mag wohl die einstige aber erloschene Liebe bedeuten, während „Die Holde, die ich meine" und der „Liebeszauber" unzweifelhaft auf seine dauernde Geliebte und zwar in ihrer ersten Jugendlichkeit zu beziehen sind. Mit der fortschreitenden Zeit musste der Ton ein anderer, namentlich Angesichts des sich fühlbarer machenden Conflicts ein ernsterer werden. Ueberdies wirkte die Geliebte sichtlich mit ihrem Wesen auf Bürger ein, und veredelte ihr gegenüber seine dichterische Haltung und Tonart. So entstanden jene, wenn auch vielleicht nicht am meisten volksgemäss ausgefallenen, so doch würdigsten Beurkundungen der Bürgerschen Gefühle: in jener Elegie auf den Losreissungsversuch und in jener höchsten Verherrlichung der zur Frau gewordenen Geliebten.

5. Einer der wichtigsten Gedanken, auf den Bürger in seinen Dichtungen öfter zurückkommt, betrifft das Verhältniss von hoher Dichterauszeichnung und thatsächlichem Lebensglück, werde nun letzteres als Gunst und Ungunst äusserer Stellung oder als Gestaltung sonstiger Umstände verstanden. In beiden Beziehungen klagt der Dichter über Unbill der Verhältnisse und des Schicksals. In dem, was er seinem Freunde Goeckingk in den Mund legt, und in der im eignen Namen gehaltenen Antwort darauf erörtert er das Loos des Poeten und spottet nicht weniger über die geistigen als

über die materiellen Perspectiven, die sich auf Grund hoher dichterischer Leistungen absehen lassen. Im Leben bleibe er zunächst der Justizverwalter zu Altengleichen, eine Function, die ihm als ebenso unerträgliche wie uneinträgliche Plackerei galt.

Die Entschädigung bei der Nachwelt stellte sich ihm aber in classischen Bildern eigner Art vor Augen, wie beispielsweise in dem eines Schülers spätester Zeiten, der Gedichte von ihm in der Mappe mitschleppe und sich mit philologisch auferlegten Sprachübungen daran abzuquälen habe. Hiebei sind die Philologen selber nicht zu vergessen, die grundgelehrte Forschungen darüber anstellen, ob die Lenore gelebt habe. Hinzu tritt noch die herrliche Aussicht, irgend einem philologischen Stümper von Uebersetzer anheimzufallen, der ihn aus dem todten Deutsch in eine dann lebende Sprache hinüberhunze.

Dabei hat er aber noch nicht einmal in Anschlag bringen können, was ungeschickte Herausgeber und zweideutige Biographen bald nach seinem Ableben anrichten würden und was ihm beinahe ein Jahrhundert nach seinem Tode noch begegnen sollte, nämlich in einer billigen, zu einer Classikerbibliothek gehörigen Geschäftsausgabe seiner Gedichte, von seinem gegen ihn interessirten Herausgeber mit dem Nebengeschäft tendenziöser Entstellung und Verunglimpfung seines Charakters und seiner Leistungen, ja seiner Fähigkeiten heimgesucht zu werden. Sonst hätte er sich gewiss im Voraus darüber lustig gemacht, wie solch ein Schnitzelkräusler, der auf die Zusammenkehrung alles Mülls zum Anschein einer genauen Ausgabe erpicht ist, trotz platter Commentatorrolle in jeder Kleinigkeit sich doch noch so überlegen geberden könnte, den Autor, den er herausgiebt und auf dessen Haut er sich überall zu thun macht, summarisch verurtheilen und zu Gunsten von dessen Rivalen Goethe und Schiller bei dem Publicum fast in jeder Beziehung discreditiren zu wollen. Doch Derartiges geht uns nur heute an und konnte dem damaligen Bürger noch nicht einfallen, der in seiner verhältnissmässig unbefangenen Gutgläubigkeit fast nur die rein komische Seite der Zukunftsschicksale seiner Dichtungen, aber nicht eine mit weniger Unschuldigem gemischte Komik, vor Augen hatte.

Von einer ernsteren Seite sieht es sich an, wenn Bürger in seinem „Hohen Lied auf die Einzige“ hervorhebt, dass er künstlerisch und wissenschaftlich weit höherer Leistungen fähig geworden sein würde, wenn seiner tiefsten und mächtigsten Liebe nicht die trennenden Hindernisse und die niederdrückenden Hemmungen ent-

gegengestanden hätten. Dennoch will es uns bedünken, dass, wenn das Verhältniss zu Molly unbehindert gewesen wäre, es bei Bürgers Temperament und Angesichts der Naturgesetze der Liebe ebenfalls hätte zu einem innerlichen Ende führen können. Auch das halbe Jahr, welches der Tod der eigentlichen Ehe vergönnte, ist selbstverständlich noch keine Probe gegen das, was ein schrankenloser Geschlechtsverkehr schliesslich an Sättigung oder Gleichgültigkeit hätte mitsichbringen können. Das sonstige Missgeschick hat hier eine Seite gehabt, die wie ein relatives Glück im Unglück aussieht. Eine gemüthstiefe und edel geartete Liebe ist durch die frühern Umstände und dann durch den Tod vor jener Verwandlung und Entwürdigung gewahrt worden, welche gemeiniglich die Ehe oder sonst eine entsprechende Gelegenheit zu schrankenlosem Verkehr im Gefolge hat. Grade an den Hindernissen hat sich der bessere Charakterzug dieser Liebe entwickelt und bewährt; ohne die Hindernisse wäre davon wohl Wenig sichtbar geworden, und die Betheiligten selbst würden sich der ganzen Intensität ihres übereinstimmenden Dranges nicht-gleich voll-bewusst geworden sein.

Wäre die Liebe zwischen Bürger und Molly ohne irgend welche Verwicklung mit andern Verhältnissen entstanden und hätte regelrecht sofort zu einer Ehe geführt, so hätte diese Ehe immerhin eine gute werden mögen; aber das Ideale daran, das überschwenglich Hohe wäre gar bald zurückgetreten. Der stürmische Charakter Bürgers hätte den Vorgang sogar noch beschleunigen müssen; denn was sich so jäh bethätigt, nimmt auch leichter ein jähes Ende. Hiemit soll nicht gesagt sein, dass die eheliche Lebensgemeinschaft in diesem Falle ähnlich gerathen sein würde, wie wir sie an dem äusserlichen Zusammenhalten Bürgers mit der ältern Schwester kennen. Bei letzterem Verhältniss fehlte es an jener dauerbaren Harmonie, die von den eigentlich leidenschaftlichen Regungen der Liebe unabhängig ist und sich daher mit ihnen auch nicht verbraucht. Molly dagegen hatte Eigenschaften, die den besten Zügen in Bürgers Wesen entgegenkamen, ja sie übertrafen und noch veredelten. Auf Grund dieser Eigenschaften war von der weiblichen Seite Dauerbarkeit der Neigung und in jeder Beziehung treue Anhänglichkeit zu gewärtigen, auch wenn längst die hohe Spannung der Gefühle und Gedanken einer mässigeren Platz gemacht haben würde. Ob aber von der männlichen Seite nicht störende Ablenkungen der dichterisch regsamen, vielwendigen und mannigfaltig bedürftigen Phantasie dazwischengetreten wären, das bleibt min-

destens problematisch. Obwohl nämlich Bürgers Affectionen eine niedere Stufe von Sinnlichkeit nur selten hervorkehren, so hält sich doch sein Liebesdrang vielfach sehr nahe bei derjenigen Region, wo die gemeineren Reizelemente sich einmischen. Nicht etwa isolirte Sinnlichkeit, wohl aber eine Verschmelzung des Höheren mit dem Niederen und dabei vielleicht etwas zu Viel von Ueberbeugung zum sinnlich Vollen war Bürgers Haltung eigen, und ohne dieses Seitab würde sich auch sein späteres Hineingerathen auf ein sogenanntes Schwabenmädchen schwerer erklären. Eine solche Verfassung der Empfindungen schliesst nun aber immer ein Stück Unsicherheit ein, und es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn bei aller Dauer eines gereiften freundlichen Zusammenlebens mit Molly doch allzu dichterische und allzu phantasiereiche Ausblicke anderwärts hin das Ebenmaass des Gemüthslebens unterbrochen hätten.

Ich lege auf Fingerzeige, wie die vorangehenden, grade im Hinblick auf den Charakter Mollys besondern Werth. Die Liebe zu ihr ist zugleich die Liebe zu einer bestimmten Charaktergestalt. Ihr Auge spricht das „Vertraue" aus, wie Bürger selbst es ausdrückt, und schon im beigelegten Namen hat er offenbar die sanfte Weichheit des ganzen Wesens andeuten wollen. Dabei ist Herzensgüte der tiefere Grundzug, der sich im Tone für den hiefür Empfänglichen unverkennbar macht, ja selber einen eigenthümlichen Reiz, um nicht gar zu sagen ein Element des Geschlechtsreizes bildet. Es ist also die Güte, die selber Gegenstand der Liebe und, nicht zu vergessen, der eigentlichen Geschlechtsliebe wird. Das ist eine Ausnahme, ja etwas Einziges in der Poesie; sonst überall bei den grossen Erscheinungen sind die dargestellten Geschlechtsreize, so hoher Art sie sein mögen, wohl auf Schönheit und manche Gemüthseigenschaften bezogen, streifen aber kaum, was wir hier meinen, geschweige dass sie hierin ihren Schwerpunkt fänden. Bei Bürger, dem reindeutschen Dichter, dem Freund der himmelblauen Augen und blonden Haare bei beiden Geschlechtern, ist das Gegentheil der Fall. Er hat ein unwillkürliches, wenn auch nicht deutlich bewusstes Gefühl dafür, dass es sich grade in der eigentlichen Geschlechtsliebe, und zwar in derjenigen von dem bis jetzt am höchsten veredelten Typus, um naturentstammte moralische Charaktereigenschaften handle. Nicht das, was man gemeinhin moralisch nennt, sondern das, was ihm unvergleichlich überlegen ist, die natürliche Anlage zum Guten, das angestammte Wohlwollen, der gute Wille, das gute Herz, die Güte gegen das Gute, oder wie man sonst

eine haltbare, nicht von Unverstand getrübte, sondern auch dem Schlechten gewachsene, also nicht zur Beute werdende edle Herzensbeschaffenheit nennen möge, — dieses schwer bestimmbare und mit Worten nur unzulänglich abzugrenzende Etwas ist in der Bürger-schen Poesie in der That und mit Recht ein Hauptelement des Geschlechtsreizes. Die Gefühle setzen sich mannigfaltig zusammen und sind auch in der Artung sehr verschiedenen Gestaltungen zugänglich. Sie sind nichts gegenständlich Unbegründetes, sondern drücken in ihrer Sprache ein Vorhandensein von Eigenschaften aus. Ihre Entstehung beruht auf dem harmonischen Zusammenwirken subjectiver Empfänglichkeit in der fühlenden, und objectiver Beschaffenheit in derjenigen Person, die den Gegenstand der Gefühle bildet, d. h. deren Wesen und Thätigkeit empfunden wird. Wechselseitig giebt es also hier zwei Anlagen, deren jede gefühlsgemäss das eine Mal urtheilt und das andere Mal beurtheilt wird. Wenn auch bisher in der Theorie verborgen, so doch nicht verwundersam und unter den bessern Naturen nicht einmal eine so äusserst seltene Thatsache ist die Abhängigkeit und sozusagen specifische Gestaltung der Geschlechtsliebe, die vom Element der Herzensgüte ausgeht.

6. Mit seinem äussern Schicksal war Bürger begreiflichermaassen nicht zufrieden, und er klagte auch dichterisch das verkehrte Zufallsspiel des Glückes im Allgemeinen so scharf an, wie es vielleicht sonst noch nicht geschehen ist. Das Gedicht „Fortunens Pranger" ist hin und wieder etwas derb und gewöhnlich im Ausdruck, aber dabei doch ein Meisterstück der Anklage und Verhöhnung. Freilich würde der Denkerstandpunkt nicht bei den einzelnen Bildern und Gefühlen stehen bleiben, sondern sozusagen die Launen des Glücks mit der grössern Zahl der normalen Fälle vergleichen und so für das Ganze einigermaassen ausgleichen. Bürger will aber grade die Wirkung auf den isolirten Einzelnen ins Auge gefasst wissen, und da behält er fast überall Recht. Da bleibt ihm Fortuna die, welche „aus Lumpenkupfer die Pistolen Und aus Gold die Lumpenheller prägt."

Auch er fühlt sich als Gold, dem äusserlich aber nur der Werth des Hellers beigelegt wird. Ueberdies traf ihn letzteres Schicksal nicht blos in seiner materiellen Stellung, die stets allzu dürftig ausfiel, sondern auch nebenbei und gelegentlich in seiner geistigen Werthschätzung. Der hinterhaltige Angriff Schillers machte ihm in seinen letzten Lebensjahren mehr zu schaffen, als er wirklich werth war. Doch von dieser missgünstigen Recension ist bei

deren Urheber selbst zu handeln.) Was Bürger betrifft, so hat er sich glänzend gerächt (und sich zugleich ein allgemeines Verdienst um die Aufklärung der Welt erworben,) indem er dem Schillerschen Prosaneidstückchen ein Gedicht von überlegener Komik, den „Vogel Urselbst“ entgegensetzte. Etwas Besseres (zur Kritik Schillers,) als diese Vertheidigung des eignen Bürgerschen Genius, ist bisher nicht geleistet worden; (es hiesse aber die Erörterung verfrühen, wenn wir vor der selbständigen Darstellung Schillers und seiner Haltung darauf eingehen wollten.

(Weniger das Glück als in gewissem Maasse) die eigne Schuld hat Bürgern (für den letzten Theil seines Lebens) dadurch mitgespielt, dass sie ihn in eine dritte Ehe hineingerathen liess. Es war dies sozusagen der Schwabenstreich eines Nichtschwaben. Er folgte nicht dem ersten abmahnenden Eindruck, sondern heirathete das dichtelnde sogenannte Schwabenmädchen (mit dem allzudunkeln Haar und mit nichts weniger als Schwabentreue.) Das Ding hatte ihn angesungen (und zwar in einer Weise, die (dem unbefangenen Kenner) die geflissentlich herausgekehrte Schwabenmaske der Württembergerin als gar verdächtig erscheinen lassen musste. In der That wurde Bürger ökonomisch heruntergewirthschaftet und geschlechtlich hintergangen, so dass er noch froh sein musste, die Scheidung erzwingen zu können. Sein übriges Leben war von nun an gebrochen, zumal Kränklichkeit und Lungenstörung hinzukamen. Geistig tauchten, (wie von einer untergegangenen Sonne her,) noch letzte wehmüthige Dämmerungsstrahlen vom Bilde Mollys auf, (aber doch nur, um den eignen Hingang und das eigne Sinken des Bürgerschen Sterns noch bleicher erscheinen zu lassen als ohnedies.) Es ist in der That eine traurige Perspective, in die man sich sozusagen für das Gemüthsverständniss des Bürgerschen Endes hineinzudenken hat. Doch Verdriesslichkeiten des äusserlichen Ausgangs der Lebensläufe sind ja nichts Seltenes, und man hat nur zu fragen, ob Männer, die (in solcher Beziehung) Opfer wurden, nicht (in andern Beziehungen) Triumphatoren waren.

Eines hat er wenigstens erreicht; er hat eine edle Art von Liebe (trotz allen Hindernissen der Satzung) energisch durchgesetzt, und er hat der Welt ein dichterisches Bild von dieser Liebe hinterlassen. Dieses Bewusstsein musste ihn noch heben, (wenn auch die Folgen von Schwächen und Abartungen seines Sinnes sein Ende mit Trübungen behafteten. Ueberdies lebte er noch über den Höhepunkt der französischen Revolution hinaus, mit deren freiheitlichen

Ansätzen er in einer bessern und nachhaltigeren Weise als Schiller sympathisirte. War er doch selbst im Leben und Dichten der Hauptvertreter von Sturm und Drang! Es war nicht seine Schuld, wenn sich dieser stürmische Drang auf Privatleben und Liebe beschränkt sah. Durchaus kein Freund der specifisch französischen Nationalität, hielt er sich an die Aufraffung der Menschheit und des Bürgerthums. Dadurch fast versucht, für die Franzosen „selbst gegen Hermanns Vaterland“ den „Tyrtäus“ zu machen, rief er ihnen jedoch, als sie - statt gehöriger kriegerischer Wahrnehmung ihrer Rechte - einmal feig geflohen waren, sich mit Verachtung und Widerwillen abwendend, zu: „Wer nicht für Freiheit sterben kann, Der ist der Kette werth; Ihn peitsche Pfaff' und Edelmann Um seinen eignen Heerd“.

Ja, Bürger war ein Mann und ein selbständiger Mann, der sich durch kein Amt hatte behindern und auch durch keine Rücksicht auf Theaterei, Theaterpatrone und Theaterpublicum hatte binden lassen. Glücklich, dass er kein Dramatiker war oder sein wollte, das hätte ihn zu jener Zeit mehr oder minder um äussere und innere Freiheit gebracht. Noch günstiger ist es aber für seine innere Unabhängigkeit gewesen, dass er erst ganz spät und auch dann nur ein wenig auf Kantisches hineingerieth, zu einer Zeit, wo seine Dichterhaltung hinreichend gefestigt war und sein gesunder Verstand - durch metaphysische Umnebelung - nicht mehr sonderlich in Gefahr gerathen konnte.

Soviel über sein letztes Verhalten zu seiner Zeit! Uns aber liegt eine Hinweisung auf den überkommenen Dichtungsgehalt ob. Vor der Welt steht er wesentlich mit nichts mehr als einem Bande gesammelter Gedichte; aber auch dies war ihm selbst noch zuviel. Was wirklich das Beste wäre und bleibenden Werth hätte, glaubte er selbst auf den Umfang von ein paar Bogen reduciren zu können. Nicht also die Gesammtheit seiner Werke, die auch allerlei literarische Nebenarbeiten enthalten, sondern nur jener kleine Perlenkranz ist es, der auch ihm allein gehörig gefiel, und an dem seine Dichtungsliebe haftete. Von den Balladen machte er nicht viel; über den Vorzug der Lenore durch die Kritiker hielt er sich sogar auf. Auch ist nicht wenig Englisches und dementsprechende Plumpheit oder Rohheit bei der Uebernahme der fremden Stoffe - in den sehr gemischten Balladenkram - mithineingekommen. Dennoch verdienen einige Stückchen dieser Dichtungsart immerhin (der von Bürger hineingelegten Gemüthselemente wegen) besondere Auszeich-

nung, wie beispielsweise „Der Bruder Graurock und die Pilgerin“, „Das Lied von der Treue“ (nämlich von Hundetreue im Gegensatz zu einer Weiberuntreue), auch allenfalls „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“. In letzterem Gedicht soll jedoch der Kindesmord eine Zugabe Bürgers zu der localen Erzählung von der junkerlichen Verführung und der väterlichen Verstossung des Mädchens sein. Nun ist aber die Welt schon in der Wirklichkeit mit Unheil zur Genüge gesegnet, und kann man von einem Wirklichkeitsstandpunkt Dichtern und andern Pflegern der Phantasie nicht das Recht einräumen, das Schlimme auf Kosten der Thatsächlichkeit noch schlimmer zu machen. Auch der Zug von Rasselpoesie, wie er schon in der Lenore vertreten ist, erinnert allerdings an manche Bevölkerungen im Harz mit ihrem stossweisen Gesang und überhaupt ihrer gleichsam trottenden und stossenden Gemüthsbethätigung; jener aufstossende Marsch kann aber kein unbedingtes Muster sein, wenn er auch bisweilen, wo er zum Gegenstande passt, einigen Reiz haben mag. Aus einem verwandten Grunde ist „Lenardo und Blandine“ (eine Dichtung, die Bürger selber seiner Lenore vorzog), als zu sehr ins Grässliche ausartend, sicherlich nicht mustergültig, aber in einzelnen Stellen, namentlich durch einen Redewechsel über das Verrauschen der Liebe, ungewöhnlich ausgezeichnet.

Doch wäre es unrichtig, in einer Gesammtwürdigung von Bürgers Genius den letzten Blick auf die Balladen, wenn auch auf die besten, gerichtet zu halten. Obwohl er auch in dieser Gattung Andere und namentlich den künstelnden Schiller durch Naturwahrheit, Gefühlskraft und Anschaulichkeit in Schatten stellte, so ist doch, wie nicht oft genug hervorgehoben werden kann, seine rein lyrische Seite und zwar die Lyrik der eignen Liebe das Entscheidende. Hieran klammerte er sich auch noch in den letzten Zeiten nach dem äussern Schiffbruch seines Lebens. Die höhern Triebe regten sich noch einmal, und die wehmüthige Weichheit, die vielleicht dem Männerstolz zu weich und bedürftig erscheinen mag, muss als Scheidegruss von einem gehaltvollen Leben beurtheilt werden. Eine Sehnsucht, das alte an Molly erwachsene Liebesideal, tauchte immer wieder von Neuem auf; das Herz wollte nicht alt werden, während die sich faltende Wange ihm im Niedergange des frischen Lebens schon voraus war. Die Zeiten, wo mitten in der Energie von Leben und Liebe das anmuthige Gedicht „Mollys Abschied“ ein Stück des Verhältnisses schilderte, waren längst dahin; auch vor die Zeit der Trauersonette nach Mollys Tod war

der Nebel fehlgreifenden Verhaltens getreten. Dennoch aber erschien diese vergangene Welt dem auslebenden Dichter als eine wehmuthsvoll befriedigende Erinnerung und wirkte fast, wenn nicht wie eine Stimmung zur Hoffnung, so doch wie eine Art labender Genugthuung. Der unwillkürliche Wirklichkeitssinn liess ihn, trotz gänzlich unbestimmter und allgemeiner, fast nur poetisch aussehender Himmelsperspectiven, doch fast ganz und gar an dem irdisch Möglichen haften, und wenn auch eine gewisse anerzogene Art abstract jenseitigen Vorstellens bei ihm bis ans Ende obgewaltet zu haben scheint, so ist sie doch Angesichts seines Verstandes sichtlich von sehr blasser Farbe gewesen. Daraus erklärt sich, dass die realistische Haltung seiner Sehnsucht nicht von sich lassen wollte und ihn noch bis in das letzte Jahr begleitete. Wäre sein Leben von vornherein nicht durch die überlieferte Schulphantastik abgelenkt und auch einigermaassen in einige falsche Ideologie, trotz aller gesunden Gegenregung, hineingetäuscht worden, so hätte es harmonischer ausfallen und enden können. Wir jedoch können zufrieden sein, dass der Theil Schmerzenssaat, der in diesem Leben aufging, doch wenigstens zugleich Geistesfrüchte edelster Art zur Reife gebracht hat.

7. Jedoch über die Anerkennung dieser Geistesfrüchte nicht blos, sondern auch der Person und ihres Charakters wird in der Zukunft noch ein Kampf statthaben müssen. Schon das Jahrhundert seit Bürgers Tode hat gezeigt, dass nicht blos sociale Ursachen, sondern vor Allem die Beschaffenheiten der urtheilenden Charaktere selber für die Würdigung von Charakter und Leistungen entscheidend sind. Gewisse menschliche Elemente, Typen und Individualitäten sind, weil sie das Gute selber nicht oder nur unzulänglich in sich haben, durchaus nicht geeignet, es, wo es ausnahmsweise bei andern vorkommt, irgend geschweige voll und ganz zu würdigen. Im Gegentheil verkleinern und verlästern sie es, indem sie jede Spur von ungehörigen Nebenumständen bis in den Sumpf ihrer eignen Gemeinheit hinabzuzerren suchen. So ist es Bürger gegenüber zu dessen eignen Lebzeiten gehalten worden, und so haben auch weiter die in der Literatur vorherrschenden Elemente das Jahrhundert hindurch die alte Taktik fortgesetzt, die Bürger selbst in seiner volksmässigen Weise schon als die von „Hack und Mack“ in dem Gedichtchen „Schnick und Schnack“ gekennzeichnet hat.

Verbreite du vor Hack und Mack
Den Duft der besten Thaten!

Kaum wird Frau Schnick und kaum Herr Schnack
Ihn merken und verrathen.

In der That kann man diese Zeilen Bürgers, (sowie die noch weiter anzuführenden,) auch auf das Verhalten der gangbaren Literargeschichte anwenden, (wenn man nur die Schärfung hinzufügt, dass der Typus Schnick und Schnack hier noch schuldiger zu gerathen pflegt, als im unmittelbaren und gemeinen Klatsch nachbarlicher Neider;) denn in diesem Falle sind es Concurrenz und Eifersucht, (sei es nächstbetheiligter Personen, sei es ihres spätern Anhangs und zugehöriger, - sich wie ein Unkraut fortpflanzender Literatursippen,) was den verleumderischen Entstellungen und Uebertreibungen irgend einer Schwäche ein besonderes Gepräge aufdrückt. Das Scheinignoriren und das Verschweigen der „besten Thaten“, das war und ist gemeiniglich der Anfang, aber nicht blos der Anfang, sondern jederzeit, (wenn und wo es irgend gehen will,) die am liebsten eingenommene Haltung. Giebt es aber einmal irgend eine Blösse zu erspähen, dann wird gleich (hinterrücks nach Art des Nibelungen-Hagen) hineingestochen oder doch mindestens, (da hier jede Spur von eigentlicher Action, also selbst Muth und Handgreiflichkeit des Meuchelmörders fehlen,) das Wortgift an der ungedeckten Stelle eingeträufelt.

Mach' aber einen schwachen Streich —
Wer kann dem immer wehren? —
Ganz heimlich! — O so wirst du gleich
Dein blaues Wunder hören!

Bürger verhält sich hier (nicht minder aufrichtig bezüglich seiner selbst als) noch verhältnissmässig milde gegen die Verlästerer; er giebt sich offen als fehlbar und räumt freiwillig ein, dass sich neben den besten Thaten auch wohl einmal ein schwacher Streich finden lasse. Allein mit Hohn blickt er auf (das Benehmen und) die Geflissentlichkeit, mit der ausschliesslich dem Fehler nachgespürt wird.

Sie borgen dann die List vom Fuchs,
Vom Spürhund ihre Nasen,
Die gluhen Augen von dem Luchs,
Die Ohren von dem Hasen;

Und spüren und verschonen nie,
Nicht Bruder, Schwester, Base.
Wie Galgenraben schwärmen sie
Am liebsten nach dem Aase.

Indem der Dichter hier schärfere Worte zuspitzte, ist er doch noch hinter der später entwickelten Wirklichkeit etwas zurückgeblieben. Nicht blos, was in den Augen der Welt als eine einzelne schwache Seite hervorgekehrt und ins Gemeine entstellt werden konnte, wie etwa die sozusagen getheilte Ehe im Verhältniss zu Molly, sondern überhaupt das sittliche Vorleben des Dichters ist als arg ausschweifend ausgegeben worden. Seine Studentenzeit hat man begeifert, indem man sie in offenbar übertriebener Weise verdächtigte, ohne eigentliche Thatsachen anführen zu können. Der blosse Verkehr des Studenten im Hause des Professor Klotz ist übel ausgelegt worden. Dort soll Bürger verdorben worden sein, während noch nicht einmal feststeht, wie weit der aus guten Gründen an Feinden keinen Mangel leidende Klotz selber danach geartet gewesen, Jemand zu verderben. Im Gegentheil steht mir eines fest, dass nämlich der bei Klotz und seinen Anhängern herrschende freiere Ton mit dazu beigetragen haben müsse, den in Bürgers natürlichem Sinn angelegten Widerwillen gegen gelehrtes Pedantenthum zu entwickeln. Klotz hatte nämlich in seiner Weise eine literarische Bewegung im Sinne einer mehr ästhetischen und geschmackvollen Behandlung philologischer und anderer Themata eingeleitet. Hiebei hatte er die Collegen auf verschiedenen Universitäten und überhaupt manchen entgegenstehenden Streber nicht grade geschont und sich und seinem Kreis viele persönliche Feinde zugezogen. Diese verfehlten dann nicht, alle Versionen und Machinationen zu unterstützen, die diesen jedenfalls talentvollen und allzu jung verstorbenen Mann bezüglich privater Leichtlebigkeit und literarischer Mangelhaftigkeit in unverkennbar einseitiger und übertriebener Weise heimsuchten. Mindestens hat er ein Verdienst, das grade hier von uns nicht unerwähnt gelassen werden darf, nämlich von vornherein und sehr frühzeitig in dem jungen Mann, der sich Bürger nannte, eine bedeutende Begabung erkannt zu haben.

Wer sich auf Charakter und Charaktere versteht, kann aus dem Umstande, dass der junge Bürger im Klotzischen Hause und bei dessen Verwandten gern verkehrt hat, den umgekehrten Schluss machen, dass an Klotz Etwas gewesen sein müsse und zwar nicht blos Etwas, was mit den Talenten, sondern auch was mit dem Charakter zusammenhängt. Bürgers ganzes Wesen zeigt, dass es nie danach geartet gewesen sein kann, sich in einer verlorenen Umgebung wohl zu fühlen, wo es gänzlich an sittlich guten Zügen gefehlt

hätte. Es wird daher eine literaturgeschichtliche Ehre für den nach Sippenüberlieferung fast nur geschmähten Klotz werden und bleiben, dass Bürger in seinem Hause mit Befriedigung verkehrt und von dort aus manchen freieren und tieferen Blick in das zeitgenössische Gelehrten- und Literatenthum sowie in die sittlichen Heuchelconventionen der Gesellschaft gethan hat.

8. Doch wir haben es hier nicht direct mit einer damaligen, wenn auch etwas freier gearteten Professorrolle zu thun, sondern nur mit den Verunglimpfungen, die man noch auf Bürger übertragen will. Wäre Klotz ein zünftlerisch regelrechter, mit den Collegen auf den Universitäten im herkömmlichen Einvernehmen lebender Professor, also ohne eine gute Zahl von Widersachern, ja persönlichen Feinden gewesen, so hätte ihn der Theaterliterat Lessing nicht anzugreifen gewagt und sich auch nicht versprechen können, dafür den Beifall von irgend Jemand einzuernten. Einem bornirten Universitätszünftler dagegen, der damals in gradezu ungeheurem officiösen Gelehrtenruf stand und bei der von ihm gänzlich dürr, leblos und rückständig gemachten Mathematik auch noch verselnd eine alberne Schöngeistscaricatur zum Besten gab, — dem Göttinger Professor Kästner hat dieser Lessing geschmeichelt und zwar in der gröbsten Verherrlichungsmanier aller seiner angeblichen Eigenschaften geschmeichelt. Angreifen aber, das that dieser Lessing nur, wo er entweder, wie bei dem orthodoxen Pastor Goeze, eine handgreifliche Schwäche vor sich, selbstverständlich und billig eine Menge auf seiner Seite und so ein leichtes, ungefährliches Spiel hatte, oder wo er, wie im Falle gegen Klotz, die Hunde, die beissen wollten, schon bereit sah, sich nur zu ihnen zu gesellen und anzuschlagen brauchte.

Ueber irgend eine verrottete Antiquität, wie geschnittene Steine, wovon das weitere Publicum Nichts verstand, an Klotzischen Auslassungen herumzuzerren, dadurch sich bei einzelnen Philologen, wie bei dem Göttinger Heyne, einzuschmeicheln, übrigens aber unter jener Maske von Antiquitätenkram die eigentliche Hauptsache, die Verunglimpfung der Klotzischen Persönlichkeit zu betreiben, unter Rechnung auf den Beifall der vielen Feinde des Geschmähten, — das war ein Geschäft, wie es dem Charakter eines Lessing richtig stand und seinen sonstigen Manieren ähnlich sah. Klotz scheint ihn dagegen kaum ernstgenommen zu haben; denn in den „Briefen scurrilischen Inhalts" (1769), die zwar nicht ausdrücklich den Namen Klotz nennen, aber offen genug auf dem Titel als

„Beilage zur Bibliothek der elenden Scribenten“ bezeichnet sind, wird Lessing nur unter Andern angefasst und er mit seinem Hazardspiel, seiner bald hier bald dort gastirenden Unstetigkeit, mit mangelhaftem Verständniss des Lateinischen und auch mit seinem Bruder, der ihn als „Zeitungsschreiber in der Vossischen Buchhandlung“ hudeln solle, ohne eigentliche Bitterkeit mehr wie ein Pudel begossen und geneckt, als etwa boshaft zerzaust. Jedoch ist es nun einmal die Schwäche des Jahrhunderts, besonders des nachfolgenden Jahrhunderts gewesen, diesen Lessing als Literaturgrösse auszugeben oder gelten zu lassen. Voltaire soll dessen Namen in Le singe abgeändert haben, und dies wäre wirklich treffend; denn Nachahmung und Entlehnung, besonders aber Wirthschaft mit den Pointen Anderer ist das Lebens- und Nahrungselement Lessings, des Geistesnomaden, gewesen.

Lessing gehört daher auch in einem Werk über Literaturgrössen nicht in Reihe und Glied, sondern ist nur nebenbei und gelegentlich zu streifen, damit die Grenzmarken in Ordnung bleiben. Wie ihn die gröbsten und gemeinsten Interessen, namentlich das Judeninteresse, fälschlich zu einer Grösse ernannt, ist in meiner bereits erwähnten besondern Schrift über seine Ueberschätzung dargethan. Wenn ich aber einem solchen Thema eine besondere Schrift von einigen Bogen gewidmet habe, so ist es nicht eine entsprechende Bedeutung der Person an sich, sondern jene Schwäche des Jahrhunderts gewesen, die mich dazu veranlasst hat und selber als nicht unwichtige Thatsache klarzustellen war. Was ist nicht Alles durch solche Schwäche verschuldet worden und wieviel Unrichtigkeiten und Unwahrheiten sind dadurch nicht conventionell geworden! Die Berührung des Namens Klotz hat es uns eben erst gezeigt. Wo man in ein Stück solcher und ähnlicher Literargeschichten gründlich eindringt und näher hineinleuchtet, da findet man falsche Stempelungen aus jener verdorbenen Quelle.

Seit meiner Lessingschrift hat man treffend zum Titel eines (meist humoristischen) Buchs den Namen „Lessingiasis“ erfunden, der durch seinen Klang und Sinn unwillkürlich an das Wort „Phthiriasis“ erinnert. Aber so zahlreich und dick auch die heutigen Bücher für Lessing anschwellen und so sehr sie von einem künstlichen Parteiinteresse plumpester Art poussirt werden, das Publicum im Ganzen bleibt doch kalt, und trotz aller vorausgegangenen Schuldressur vermag es sich weder für Lessing noch für die zugehörige Hudelliteratur zu erwärmen. Jener ist ihm im Grunde

gleichgültig; es hat ihn aber allein schon durch die aufdringliche Zeitungs- und Zeitschriftenreclame so satt, und er ist ihm, ich meine dem wirklich deutschen Publicum, an sich so antipathisch, dass es sich mit ihm und was ihn angeht freiwillig und ohne besondere Nöthigung nicht leicht weiter beschäftigt, wenn es auch einmal zufällig hineingerathen. Es würde aber unrecht thun, wenn es die fragliche Schwäche des Jahrhunderts fernerhin auch noch leicht nehmen wollte; denn die Wahrheit und das gesunde Urtheil laufen dabei Gefahr, von den selbstsüchtigsten und skrupellosesten Interessen übertäubt zu werden.

Auf Lessing mussten wir hier Klotzens wegen zurückkommen, von Klotz aber Bürgers wegen ein wenig sprechen. In der That muss auf Bürger von dieser Seite her in mancher Beziehung gut eingewirkt worden sein. Der betreffende Professor hatte vielerlei Bildung, auch juristische; überdies hatte er satirische Neigungen, die er in den verschiedensten Richtungen spielen liess. In seinen lateinischen Satiren, die (1775) nach seinem Tode ins Deutsche übersetzt wurden, machte er sich über Professorenkäuflichkeit und Doctorirungsunfug, über windige Wege gelehrten Streberthums und gelehrter Grössenmache ungenirt lustig, verschonte aber auch die praktischeren Berufsstände, wie Advocaten und Richter, durchaus nicht. Obwohl sich in seine Zeichnungen meist mehr die Eigenschaften von Caricaturen als von eigentlichen und feinen Satiren eingemischt fanden, so sehen sie doch immerhin treu genug nach den Urbildern aus, die sich bis heute in allerlei Varianten in Zuständen und Personen vererbt haben. Auch Bestechlichkeit von Richtern oder mindestens deren Frauen tritt in den Klotzischen Bildern als etwas durchaus nichts Seltenes hervor, und dass nun gar die Advocaten tüchtig mitgenommen wurden, versteht sich bei Jemand von selbst, der auf diese Weise sogar in die Richtersphäre ohne allzu günstiges Vorurtheil hineingeblickt hatte. Wenn nun schon lateinisch geschriebene Invectiven, die doch blos im engern Bereich des betroffenen Standes selbst umliefen und auf das weitere Publicum direct nicht wirken konnten, bösartige Gegengefühle erzeugten, so kann man sich vorstellen, was unmittelbare Spöttereien hervorbrachten. Vielleicht grade, weil die Haltung bei Alledem keine boshafte war, sondern Züge von einem um das Sachliche bekümmerten Wahrheitsinteresse nicht vermissen liess, wurden derartige Pointen bei den Unbetheiligten und Unbefangenen um so wirksamer, der Hass der sich getroffen Fühlenden aber um so

grösser. Bürger kann daher im Klotzischen Hause ein gut Stück Kritik an Zuständen, Personentypen und Personen üben gelernt haben.

Wieviel er auch selbst wahrgenommen und aus sich selbst in einem ähnlichen, aber noch bedeutenderen Sinne geurtheilt habe, so wird sicherlich Einiges auf die jugendliche Anregung und Einführung durch Klotz zu verrechnen sein. Freilich war es eine übrigens unvergleichlich höherstehende Natur, in der die Keime der Ironie sich zu einer ganz andern und veredelten Gestalt entfalten mussten. Bürgers Spöttereien über Gelehrte, wie im Kaiser und Abt, sowie überhaupt mancher komische Zug, dem er sogar in Rücksicht auf Dichten und Dichterruhm freien Lauf gelassen hat, und seine ganze Begabung zur dichterisch polemischen Satire, wie er sie in dem Meisterstück gegen Schiller bekundet, wäre vielleicht nie oder wenigstens nicht in so sicherer Form zur Welt gekommen, wenn er nicht schon früh eine so freie Schule, wie bei Klotz, durchlaufen hätte. Bei dem hatte nicht blos im Religiösen, sondern auch der Gelehrtensphäre gegenüber ein ansehnliches Maass Freiheit und Selbständigkeit vorgewaltet, und wenn man sich immer nur einseitig auf sittliche Allüren angeblich zu freier Art wirft, die Bürger dort auch angenommen haben soll, so wird es mit diesen Beschuldigungen schwerlich eine bessere Bewandtniss haben, als mit allem Uebrigen. Im spätern Leben sind die Sitten Bürgers deutlich sichtbar, und man weiss, woran man mit ihnen ist. Sie haben die Vergleichung mit dem Verhalten vieler grosser Dichternaturen nicht zu scheuen, sondern können dadurch nur gewinnen.

9. Stellt man im Allgemeinen die Frage, wie es mit den Sitten der Dichter stehe und stehen könne, so wird man Bürger sogar noch für das Bessere als Beispiel ins Feld führen dürfen. Man bedenke nur die Lehren der Geschichte und der Thatsachen. Grade Dichtergrössen vom ersten Range, die sich übrigens ernst und gesetzt verhielten, wie Dante, waren doch im Punkte abweichender Liebe, ja sogar zeitweilig wüsten Lebens, dem eignen Eingeständniss zufolge, stark betheiligt. Wo man Näheres weiss, da sind meist Ausschreitungen handgreiflich; wo man aber nur Wenig weiss, wie bezüglich Shakespeares, da bürgt schon dessen Schauspielerberuf für eine nicht allzu straffe Haltung der Sitten, und man hat nicht erst nöthig, in den Dramen nach Spuren einer ungebundeneren Denkweise zu suchen. Wie wäre es auch möglich, dass den thatsächlichen sonstigen Gesellschaftszuständen gegenüber, Angesichts von

deren übermässigem Zwang, Männer von genialer und höchst lebendiger Phantasie nicht in die Lage kommen sollten, hier und da zu Abweichungen gereizt zu werden! Bleiben wir jedoch noch bei den Thatsachen, nehmen wir sie gleich vom andern Ende der Geschichte und von den nächstvergangenen Zeitaltern, so ist Byron mit seinem geistig so hohen Range zugleich auch das bekannteste Beispiel, zwar durchaus nicht, wie oft fälschlich vorausgesetzt wird, einer eigentlichen Donjuannatur, wohl aber eines ganzen und echten Mannes, der den Beruf des Liebesdichters nicht von der Rolle wirklicher Liebe abzusondern vermochte. Die Fälle mit Shelleys fast grundsätzlich regelwidrigem Leben sind dagegen weniger beweiskräftig, weil sie theilweise auch auf abnormen Ablenkungen des Verständnisses und nicht allein auf einem natürlichen dichterischen Zuge der Phantasie beruhten. Jedoch auch diese Grösse bestätigt wenigstens im Allgemeinen die fast durchgängige Regel.

Blickt man aber unmittelbar auf das Zeitalter Bürgers selbst, so steht als Folie für letzteren gleich Goethe da mit allen seinen lockern Gelegenheitsliebschaften, deren Flüchtigkeit nur noch von ihrer auf Vertuschung und Beschönigung bedachten Leise- und Halbnatur überboten wurde. Goethe kommt daher nicht blos überhaupt der Ausschreitungen wegen in Frage, wie andere Dichter, sondern liefert auch noch den Typus der nachlässigen Halbliebe und der besungenen italienischen Selbstprostitution, also einer Gestaltung, die oft und erheblich auf blosse Sinnenpflege zusammenschrumpft. Nun haben die neusten Anwälte grundsätzlicher Zügellosigkeit für Künstler- und Dichternaturen sich mit judäischer Wahlverwandtschaft grade an Goethe voll- und festgesogen. Sie haben aus seinem Verhalten eine Theorie gemacht und, unter Berufung auf dieses, künstlerischer Geschlechtszerfahrenheit einen Freibrief ausgestellt, den die moderne Gesellschaft als Privilegium gelten lassen soll. Hatte Goethe selbst noch hin und wieder einige Eleganz in dem abgerissenen Sinnencultus, so sind jene Anwälte durchgängig grobfädiger und finden sich vornehmlich von den plumperen und wüsteren Seiten, ganz besonders aber von eigentlich pornokratischen Wendungen und Abenteuern angezogen.

Wie man nun auch über Dichterliebe nach den bisherigen Erfahrungen denken möge, wie Viel oder wie Wenig man ihr zugestehe und zugutehalte, es würde doch eine arge Entwürdigung des Menschlichen sein, wenn man grade den Dichter durchaus für unfähig erachten wollte, die Nothwendigkeiten sonstiger Natur und

Sitte einzuhalten. Im Gegentheil sollte die Liebe, (wenn Alles natürlich zuginge,) da ihre beste Ausprägung haben, wo die lebensvollsten und edelsten Anlagen dazu vorhanden sind. Gegen diesen Satz ist nun grade Bürger glücklicherweise keine Instanz, während Goethe dieser Forderung gegenüber gar sehr abfällt. Schon früher wurde die Physionomie der Goetheschen Art von Liebe (an sich selbst) gezeichnet; dann wurde Goethes Haltung mit derjenigen Byrons verglichen und dargethan, wie die Goethesche Anmaassung, Byron grösster Unsittlichkeit zu zeihen, auf den Urheber zurückpralle, (und wie grade Goethe in Gegenüberstellung mit der Byronschen Offenheit und wirklich edlen Ritterlichkeit eine gar ärmliche Rolle spiele.) Wollte man nun auch noch Bürgers echte Liebe mit den Goetheschen Liebesvelleitäten in Parallele bringen, (ohne von vornherein auf die colossale Kluft, die zwischen beiderlei Art von Liebesbethätigung gähnt, nachdrücklich hinzuweisen,) so würde man Bürger schlechterdings zunahetreten.

Was ist nun aber wirklich geschehen? Aus Goethes Herumgrasen hat man eine Theorie gemacht; man hat in der Literaturtradition nicht nur keinen Anstoss daran genommen, sondern hat den Mann (ohne Einschränkung) hochgehoben und gefeiert. Man hat schliesslich gesagt: Das muss so sein, das ist Künstler- und Dichterrecht. Bürger gegenüber, (der nur wenig und in edler Weise die herkömmlichen Formen gekreuzt, - dies aber mit Bewusstsein seines - im besondern Falle - natürlichen Rechts gethan hatte,) ist man - von vornherein - mit den Anschuldigungen ganz gemeinen Schlages (und beschränktester Urtheilsart) entgegengetreten. Man hat ihn förmlich in sittlichen Verruf zu bringen versucht. Wer heut seine Dichtergrösse in ihr wahres Licht stellen will, muss darauf gefasst sein, dass ihm gleich Etwas über Bürgersche Unsittlichkeit entgegengezischt werde. Da heisst es denn wohl gar (bei irgend Einem vom gemeinsten Tross,) Bürger sei ein verkommenes Genie gewesen, das sich in Unordnung und üblen Verhältnissen abgebraucht habe. Wenn aber - derselbe Trossknecht - von Goethe zu reden hat, dann ist dieser ihm der Olympier, (der Dichterzeus,) dem Alles erlaubt ist, dem Nichts angerechnet wird und neben dem jeder Andere (nach dem Sprüchwort „quod licet Jovi non licet bovi") als unberechtigter Ochs figuriren soll, — (ausgenommen natürlich die Goetheaffen selbst, die alle auch etwas Jupiterchen spielen möchten.)

Wendet man sich aber - von diesem engen Kreise - ab und forscht dem wahren Grunde der Unbilden gegen Bürger nach, so

trifft man grade auf die guten Eigenschaften (als auf die entscheidende Ursache der Verunglimpfungen.) Was die betreffenden Leutchen (bei Bürger) Unsittlichkeit nennen, ist sein offener Kampf gegen das Heuchlerische gewesen. Eben weil er keine unwahre Liebe wollte, (sondern einer echten und nachhaltigen nachlebte,) und weil er hiebei sich gegen die Hindernisse auflehnte, darum ist er der Sorte von Liebesopportunisten verhasst, (denen - nach dem hohen Muster Goethes - weit mehr an Gelegenheitsbequemlichkeiten geschlechtlicher Annäherungen liegt, als an irgend einer Faser ernsthafter Liebe.) Ausserdem hat Bürger (in seiner Weise, - wie später Byron in der seinigen,) sumpfige Stellen im Reich der Zustände und Personen, (nur allzu treffend für das Betroffene,) bezeichnet und sich so ganze Typen und Classen zu Feinden gemacht, - die sich fortpflanzen und nicht aussterben. Daher denn das scheinbar ganz andere Maass (gegen den aufrichtigen - und mit seinen Sarkasmen bisweilen tief einschneidenden - Dichter.) Angebliche Sittlichkeitspunkte werden vorgeschoben, aber der Kampf gegen wirkliche Unsittlichkeit ist das Gemeinte und Verhasste. So erklärt sich der scheinbare Widerspruch.

Diejenigen, welche einen Goethe von Unsittlichkeit rein waschen, werden einen Bürger damit anspülen. Die, welche im ersteren Falle entschuldigen oder gar verherrlichen, werden im andern Falle anschuldigen und verurtheilen. Es sind eben zwei ganz verschiedene Begriffe und Zwecke, die sich bezüglich Goethes und Bürgers bethätigen. Die einen zielen auf Beschönigung (ja Preisung) einer (sich versteckenden, - aber um den äussern Anstandsschein besorgten) Halbweltsitte, die andern auf die Abringung (einer ganzen und ordentlichen Welt) aus dem conventionell gefesselten Schaustückdasein widersprechender und lügenhafter Verhältnisse. Die eine Seite will hienach das Regime der Lüge befestigen; die andere Seite will es entthronen, (nicht die Wahrheit sogenannter Sitte opfern, sondern) die Sitte nach Wahrheit gestalten. Im erstern Sinne hat die Schwächlichkeit Recht, wenn sie sich an Goethe klammert; im letzteren Sinne war die Kraft bei Bürger, (wie sie bei allen Naturen sein wird, deren Gewissen gut und stark genug ist, um ernsthafte Conflicte mit einer nur scheinbar rechthabenden Regel nicht zu scheuen.)

10. So sicher Etwas (in den Schicksalsgestaltungen Bürgers) vom Muster der Vollkommenheit abweicht, ebenso sicher ist es eine Umkehrung, ja eine Kopfstellung, ihn für das Schicksal seiner Liebe

verantwortlich machen und darin eine Unsittlichkeit finden zu wollen. Im Gegentheil muss man den hohen sittlichen Muth anerkennen, mit dem er, einmal in die schwierige Lage gebracht, den banalen und billigen Zumuthungen der Gemeinheit trotzte. Sein Gedichtchen „An die kalten Vernünftler" oder, wie es früher bezeichnender und bitterer hiess, „An die Menschengesichter", hat es deutlich genug ausgesprochen, um den Preis von wieviel Ungemach und Kränkung beide Liebende das Halten an ihrem Bunde zu erkaufen hatten, der in ihrem Wesen mit der Alles bezwingenden Kraft einer nicht weichenden Naturgewalt angelegt war. Was aber die sonstige früheste und späteste Haltung Bürgers anbetrifft, so wird sie an Abweichungen noch nicht einmal soviel enthalten haben, wie durchschnittlich bei andern Dichtern vorgekommen. Auch vergesse man nicht, dass Bürger da, wo er zuletzt am meisten fehlgriff, dies in Form einer Heirath that und, anstatt selbst unsittlich zu verfahren, vielmehr von der Unsittlichkeit Anderer zu leiden hatte. Was aber in seiner allerfrühesten Jugend, selbst wenn hinter den Anschuldigungen bezüglich des Verkehrs im Klotzischen Hause etwas greifbar Thatsächliches wäre, irgend vorgekommen sein könnte, dürfte nicht viel zu bedeuten haben. Jedenfalls würde es gegenüber dem Goetheschen Verhalten nach Quantität und Qualität gewaltig zurückstehen müssen; denn ein Bürgerscher Charakter mit seiner Gutartigkeit und mit seinem Drange nach dauernder Liebe war wohl der Täuschung und dem Missgriff ausgesetzt, aber einer solchen Verflachung und eines solchen Sinkens, wie Goethe, nicht fähig.

Muss es bei einer Zusammenstellung der beiderseitigen Verhaltungsarten nicht von Gewicht sein, dass Bürger in den bekannten Fällen stets auf einen ernsthaften Bund ausschaut und selbst unter den schwierigsten Verhältnissen auf eine Heirath bedacht bleibt? Er geht nicht darauf aus, wie Goethe es gewohnheitsmässig that, etwas Verpflichtendes zu vermeiden, sondern auch da, wo vorläufig eine Heirath unmöglich ist, knüpft er ein inneres festes Band, welches vorhält und wie es ein Goethe nie gekannt hat. Wo ist so Etwas bei Goethe, was dem innigen und treuen Verhältniss zu Molly auch nur entfernt ähnlich sähe? Ein Goethe konnte so treue Liebe nicht finden, weil er selbst ihrer nicht fähig war. Eine Molly konnte es für ihn nicht geben, weil er eine solche nicht werth war. Dies soll kein besonderer Extravorwurf für die Goethesche Natur sein, sondern nur dem Contrast gerecht werden, der zwischen

Bürger und ihm in sittlicher Beziehung obwaltete.) Es giebt ja verschiedene Arten und Stufen der Menschheitlichkeit und Animalität. Auf der frankodeutschen Stufe (und zumal in der Ausprägung der sinnlich behäbigen Individualität eines Goethe, die auch den äussern Comfort und das bequem behagliche Sichgehenlassen mit einer dienerischen Stellung erkaufte,) ist eine oberflächliche und spielerische Gestaltung der Liebe (und ein vielfaches Ausgreifen auch nach plumperen, wenn auch mit etwas Finesse geglätteten Sinnenreizen) nicht überraschend. Das Spielwerk musste hier vorherrschen, während bei Bürger selbst jenes Hinüberneigen zum unmittelbarer Sinnlichen, (welches wir an ihm kennen,) doch wenigstens den Charakter gesunder Volksnatur noch mit einschliesst und kein Erzeugniss des studirten Raffinements ist.

Liebe und Lust sind bei Bürger, wie dessen ganzes übriges Wesen. Sie sind unwillkürlich und frei, sie biegen und ducken sich nicht, sondern wollen sich offen vertreten, wie sie eben sind. Sie haben das Licht nicht zu scheuen, (so wenig wie Bürgers äusserliche Stellungnahme im Leben es zu scheuen hat.) Die Amtmannschaft, (das beamtete Gerichtshalterthum) behagte einem Manne wie Bürger nicht; in der blossen Docentenschaft war er freier, und er arbeitete lieber aus fremden Literaturen für Buchhändler Handwerksarbeiten, wie Uebersetzungen, als dass er sich irgendwo direct und persönlich abhängig gemacht hätte. Sein (in vorzüglicher Prosa so lesbar und glatt hinfliessend gerathener) Münchhausen ist noch heute ein schönes Zeugniss von diesen Nebenbeschäftigungen und ein Denkmal seiner Gewandtheit. Ein wenig Vermögen und einige selbständige Einnahme aus literarischen Nebenarbeiten sowie vom Dociren her ermöglichten ihm, (wenn auch unter schweren Mühen,) die freie Existenz. Ohne sich, (ähnlich einem Goethe, dienerisch mit seinen literarischen Fähigkeiten bei einem Kleinfürsten in ein Amt einzukaufen, und) zur Verfügung hoher Herrschaften zu stellen, sorgte er aus eignen Mitteln und Kräften für die Seinigen und lebte im Uebrigen seinem dichterischen Beruf, (diesen noch obenein als eine Wirklichkeitsangelegenheit behandelnd und die Liebesdichtung, wie gebührend, der Liebe selbst zu- und unterordnend.) Nirgend also ein blosses Spiel, (ein reines Eitelkeitsgebahren,) sondern überall Ernst und oft recht tiefer Ernst, und da soll es noch an den Elementen der Sittlichkeit fehlen!

Noch sonderbarer nimmt sich die Fortpflanzung der sittlichen Anklagen gegen Bürger (bis zur Gegenwart) dann aus, wenn man

bedenkt, was heute in Rücksicht auf das Geschlechtsleben für gar zu gefällige Theorien in weitestem Umlauf sind. Die Promiscuität hat nicht blos in vielen zersetzten Kreisen praktische, sondern bis in die Volksschichten hinein doctrinäre Fortschritte gemacht. Ungebundene und ununterschiedene Gemischtheit beliebigen Geschlechtsverkehrs hat sogar in den Reihen einer sonst nicht grade radicalen, sondern noch ziemlich rückständigen Partei, ich meine der verjudeten Socialdemokratie, schriftstellerische Anwälte gefunden, die sich vermöge ihres äusseren Einflusses breit ausgelegt und einen Theil der Massen mit den verworrenen Haltungslosigkeiten jenes Schlages regalirt haben. Wie kann man sich nun Angesichts solcher Vorgänge noch ereifern wollen, dass ein Mann wie Bürger zu einer thatsächlichen Doppelehe natürlicher Art gelangt ist? Die Frage beantwortet sich, wenn man die Heuchelei kennt, die grade in den angezehrten Elementen heimisch ist. Wir wissen ja schon, dass die Anschuldigungen gegen Bürger nicht von guter und solider Seite erhoben werden, sondern von denen ausgehen, die sich an seiner sittlichen Energie ärgern und von seiner mannhaften Sinnesart, ja überhaupt von der Kraft seines überlegenen Geistes für ihre Erbärmlichkeiten zu fürchten haben. Ueberhaupt lässt sich auch ganz im Allgemeinen beobachten, dass die frechsten Sittlichkeitskläffer diejenigen sind, bei denen es im eignen Bereich mit den Sitten am übelsten bestellt ist. Demgemäss wäre denn Alles in Ordnung, und Bürger hätte nur die Ehre, grade wegen des Guten, welches er in sittlichen Schwierigkeiten und Kämpfen bethätigt hat, von den gegentheilig Gearteten und Leichtfertigen wie überhaupt von den Feinden seiner Ehrlichkeit beworfen zu werden. Auf dem Goethewege und in der heutigen leichtfertigen Behandlungsmanier der Geschlechtsfragen betreibt man am Ende nichts weiter als die Bordellisirung der Gesellschaft. Auf einen dieser Bezeichnung würdigen Zustand müssten schliesslich alle die Ansätze hinauslaufen, die in jener Richtung zunächst von oberflächlichen höher belegenen Elementen ausgegangen und in die niedern Schichten, wenn auch glücklicherweise nur theoretisch, ohne praktisch sonderlich zu haften, hineincolportirt worden sind. Mit dem Cultus von Götter- und Bajaderenvereinigungen hat es angefangen und in die Verschleppung von Unsicherheit der sittlichen Haltung in Mittelkreise und breite Massenbereiche ist es ausgelaufen. So frivolen Wellenspielen gegenüber kann man nun einen Bürger und überhaupt den von ihm gehegten Sinn und Geist noch als einen Hort bessern sittlichen Strebens in Anspruch nehmen.

Legt man den strengsten Maassstab an, so zeigen sich bei genauen Messungen aller Umstände und Verhältnisse, wie auch schon in unserer obigen Gesammtdarstellung Bürgers sichtbar geworden, allerdings Abweichungen vom Mustergültigen und sogar Mängel. Allein der Defect wird von einem Inbegriff von Vorzügen und zwar sittlichen Vorzügen bei Weitem überwogen. Ist irgendwo Bürger nach dem weniger Guten oder nach dem nicht zu Billigenden hin abgewichen, so hat er dafür nach der entgegengesetzten Seite hohe sittliche Verdienste in die Schale zu werfen, die man von Niemandem als Regel oder gar als moralische Selbstverständlichkeiten gewärtigen kann. Hieher gehören sein Freiheitssinn, seine Ehrlichheit, Offenheit und Treue, sein natürliches unverkünsteltes Wesen, seine Erfassung einer edlen, gerechtgesinnten Art von Liebe, ja schliesslich grade jene Art von Energie, mit der er dieser Liebe freie Wege erzwang. Wäre er nur einer flüchtigen Regung der Phantasie, wenn auch dabei einem noch so starken Triebe gefolgt, so hätte sein Ringen nicht mehr zu bedeuten gehabt, als in jenen andern zahlreichen Fällen, in denen von Männern um der Geschlechtsleidenschaft willen Viel unternommen und alle Kraft ins Spiel gesetzt wird. Bei Bürger war es aber mehr als so Etwas, wodurch er getrieben wurde; es war der sittliche Ernst eines Bundes und zwar eines aus der beiderseitigen Gemüthsbeschaffenheit erwachsenen Bundes, für dessen Aufrechterhaltung und Durchführung er den Conflict mit dem Niederträchtigen der Welt bestand. Weit entfernt also, ihn hier zu verurtheilen, muss man ihn grade in diesem Hauptpunkte nicht nur freisprechen, sondern analog dem Muth, den er selbst dabei bewies, ihm dafür sogar ein positives Verdienst zuerkennen.

11. Wenn die Neider mit der geistigen Grösse eines Mannes nicht fertig werden können, sich aber irgendwo auch nur die geringste Handhabe zu sittlicher Bemängelung findet, so wird dieser Schein hervorgekehrt und auf ihn das Publicum abgelenkt, grade als wenn es sich alsdann gar nicht mehr um die eigentliche Geistesfrage kümmern dürfte. Nur durch diese Wendung ist es begreiflich, wie man die so einzig hervorragenden Dichtereigenschaften Bürgers ein Jahrhundert lang mit Erfolg hat so klein machen und einer gerechten vollen Würdigung hat entziehen können. Hat auch Manches der Zufall, beispielsweise die äussere Anordnung der Bürgerschen Gedichte dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit nicht gleich auf das Beste gerathen zu lassen, so können doch solche Nebenumstände,

wenn sie auch einen Einzelnen einmal beirren, nicht für den Lauf eines Jahrhunderts Gültigkeit haben. Jenes Erstlingsstück, jene Nachdichtung aus der römischen Welt, die sich „Nachtfeier der Venus“ nennt, so bedeutend ihre Formvorzüge auch sein mögen, ist keine richtige Einleitung in den wahren Geist der Bürgerschen Gedichte und am wenigsten in den seiner unmittelbar persönlichen Liebeslyrik. Ich erinnere mich noch deutlich, wie mich in einer früheren Zeit jene Dichtung an der Spitze gradezu abschreckte und mich damals von Weiterem vorläufig abwendete. Sie war mir von einer zu classisch isolirten Sinnlichkeit, athmete zu wenig moderne oder gar deutsche Sinne, von Sinn und Geist in der Einheit, wie er neuern Völkern eigen ist, nicht zu reden. Hier hatte nicht der äusserlich formelle, sondern der innerlich materielle Alp classischer Ueberlieferung auf einer weit vorzüglicheren modernen Kraft gelastet und sie in ihrer Jugendlichkeit an der freien Entfaltung des eignen Wesens gehindert. Später wurde dies anders; die Wirklichkeit brach sich Bahn, und es blieben von dem Alten und Ungehörigen nur noch hier und da einige äusserliche Anhängsel zurück. So wurde Bürger im Geiste und in der Form wesentlich frei oder doch mindestens derjenige Dichter, welcher die Verclassisirung, in der seine Rivale Goethe und Schiller nur allzu tief stecken blieben, am meisten abstreifte. So trat er der Wirklichkeit und Wahrheit einen erheblichen Schritt näher. Aus diesem Grunde muss aber auch, wer einen Bürger ernstlich kennen lernen will, von dem Nebenwerk zur Hauptsache dringen und sich durch das, was fremden Ursprungs ist, nicht über das Eigenste beirren lassen, zumal jene weniger stichhaltigen Proben auch dazu mitwirken können, den sittlichen Herabsetzern des Dichters das Spiel zu erleichtern.

Ein zweiter Schritt zur Wirklichkeitspoesie hin war die Zurücklassung der Romantik. Diese ist am meisten durch die Balladen und Romanzenstoffe vertreten, später aber durch Bürgers eigne höhere Würdigung seiner persönlichen Liebeslyrik in den Schatten gestellt worden. Obwohl die Bürgerschen Balladen weit mehr Kraft haben, als die Goetheschen, und sich zu den Schillerschen wie Naturfeuer zu kalter Erkünstelung verhalten, so ist doch die ganze Gattung, von wem und wie genial sie auch behandelt werden möge, nicht geeignet, eine volle Wirklichkeit in unversetzter Reinheit darzustellen. Ueberlieferung und mittelalterliche Art sind hier zu mächtig, um zu gestatten, dass jede die Wirklichkeit überspannende Haltung in Wegfall komme. Soweit es aber geschehen kann, hat

Bürger auch hier seinen eignen lebendigen Geist in die gegebenen, (ja theilweise schon aus früheren Bearbeitungen übernommenen) Stoffe hineingewebt. Dadurch erhalten sie (in seiner Fassung) ein Leben und solche Wirklichkeitszüge, die ihnen ohnedies (und von ihrem romantischen Ursprung her) nicht eigen sein konnten. Es ist der mächtige Lyriker, der auch hier eingreift und Farben giebt, wie sie nur von der unmittelbarsten Naturlebendigkeit stammen können. Weit besser ist es nun aber, wenn sich diese lyrische Macht zur vollen Selbständigkeit befreit (und nicht mehr im Dienste mehr oder minder vorgeschriebener, unwirkliche Elemente einschliessender Gestaltungen thätig wird.) Aus diesem Grunde ist auch die energische Hinwendung zur reinen ja unmittelbar persönlichen Liebeslyrik ein grosser, nicht hoch genug anzuschlagender Schritt. Hier erst entledigt sich die Wirklichkeit des Gemüths moderner Völker aller jener Umhänge, die, (anstatt zu schmücken,) nur das Bessere verhüllen und verunstalten.

Innerlich wichtiger vielleicht noch, (als die Entfernung vom Verclassisirten und vom Romantischen,) ist der Bruch mit falschen Conventionalitäten der Gesellschaft. Auch diese sind gewissermaassen Unwirklichkeiten, weil sie (als Verschrobenheiten oder mindestens übertriebene Künstlichkeiten) der Naturwahrheit entgegenstehen (und einen sehr gebrechlichen Charakter haben, der als Charakterlosigkeit sichtbar wird und zusammenfällt, sobald nur etwas frischer Naturhauch dazwischenfährt.) Gegen die Lügen nach Uebereinkunft hat sich nun Bürger nicht nur überall kräftig aufgelehnt, sondern auch unmittelbar Etwas zur Darstellung gebracht, was positiv charaktervoll auftritt und so (von dem Ursprunge aus einem ganzen Mannescharakter) durch die dichterische That unmittelbar zeugt.

Diese Wahrheit und Wirklichkeit in der besten Bürgerschen Poesie hat an sich eine Bedeutung ersten Ranges, hängt aber auch noch mit einer andern Eigenschaft zusammen, (die ebenfalls eine nahe Verwandtschaft zum allgemeinen Wirklichkeitscharakter der Dichtung aufweist.) Es ist dies die Einlassung mit den Tiefen der Volksnatur, (wie wir sie früher gekennzeichnet und von der Volksrohheit abgesondert haben.) Der Dichter wusste selbst, dass hier seine Kraft wurzele, und dass (die Dauerbarkeit seiner geistigen Antriebe und) der entsprechende Ruhm bei der Nation von dieser Eigenschaft, (d. h. von einer wahrhaften Popularität höherer Art,) abhängig wären. Allem, was (in diesem edleren Sinne) die Anlagen

des Volks nicht in Bewegung zu setzen vermöchte, konnte er mit Recht die Vergessenheit voraussagen. Der Ausdruck „national" deckt das hier Gemeinte nicht; es ist die Wirklichkeit sozusagen des Volksgemüths, die berührt und getroffen werden muss, wenn etwas Nachhaltiges geschaffen werden soll. In dieser Richtung hat nun Bürger den grössten Schritt gethan, der unter modernen Dichtergrössen überhaupt vorgekommen. Er hat sich in dieser Beziehung der Wirklichkeit mehr genähert als irgend ein Anderer. Er hat sogar theilweise etwas von der naiven Art erreicht, wie man sie sich gemeiniglich nur in ursprünglichen oder wenigstens früheren Völkerepochen als möglich denkt.

Wirklichkeitsdichtung ist nun freilich nicht mit jener naiven Urpoesie heroischer Zeitalter zu verwechseln, sondern steht in einem Gegensatz dazu. Wohl aber haben beide Etwas gemein; dies ist der Bestandtheil unmittelbar sinnlicher und sinnlich wahrer Auffassung der Thatsachen. Was sich bei der Wiedergabe dieser Thatsachen an göttischer und anderer Phantastik einmischt, oder sonst abenteuerlich sagenhaft geräth, ist selbstverständlich das völlige Widerspiel von Wirklichkeitspoesie. Im Uebrigen ist es aber durchaus nicht verwehrt, an die Möglichkeit, wenn auch nicht des eigentlich Naiven, so doch des unmittelbar und unbefangen Natürlichen auch für die Zukunft zu glauben und in diesem Sinne eine Wirklichkeitspoesie als zu erstrebendes Ideal hinzustellen.

Auch kommt es hiebei nicht darauf an, dass irgend ein bestimmter Nationaltypus des Empfindens und Denkens und kein anderer zum Ausdruck gelange. Die Wirklichkeit ist kein so enger Begriff, dass sie nicht auch in etwas abstracterer Haltung sich hinreichend bethätigen und hiemit dann einen um so weiterreichenden Eindruck machen könnte. So hat Byron in seinem Dichten einen wesentlich internationalen Charakter angenommen, und doch ist er mit Vielem der Wirklichkeit nähergekommen, als es bei grundsätzlicher Nationalisirung hätte geschehen können. Das Nationale darf eben nur insoweit zur Geltung kommen, als es auch thatsächlich das menschlich Ueberlegene ist, also vor anderm Nationalen, nach einem allgemein verbindlichen Maassstabe gemessen, auch wirklich Vorzüge voraushat. Andernfalls wird sein Cultus zu nichts als Selbstsucht und Eigensinn. Das Eigne darf nicht betont oder gar gefeiert werden, blos weil es eigen ist, und das Fremde zur Seite geschoben oder gar angefeindet, weil es fremd; die Bethätigung der verschiedenen nationalen Functionen muss sich vielmehr dahin

ordnen, dass von jeder Stelle grade deren Bestes ausgeht. Dieses Beste wird alsdann auch eine gewisse Verbindlichkeit, (wo nicht Mustergültigkeit) für das Menschengeschlecht haben können. Auch wird letztere Function um so sicherer erreicht werden, je mehr es den Vertretern des jedesmaligen wie des allgemeinen Geistes gelingt, die ungehörigen Eigenheiten (und sozusagen Unarten) des specifisch Nationalistischen abzustreifen und nur das probehaltig Nationale, das menschheitlich Auszeichnende zur Darstellung zu bringen. Auf eine solche Weise wird dem echt Wirklichen, Wahren und Berechtigten (in jeder seiner Anlagen und Formen) die weiteste Bahn eröffnet, und in dieser Richtung hat sich unwillkürlich auch Bürger bewegt, weil er nicht blos ein richtig deutscher Charakter, sondern überhaupt ein Charakter war. Das Charaktervolle in ihm, (in der Dichtung wie im Leben ausgeprägt,) ist es vornehmlich, wodurch sich, (noch mehr als durch seine hohen und höchsten Dichtereigenschaften,) die edlere und bessere Menschheitlichkeit fernerhin überall erhoben und geehrt finden kann.

12. Die Charaktersicherheit ist es auch gewesen, die den poetischen Auslassungen ihre Bestimmtheit und Klarheit verliehen hat. Diese Bestimmtheit und Durchsichtigkeit ist ebenfalls ein Stück von unsern Wirklichkeitsforderungen; auch contrastirt sie wohlthätig mit den (absichtlichen oder unabsichtlichen) Ungreifbarkeiten und Unverständlichkeiten, wie wir sie bei Goethe (infolge von dessen Halbnatur) gewohnt sind und bei Schiller (infolge von dessen metaphysischer Desorientirung) antreffen werden. Man erinnere sich nur, wie sehr sich im Goetheschen Faust fast durchgängig der Mangel an Bestimmtheit der Gedanken und an fester Ausprägung der Gestalten herausstellte, (und wie sich als der Grund davon der gern verschleiernde, zwischen Zurückhalten und Heraussagen steckenbleibende, mit halben Andeutungen spielende, fast nirgend entschiedene Charakter des Dichters selbst erwies.) Aus solchen zweiseitigen Gezerrtheiten und aus dem oberflächlichen Hinstreifen, (wie es auch in der spielerischen kleinen Lyrik Goethes die Regel ist,) muss die Poesie heraus, wenn sie zu Wirklichkeit und Wahrheit, zu Kraft und fester gefügtem Leben gelangen will.

Ein Stück dieser nothwendigen Emancipation ist nun schon (neben Goethe) durch Bürger vollzogen gewesen, aber nicht zu gehöriger Beachtung und Anerkennung gelangt. Als Bürger seine erste Gedichtsammlung herausgab, war er schon über das dreissigste Lebensjahr hinaus und musste ein Jahrzehnt warten,

ehe er zur zweiten Ausgabe gelangte. Das ist bezeichnend für seine damaligen Chancen. Er war der dichterische Vertreter von Sturm und Drang, und er hatte bei aller Popularität und bei allem Gehalt seiner Dichtungen, die sich fast ausschliesslich durch ihre Beschaffenheit empfehlen und einführen mussten, stets beinahe allein, jedenfalls aber ohne zureichende geistige Unterstützung zu kämpfen und für eine Sache einzustehen, die der Art und Weise der gleichzeitig aufkommenden beiden Hauptdichter nicht entsprach, ja in mehreren Beziehungen gradezu querkam. Goethe gab sich zwar gelegentlich durch die Verschaffung einer kleinen Geldsumme den Anschein, ihn zu patronisiren; aber eben in dem Patronisirungsschein lag die Ueberhebung, und wie es eigentlich gemeint war, weiss nicht blos der Kenner solcher Wendungen, sondern stellte sich auch noch ausdrücklich in jenem spätern kalten, ministerhaften Empfang Bürgers heraus. Der gewaltige Lyriker des wirklichen Lebens hatte so von seinen zeitgenössischen, ungefähr gleichaltrigen oder auch jüngeren Nebenstrebern Nichts zu erwarten als Zweideutigkeiten oder absichtliche Hemmungen. Er hatte zu tief ins Leben eingegriffen, um vom Halbleben goutirt zu werden.

Für heute und für die Zukunft würde das Verständniss des Publicums Bürger gegenüber sehr gewinnen und sich die angemessene Würdigung seiner Leistungen besser vollziehen, wenn eine gut eingerichtete, auch durch Billigkeit volkszugängliche Ausgabe seiner Gedichte zu Hülfe käme, die zugleich durch Sichtung und Anordnung zur bessern Auffassung anleitete. Bürger selbst ist zu der von ihm beabsichtigten dritten Auflage nicht gelangt. Die zweite Urausgabe aber, die zwei Bändchen, die 1789 zu Göttingen bei Dieterich mit Kupfern erschienen waren, und die ein Jahrhundert später dem ersten Theil der von Grisebach herausgegebenen Gedichte zu Grunde gelegt worden, genügte Bürger selber nicht in jeder Beziehung. Er hätte gern noch mehr ausgemerzt und arbeitete überdies im Sinne seines Ideals von Bestimmtheit unablässig an einzelnen Abänderungen der Texte, meistens mit gutem Erfolg, manches Mal aber auch, wie er selbst nachträglich eingesehen hat, zu seinem und der Sache Schaden aus falscher Nachgiebigkeit gegen Annörgelungen wie die Schillerschen. Im letzteren Sinne konnte das Maass von Wirklichkeitspoesie, welches er erreicht, nur wieder verlieren. Keinem andern grossen Dichter gegenüber ergiebt sich für einen gewissenhaften und tactvollen Veröffentlicher solche delicate Arbeit wie Angesichts Bürgers, und grade ihm gegenüber sind auch

wir nur in die Lage gekommen, auf unsere sonstige Gewohnheit zu verzichten und die in andern Fällen gleichgültige oder secundäre, wenigstens für unsern Zweck nicht unmittelbar interessirende Ausgabenfrage mit einigen Worten zu berühren.

Gradezu im Contrast zu der eben erwähnten Nothwendigkeit befindet sich ein neuerlicher Band aus der Classiker-Bibliothek des Meyerschen bibliographischen Instituts, dessen absonderliche Stellungnahme zu seinem Gegenstande sich uns schon Nr. 5 aufdrängte, als wir von des Dichters eignen, über seine künftigen Geistesschicksale ironisirenden Gedanken zu sprechen hatten. Ueberhaupt wird es wohl selten vorkommen, dass Jemand einen Autor herausgiebt, wenn er hauptsächlich auf dessen Herabdrückung erpicht ist. In diesem Falle sind aber die Bürgerschen Briefe vorherrschend durch so zusammenhanglose und sinnentstellende Excerpte gemissbraucht, dass sich schon allein hiedurch die auch sonst sichtbare Tendenz verräth, Bürger noch weit unter die gewöhnliche Schätzungstradition hinabzudrücken. Ueberdies ist der Text für das Publicum wenig brauchbar, weil er der allerälteste, also fast stets der unvollkommenste ist, dem dann erst in einem abgesonderten und schwerfällig benutzbaren Variantenverzeichniss die Verbesserungen nachfolgen. Nicht einmal für Philologen wäre das Etwas, ausgenommen, wenn sie sich um den Gehalt der Gedichte nicht bekümmern und blos äusserliche Betrachtungen über die Textfolgen anstellen wollten. Da fährt das Publicum bezüglich des poetischen Gesammteindrucks noch besser, wenn es irgend eine einfache Sammlung der Bürgerschen Gedichte zur Hand nimmt, die sich auf die Wiedergabe des Wesentlichen beschränkt, wie z. B. die in der Reclamschen Universalbibliothek für 60 Pfennige. Da findet es nicht blos äusserlich, sondern auch innerlich seine Rechnung besser; es erspart nicht blos an Geld, sondern auch an unästhetischen Eindrücken.

Am besten aber wäre es, wenn man eine zugleich so billige, sorgsame und vollständige Ausgabe von Bürgers Gedichten hätte, wie es in ihrer Art diejenige der Schopenhauerschen Werke in eben jener Reclamschen Universalbibliothek ist. Die Grisebachschen viel Material enthaltenden Herausgabearbeiten für Bürger haben sich für die Würdigung des letzteren wenigstens positiv interessirt, wenn auch immerhin ein gewisser Druck der Tradition hier und da nicht zu verkennen ist, gegen die eine entschiedene Auflehnung überhaupt wohl noch nicht platzgegriffen hat. Bürger ist in seiner Art noch mehr als Schopenhauer in der seinigen einiges Bemühen werth, sei

es nun äusserlich literarisch oder innerlich für eine gerechte Schätzung und Kenntnissnahme. Galt es früher einmal, den lebensverächterischen und barock metaphysischen Philosophen, seiner sonstigen Vorzüge wegen, der unverdienten Vergessenheit und Unterdrückung, die er seitens der Concurrenten erfahren, zu entreissen und ihn in die offene Arena vor das Publicum zu führen, so gilt es jetzt, den verhältnissmässig vom gesundesten Leben erfüllten Dichter aus der unangemessenen Zurückstellung hervorzuziehen, an der zunächst die Rivale und dann ein Jahrhundert lang deren Nachsetzlinge gearbeitet haben. Auch gilt diese nothwendige Hervorziehung nicht blos der Gerechtigkeit gegen die Person, sondern einer sogar weit über die Nation hinausreichenden Sache. Der offene und ehrliche Charakter ist in der entsprechenden Dichtungsart grade ebenso wie deren Lebensfülle und Wirklichkeitssinn zu wahren. Dieses Bessere ist gegen die Anfechtungen zu schützen, zu welchen minderwerthige Charaktere von Natur stets verschworen sind, um Person und Sache als gleich unbequem aus dem Wege zu schieben.

Wir, die wir die unbeschränkte und charaktervolle Wirklichkeit in allen ihren Bestandtheilen und in völliger Reinheit im Sinne tragen, können bereits die Epoche absehen, wo an die Dichtung andere Maasse gelegt werden und vielleicht auch die Hervorbringungen selbst ein anderes Gepräge, den Stempel der unentstellten, aber veredelten Naturwirklichkeit und des klaren Verstandes tragen werden. Mehrfache und entschiedene Schritte zur Wirklichkeitsdichtung hin haben wir grade in Bürger am sichersten zu erkennen vermocht. Wenn aber auch hier noch Manches in einiger Entfernung vom Ziel verbleiben musste, so trägt nicht die Individualität sondern das Zeitalter, nicht der besondere sondern der allgemeine Geist daran die Schuld. Zufolge der bisherigen Ueberlieferung ist völlige Wirklichkeitspoesie nicht zu Stande gekommen und konnte es nicht; im 18. Jahrhundert aber, obwohl es das philosophische und das der Aufklärung heisst, war doch die geistige Lage im Allgemeinen noch nicht danach, um bei den Dichtern die nöthige Losreissung von sämmtlichen falschen Antecedentien in durchgreifender Weise gewärtigen zu können. Dichter werden ihrer Natur nach von einem Geisteselement umspült, welches nicht aus ihnen selbst stammen, wenigstens nicht von ihrer Dichteranlage berichtigt und daher auch für sie nicht ganz unschädlich gemacht werden kann. Wie sie manches Gute aus der allgemeinen Geistesströmung empfangen, so fallen sie auch dem weniger Guten oder gar dem

Ueblen davon mehr oder minder anheim. Phantasie und plastischer Trieb zum Gestalten sind keine Mächte, die hier-für sich alleinhelfen könnten. Irgend ein Inbegriff von vorgeformten und überlieferten Gedanken muss hinzukommen, und wenn das Ueberkommene dieser Art mangelhaft ist, so werden es auch die Wirkungen im Dichter sein, wäre sein Genie auch das höchste in seiner Gattung.

Irgend eine geschichtliche Geistesströmung ist nun immer vorhanden, mögen ihre Quellen alte Rohheiten der Völkerphantasie und Religion oder feiner ausgestaltete Gebilde der Philosophie und Wissenschaft sein. Noch unentschiedene Misch- und Uebergangsformen sind den Dichtern am gefährlichsten. Sie sind es, durch die der natürliche Sinn am ehesten desorientirt und haltungslos gemacht wird. Angesichts solcher schwankender Gestalten ergeht es denen am besten, die sicher im Alten wurzeln, an einigen geklärten Zügen davon festhalten und sich übrigens auf unsichere Mischformen nicht einlassen. Charaktergediegenheit wird einer solchen Stellungnahme günstig; es kann aber auch ein Zufall von Zeit und Verhältnissen obwalten, vermöge dessen Jemand unberührt und ihm die geistige Integrität gewahrt bleibt. Unter allen Umständen ist es aber für blos künstlerische Naturen eine Wohlthat, wenn in sie nur Vorstellungsgebilde von einem verhältnissmässig festen Gepräge eintreten. Es wird ihnen dann die unangenehme Lage erspart, sich in widersprechenden Gedanken winden zu müssen, mit denen sie sich aus selbsteigner Kraft nicht erfolgreich auseinandersetzen können.

Hieraus folgt aber auch, dass eine reine und vollständige Wirklichkeitsdichtung erst möglich werden kann, wenn die allgemeine Gedankenströmung die erforderlichen festeren Formen angenommen haben wird. Auch lässt sich eben danach bemessen, welche Bewandtniss es im 18. Jahrhundert mit der Dichtung, sogar bei den besten Anlagen, erst haben konnte. Wir wollen demgemäss auch noch, ehe wir an die sonstigen Erscheinungen herantreten, denkerisch haltmachen und uns gleichsam auf der Station, bei der wir uns befinden, etwas umthun, um so einen allgemeinen Ueberblick über die anderweitig geistigen Chancen poetischer Hervorbringung und des zugehörigen Grades von Wirklichkeit zu gewinnen.

Achtes Capitel.

Die geistige Lage im achtzehnten Jahrhundert.

1. Bei den Anfängen aller älteren Ueberlieferung haben wir eingesetzt und die verschiedenen Geisteselemente (allgemeiner Art) bis zum Modernen verfolgt. Das 18. Jahrhundert ist das erste, welches modern heissen kann; es könnte sogar den Beinamen des modernen mit mindestens ebensoviel Recht führen, wie den des aufklärenden oder philosophischen. Moderner ist man wenigstens seitdem (in der Geisteshaltung) durchschnittlich nicht geworden. Im Gegentheil möchte das 19. Jahrhundert (wegen des Gegenstosses gegen die französische Revolution und wegen mancher geistiger Rückströmungen) den Beinamen des reactionären verdienen. So grossartig es auch die Technik entwickelt hat, so ist es doch (im eigentlich Geistigen) an manchen Punkten restaurativ (ja rückläufig) geworden, (und selbst wo im Massenuntergrunde die grössten Extreme hausen, ist damit weniger Klärung als Gährung verbunden.) Man vermisst also grade das, was (an den besten Geistesbethätigungen des 18. Jahrhunderts) durch eine verhältnissmässig gesetzte Klarheit anzog und anzieht, sowie (durch entschiedene Schritte zur neuern Völker- und Volksselbständigkeit) eine erste Ausprägung vom Charakter des Modernen durchsetzte.

Wie das Wort, so ist auch die Sache zunächst auf französischem Boden heimisch geworden. Eine Wortbildung des Neulatein war der Ausgangspunkt für die Bezeichnung; aber die Franzosen haben das Verdienst, mit dem Worte „modern" zugleich die Sache gehörig eingeleitet und (zum Theil) auch ausgeführt zu haben. Die moderne Revolution hat (im Geistigen wie im Thatsächlichen) bei ihnen begonnen; denn grade auf grössere Verbreitung der Ideen und der Antriebe zum Handeln kam es an, (nicht darauf, dass Einzelne früher dies oder das gedacht, gewollt oder unternommen hatten.) Was als Geistesluft wirken soll, muss sich vertheilen und eindringen. Fahnen und Fahnenträger sind nöthig, worauf Alles blicken kann. In diesem Sinne ist nun (unter den Franzosen im 18. Jahrhundert) Etwas geschehen, was Seinesgleichen weder vorher noch nachher aufzuweisen hat. Wie die französische Revolution etwas Eigenartiges gewesen (und in ihren Fortwirkungen geblieben

ist, und wie sie par excellence die moderne Revolution heissen kann, so ist auch der ihr vorangegangene Zustand der geistigen Erregung und Verstandesklärung eine Erschütterungsursache für die Welt geworden. Dabei versteht sich von selbst, dass die Mitleidenschaft der Welt dabei nicht von vornherein im ganzen möglichen Umfange vorhanden sein konnte, sondern sich erst nach und nach und in verschiedenem Grade bei den andern Völkern handgreiflicher herausstellte.

Woher hatte nun aber Frankreich die Anlage, bei sich soviel Samen aufgehen zu lassen, der ihm bekanntermaassen von anderwärts her, namentlich von England, zugegangen war? Warum leistete dieser Same auf dem neuen Boden mehr als in seinem Ursprungslande? Warum ging die Keimung nach der Versetzung besser und mehr in die Breite von Statten, als unter den ursprünglichen Verhältnissen? Bei Verpflanzungen gehen freilich stets Veränderungen vor sich; wie Colonisationen die alten Culturmittel mit mehr Freiheit und Selbständigkeit entwickeln, so wirkt auch die Uebertragung geistiger Fortschritte in neue Bereiche mit verstärkter Kraft. Genügend ist aber diese allgemeine Erklärung nicht; es muss noch ein positiver Grund hinzukommen, und dieser liegt im Nationalcharakter. Die beweglichen und gewandten Franzosen mussten dem, was von dem schwerfälligen Gegenpart jenseit des Canals herkam, nicht blos eine gefälligere, sondern auch eine verstandesklarere Form mittheilen. Sie mussten durch ihre geistige Geselligkeit die Verbreitungschancen erhöhen und durch ihren Verstand und Witz auch zur Sache selbst etwas nicht Unerhebliches hinzuthun.

Was in England für geistige Emancipation vorher geschehen, sah an sich gar nicht nach allzuviel aus. Erst unter andern Händen wurde es eine umsichgreifende Macht. Was wollte etwas Lockesche Philosophie, wenn auch verbunden mit Newtonscher Gravitationsphysik, an sich selbst für die geistige Emancipation bedeuten, wenn man nicht grundsätzlich daraus ein Propagandamittel machte und über die Ursprungsgestalt hinausgelangte, die noch viele, ja im Newtonschen Fall die ärgsten Beengtheiten in sich hegte! Voltaire wurde, wie schon früher erwähnt, gewissermaassen der Vermittler für Beides und in beiden Richtungen. Er brachte von seiner Reise philosophische Anregungen und die neue kosmische Anschauungsweise heim. Er verglich, was man jenseits des Canals erörterte, mit der noch verhältnissmässigen Trägheit

und Unberührtheit diesseits desselben. Er stachelte so seine Landsleute auf; aber die Hauptsache blieb dabei doch, dass er selbst Leben und einen Fonds in sich hatte, der zur Aufklärungspropaganda mit Witz und Spott wie geschaffen war. Später kamen die eigentlichen Encyklopädisten hinzu, die Verstand und Wissenschaft systematisch verbreiteten. Ein Stück der mathematischen und naturwissenschaftlichen Denkweise, in ziemlich gereinigter Gestalt, gesellte sich bei ihnen, wie besonders durch d'Alembert, den sonstigen Geisteselementen zu und wirkte nicht blos, sondern zeugte auch schon für die Richtung, welche die klarer denkenden Geister genommen hatten oder zu nehmen im Begriff waren.

Derartiges ist nun, abgesehen von Voltaires sarkastischer Fähigkeit, freilich nichts besonders Originales; aber es hat den Vortheil, allerseits auf Empfänglichkeit zu treffen und demgemäss in grosser Ausdehnung wirken zu können. Die Grenzen Frankreichs blieben keine Schranken für die dort in Umlauf gesetzte Denkweise, wenn auch immerhin der Nationalunterschied nach der deutschen Seite hin einige Hemmungen mitsichbringen musste. Direct von England her konnte das deutsche Wesen wohl insoweit miterregt werden, als es sich um analoge germanische Eigenschaften, um Verständniss für Dichterthum, also beispielsweise um die Wiederaufnahme eines Shakespeare handelte. Wo dagegen der feiner unterscheidende Verstand und dessen Wachrufung in Frage kam, da war es das französische Gebiet, von dem die verwandten Erregungen kommen mussten. Der Deutsche, der in seinem Gemüth und ganzen Gehaben wohl einiges Phlegma verräth, aber von der Schwerfälligkeit des Engländers doch weit entfernt bleibt, wird von der Lebhaftigkeit des französischen Sinnes und Geistes nicht unangenehm berührt. Seine Eigenschaften halten sich in der Mitte zwischen denen der beiden andern Nationalitäten und setzen ihn in den Stand, ebenmässig das Poetische wie das Verstandesmässige, dichterischen Aufschwung wie gesetzte Prosa, zu würdigen. Dem entsprechend wird er aber auch jeder isolirenden Einseitigkeit entgegentreten und sich mit den Zuspitzungen nur insoweit befreunden, als sie gerecht und wahr sind. Die Verstandespointen sind ihm daher nur dann gemäss und zuträglich, wenn er dabei den Grund und Boden seines eignen Gemüths nicht verliert. Bisweilen bildet er sich letztere Gefahr freilich auch nur ein, und dann stemmt er sich ungerechterweise den Schärfen entgegen, die doch thatsächlich nur in das Verkehrte und Verdorbene einschneiden.

Ehe wir nun aber zusehen, wo deutliche Spuren im einen oder andern Sinne zu finden sind, wollen wir erst erwägen, was für die Dichter denn überhaupt für Philosophie oder Wissenschaft als erheblich oder gar anregend in Frage kommen könne. Ueber die negativen Wirkungen, durch welche religiöse oder sonstige Vorurtheile weggeschafft werden, kann kein Zweifel obwalten. Diese können von den abstractesten und trockensten Festsetzungen des Geistes ausgehen und, soweit sie überhaupt nur verständlich sind, ihr Ziel dennoch erreichen. Da heisst es nur, Irrthümer wegräumen und Schranken niederreissen; was nach dieser Arbeit für den poetisch angeregten Geist daraus werde, ob er nun Etwas habe, was er positiv fassen und woran er sich halten könne, das ist damit nicht entschieden.

Im positiven Sinne aber werden Einwirkungen auf Phantasie und Gemüth der Dichter nur platzgreifen, wenn sie von etwas ihnen selbst einigermaassen Verwandtem berührt werden. Die Weltanschauungen, die auf sie wirken sollen, müssen selbst so Etwas wie einen poetischen Kern haben. Das Denken muss dem Dichten aus irgend einem Gesichtspunkt nahegekommen sein oder sich mindestens mit affectiven Auffassungen versetzt haben, damit es vom poetischen Genius nicht blos hinreichend angeeignet, sondern auch durch ihn formgebend bethätigt werden könne. Diese Nothwendigkeit wird sich überall bestätigen, zunächst in dem, was Dichternaturen nicht wollen und von sich fernhalten, alsdann aber in dem, wonach sie greifen und was sie in ihre Geisteshaltung aufnehmen.

Dürre Philosopheme und nüchterne Systeme haben hienach höchstens negativen Werth; auch Sätze der Wissenschaft, die nicht etwa lebensvoll eine ganze Weltanschauung vertreten, bleiben positiv gleichgültig. In verneinender Hinsicht mögen sie auch für den Dichter Allerlei leisten; aber damit wird er nur als denkender Mensch sozusagen berichtigt, jedoch seine Fähigkeit zum Concipiren und Ausgestalten nicht befruchtet. Man nehme als Beispiel das, was man Lockesche Philosophie genannt hat. Es besteht wesentlich in dem Versuch, alle menschlichen Begriffe, von den niedrigsten bis zu den höchsten, auf Sinneswahrnehmung und Verstandesüberlegung zurückzuführen. Hinzu kam noch eine uralte, schon von Demokrit herstammende Unterscheidung zwischen wirklichen Eigenschaften der Dinge, wie Körperlichkeit und Festigkeit, und blos uneigentlichen Zuschreibungen, die wie Farben und Töne in den

Organen des Auffassenden ihren Sitz und ihre Ursache hätten. Was liess sich nun wohl mit Derartigem für praktische Geisteszwecke anfangen?

Ueberdies war Locke selbst in der Zerlegung der Begriffe nicht allzu radical verfahren und hatte, obwohl er Descartes' billiges Mittel der Annahme gewisser Ideen als angeborener verdienstlich bekämpfte, noch gar Viel unberührt oder unerledigt stehen lassen. Er war in manchen Beziehungen, wie durch Ablehnung des vermeintlich positiven Begriffs von einem unendlichen Raume, mit seltener und anerkennenswerther Vorsicht verfahren; aber das Ergebniss von Allem war doch nur ein ziemlich blasser Liberalismus gewesen. Erst die Franzosen zogen wenigstens der Religion gegenüber die entschiedeneren Consequenzen, die auf dem englischen Boden, zumal bei der verhältnissmässig populären Verbreitung der Lockeschen Philosophie, nicht sonderlich am Orte gewesen wären.

Was kam nun aber äussersten Falles bei dieser zugespitzteren Art und Weise heraus? Eine Stellungnahme gegenüber den Priestern und der Religion, zunächst auch nur bezüglich der gröberen Vorstellungsarten, alsdann aber auch bis über den fast farblosen Deismus Voltaires hinaus, jedoch nur vereinzelt eine Verurtheilung aller göttischen Anschauungsweisen der Natur. Dies war nun zwar immerhin ein Ergebniss, aber kein solches, wie es dem dichterischen, ja auch nur dem voll menschlichen Bedürfniss entsprach. Es war die negative Seite der Sache allein, neben der von der positiven nichts zu sehen war. Befriedigung und ein gewisser Affect lagen freilich auch hierin; es wurde die Genugthuung empfunden, die mit der Emancipation von alten und schädlichen Irrthümern verbunden ist. Allein diese Genugthuung bezieht sich doch vorwiegend auf den Verstand und hat demgemäss für den dichterischen Affect, zumal in ihrer Isolirung, nicht viel Anziehungskraft haben können.

Analog machte es sich mit Sätzen der Wissenschaft. Die popularisirte Gravitationslehre wirkte immerhin in Frankreich und Deutschland Einiges zur Befreiung der Denkweise. Sie leistete in ihrem Rundgange durch die Länder mehr, als ursprünglich bei Newton selbst, der trotz aller Weltphysik, mit der er mathematisch hantirt hatte, doch aus dem Gespinnst ganz grober Religionsvorstellungen, in welchem er in der Jugend hängengeblieben, nicht nur nie herauskonnte, sondern sich im Alter noch mehr darin verfing. Diese letztere Thatsache lehrt allein schon, was es mit den kalten Strahlen solcher Art von Wissen auf sich hat. Weit ent-

fernt zu zünden, bedürfen sie vielmehr selbst erst anderswoher der Wärme, damit durch sie im menschlichen Geiste etwas mehr entstehe, als ein gleichgültiges Schema. Der wirklich grosse Schritt in diesem Sinne war schon durch etwas Anderes vollzogen und brauchte für die Haupterweiterung des menschlichen Horizontes nicht erst auf die Gravitationsmechanik und deren mathematische Ausbildung zu warten. Es war dies die Erneuerung und Wiederbelebung des Aristarchischen Gedankens durch Copernicus gewesen. Diese Revolution in der Auffassung des Planetensystems war dann durch einen wirklichen Denker und Philosophen, durch Giordano Bruno, zu einer Revolution der gesammten Weltauffassung erweitert und zugleich affectiv, um nicht zu sagen, poetisch ausgestaltet worden. Fast soviel Sonnen als Sterne und jeder ein selbstleuchtender feuriger Mittelpunkt, — diese Conception, zu der sich noch kein Copernicus, wohl aber Bruno aufgeschwungen hatte, ist der grosse Schritt, der zuerst die Affecte universell regemachen musste und auch für die dichterische Geisteshaltung eine höhere Bedeutung gewinnen kann. Dieser Schritt war aber an sich gar nicht in Frage, als es sich um nichts weiter als um die planetarische sogenannte Anziehung als berechenbaren Effect handelte. Im Gegentheil konnten sich an die Attractionsvorstellungen recht üble Phantasmen knüpfen, und schon die Wirkung durch das völlig Leere auf das Entfernte sollte heute, wie ich es am liebsten ausdrücken möchte, in das Bereich des wissenschaftlichen Gespensterglaubens verwiesen werden.

Hienach sind auch blos wissenschaftliche Sätze, die sich nicht mit dem menschlichen Gemüth in lebendige Beziehung setzen lassen, in positiver Hinsicht für die dichterische Weltästhetik verloren. Sollen Wissenselemente in dieser Richtung etwas nützen, so müssen sie mindestens durch Harmonisirung der Anschauungen etwas zur ästhetischen Verbesserung der Phantasiegewohnheiten beitragen. Andernfalls bleiben sie, wie das Beispiel der Newtonschen sogenannten Naturphilosophie gezeigt hat, etwas für sich Isolirtes und ohne wesentlichen Einfluss auf künstlerisches Vorstellen und Gestalten.

2. Dichter und belletristische Prosaisten sind eigentlich nie in der Lage gewesen, aus religiösen oder philosophischen Ueberlieferungen selbständig herauszutreten. Ursprünglich ist es die ganz gemeine Mythologie, der sie dienen, die sie fortpflanzen und näher gestalten. Woher aber diese ganze Zurüstung stamme, das kümmert sie nicht. Später, wenn der denkerische Geist hier und da etwas

mehr eingedrungen und die gröbsten Phantasmen um ihren Credit gebracht hat, dann dienen sie der Mythologie weniger, als sie sich ihrer bedienen. Mit dieser Wendung heben die Zeiten hohler göttischer und mythischer Conventionalität an; die betreffenden Vorstellungen werden zu schmückenden Bildern, an deren Wirklichkeit nicht einmal mehr der Pöbel glaubt. Sind es ästhetisch gelungene Anthropomorphismen, so haben sie für die Dichterbedürftigkeit noch den Vortheil, gleichsam ein Stück Sprache zu ersetzen, die eigne Erfassung und Gestaltung des Thatsächlichen überflüssig zu machen und gewissermaassen auch Ideale von anerkanntem Gepräge zu liefern, die sich ohne viele Umstände wie fertige Münzen ausgeben lassen. Damit wird, und dies ist in vielen Fällen von Wichtigkeit, die Ausstattung mit dichterischen Anlagen zu einem Theil gespart. Ein ansehnliches Stück Dichtung ist schon im Götter- und Sagenreich enthalten, und dieses Stück braucht man nur spielen zu lassen, um eigner geistiger Composition und Schöpfung überhoben zu sein. Es ist demgemäss auch das Interesse an Erleichterung der Kunst, wodurch die Künstler an dem nun einmal Ausgeprägten und Curshabenden festgehalten und veranlasst werden, es noch lange über sein eigentliches Leben hinaus zu cultiviren. Freilich rächt sich dieser Cultus durch Aushöhlung des Geistes Derer, die ihn betreiben, und schliesslich auch durch Interesselosigkeit des Publicums. Greift da nichts Neues ein, so findet man sich, wie in unsern jüngsten Zeiten, bald an einer Tabula rasa, wirft sich auf platte Sachlichkeit und sucht im gemeinen alltäglichen Realismus einen Ausweg. Diese Stellungnahme ist aber nicht minder verkehrt und nicht minder unwahr als jene conventionell überschwengliche, zu der sie als Gegenstück figurirt. Mit ihr versandet eigentliche Dichterfähigkeit handgreiflich; es bleibt nur, und dies ist auch der günstigste Fall, blosse Abzeichnungsvirtuosität, sonst aber nur zerrbildliche Detailmalerei kleinlicher und unwürdiger Gegenstände übrig. Auf diese Weise verrinnt, was in früheren Epochen noch Dichterkraft war, zuletzt vollends im trocknen Sande, und es erfüllt sich das Schicksal, welches der erste falsche Schritt in der That werth war. Eine halb abergläubische, halb mit dem Aberglauben spielende Poesie, das ist der bekannte erste Schritt und erkennbare Urtypus mit seinen anerkennenswerthen, auch selbständig poetischen Reizen; — eine auf das Nichts gekommene prosaische Abdrückung der gewöhnlichsten Dinge, ohne volle Gestalt, ohne Saft und Kraft, wie die gepressten und getrockneten

Pflanzen in einem Herbarium, das ist das reizlose Ende, wie es kaum den Botaniker und Anatomen angeht, der sich mit dem Todten zu schaffen macht.

Wäre von vornherein für Wahrheit und Wirklichkeit mehr Spielraum gewesen, hätte man den Fall und Verfall in den groben Aberglauben vermieden, oder wäre wenigstens eine positive Rückwirkung eingetreten und hätte die dichterische Energie gleich in ihrer ersten Bethätigung zur Reinhaltung und natürlichen Ausprägung ihrer Conceptionen in den Stand gesetzt, so würde die Weltgeschichte des poetischen Geistes eine andere und mehr stetige haben werden können. Da es nun aber einmal im Charakter des thatsächlichen Dichterthums gelegen hat, von vornherein im Punkte der Wahrheit eine abhängige Rolle zu spielen, so dürfen wir uns auch über den weiteren Verlauf nicht wundern und können erst von späteren Epochen die volle Ausgleichung für jene Uebelstände erwarten. Die Menschheit wird ebensowenig wieder zu Kindereien zurückgreifen, als sich greisenhafte Züge von Abgelebtheit als Realismus aufdrängen lassen. Sie hat in der neusten Epoche etwas von ihrer Kraft erprobt; sie hat nicht blos religiös, sondern auch politisch im Frankreich des 18. Jahrhunderts einen ersten Sturm erregt und wird es auch weiter verstehen, die Lüfte zu reinigen und anzufrischen. Literatur und Poesie werden dabei den Zuständen theils folgen, theils mit in ihre Gestaltung eingreifen. In ihrer gewöhnlichen Function werden sie blos Organe, in ihrer höheren aber selber aus eigner Initiative Antreiber zum Bessern sein können. Ob es künftiger Dichterkraft mit dieser letztern Aufgabe von Statten gehen werde, das wird davon abhängen, wie weit sie sich mit den Ergebnissen der Denkerkraft zu gatten vermöge. Die Betrachtungen über den Einfluss einer ganzen geistigen Atmosphäre auf die schöngeistige Literatur sind eben darum so lehrreich, weil sie zeigen, wo das erhebliche Deficit an Gedankenmacht und Gedankenfähigkeit in schwer ausgleichbarer Weise zu finden gewesen.

Das Frankreich des 18. Jahrhunderts ist so gut wie eine poesielose Stätte; es hat den Vorzug in der Verstandesschärfe mit dem Verlust erheblich poetischer Regsamkeit erkauft. Bei Voltaire hat uns schon das, was bei ihm Poesie sein soll, nicht mehr interessirt; dagegen ist er der Bannerträger von Verstand und Witz, und überhaupt von gesundem Sinn und Urtheil, in vielen Richtungen gewesen. Bei ihm findet sich echte Prosa, und er hat nicht blos das Priesterthum, sondern einigermaassen auch das Gelehrtenthum

mit seinem Spott in Verlegenheit gesetzt und sich zum Feinde gemacht. Bei Rousseau, auf den er als den jüngern nicht unerheblichen Einfluss ausgeübt, werden wir eine andere Haltung finden. Bei diesem ist die Prosa nicht selten poetisch angehaucht; aber es war auch ein Genfer und kein ungemischter Franzose, sondern trug in sich offenbar auch ein Stück germanischen Wesens. Er steckte von Anfang an tief in der Religion und arbeitete sich, von der Luft der französischen Literatur angeweht, nur etwas aus den gröberen Vorstellungen heraus, blieb aber stets mehr oder minder positiv und in Glaubenssätzen befangen, die er auf einen anscheinend natürlichen Gehalt zurückzuführen suchte. Von ihm konnte daher ein energischer Antrieb zu gedanklicher Emancipation nicht ausgehen. Er vertrat nicht die Verneinung und Vernichtung des Aberglaubens, sondern kämpfte gegen sie. Er erduldete gleichsam nur eine ihm von Aussen aufgedrängte Sichtung seiner Vorstellungen und gab diese dann weiter. Er ist in dieser Beziehung ein Canal und kein Ausgangspunkt gewesen. Er kommt wenig in Anschlag, wenn es sich um die Zerstörung des Aberglaubens handelt. Seine grossen Verdienste liegen sogar in der entgegengesetzten Richtung; er hielt fast krampfhaft an etwas Positivem fest und belebte mit seinem Feuer Gebiete, die ohnedies in allzu träger Regungslosigkeit verblieben sein würden. Obwohl er nicht dichtete, war er doch den Poeten weit verwandter als der so viel dichtende Voltaire, dessen eigentliche Stärke auf einer verstandesmässigen Zergliederungskunst beruhte. Ueberhaupt bildete Rousseau einen Gegensatz gegen die zersetzende und auflösende Richtung. Jedoch eben die Zersetzung und Auflösung war es, welche in Frankreich ihre Aufgabe zu verrichten hatte und weit darüber hinaus den Fortschritt verbürgte.

Mochte man sich immerhin in Deutschland von Ergebnissen dieser Zersetzung und Auflösung bisweilen unangenehm berührt finden und die Einseitigkeit fühlen, die in dieser ätzenden Geistesströmung lag, so war man doch auf dem falschen Wege, wo man meinte, Derartiges einfach von sich stossen zu können. Vernichtung ist nicht blos auch eine Macht, sondern oft genug eine Wohlthat, zumal wenn sie Nichts trifft, als den Aberglauben und das Verkehrte, was fortzubestehen nicht werth ist. Will sie aber mehr mit fortreissen und wendet sie sich auch mit gegen Gutes, nun so kann man sich ja gegen diesen Theil der Wirkung stemmen, während man den andern Theil gewähren lässt. Ist aber gleichsam an

solcher Verstandesinvasion irgend Etwas zu trocken und leblos, nun so mag der Genius (aus seinen eignen Mitteln) die kahl gemachte Welt wieder mit Leben, aber mit natürlichem erfüllen. Er hat dann den Vortheil, sie zugleich vom Truge befreit und nach dieser Operation mit untrüglicher Lebendigkeit ausgestattet zu wissen.

Als Goethe jenes verfehmte Buch kennen lernte, welches sich System der Natur betitelt, fand er sich damit gar leicht ab. Es kam ihm so grau, so todtenhaft vor; und in der That war auch Leben daraus nicht zu holen. Waren denn aber die Theorien, die darin ein schwaches Echo gefunden hatten, darum minder richtig, weil sie einen ziemlich trägen Niederschlag von Vorstellungen bildeten, die früher mächtigere Geister, als der verhältnissmässig platte Verfasser dieses Buchs, dem Druck der Welt entgegen ausgebildet hatten? Goethe hätte selber das Grau in Grün verwandeln sollen. Er hätte dann, indem er sich von den Nichtigkeiten und Werthlosigkeiten abergläubischer Ueberlieferung und Denkweise befreite, beiderlei Gutes zugleich haben können, nämlich Einiges von nackter Wahrheit und von deren wohlstehender Einkleidung. Thatsächlich blieb ihm aber nicht blos diese, sondern alle Theorie grau, weil er nicht die Fähigkeit hatte, schematische Gedanken der Weltanschauung aus eignem Fonds zu beleben. Was er wirklich lebendig auffasste und mit Leben erfüllte, das waren stets Einzelheiten, Unmittelbarkeiten, besondere Angelegenheiten um nicht zu sagen Interessen, ja oft nur Gelegentliches, was sich dem Sinn und Gefühl fertig darbot oder gar aufdrängte. Eine solche Belebungskunst ist aber nicht die höchste; sie geht an dem Grossen und Universellen vorüber, um sich an dem Spiel des kleinern Lebens genügen zu lassen.

Was war das System der Natur? Eine grundsätzlich ungöttische Auffassung der Dinge, die nur den Leitfaden der materiellen Thatsächlichkeit gelten lassen wollte. Hier hiess der Mensch eine Maschine, eine Pflanze u. dgl., und wurde entsprechend gekennzeichnet. Viel Geist war dabei nicht im Spiele; aber die Gedanken waren auch nicht so unerhört, als ihr falscher Verruf glauben machen möchte. Den Menschen hatte als Mechanismus auch mancher Denker betrachtet, der auf einem entgegengesetzten Boden stand, wie z. B. Descartes. Die Frage konnte also nur sein, ob es sich ausschliesslich um eine Maschine oder noch um sonst Etwas handeln solle. Dem Dichter wäre es unbenommen geblieben, gleichsam auf einem materialistischen Fussgestell ein sprechendes Denkmal zu

errichten, welches vom Wesen der Natur und dem höheren Lebensgepräge des geistig Menschlichen gezeugt hätte. Allein ein Goethe konnte das aus eignem Fonds nicht; ja es gelang ihm nicht einmal durch manche Umschau bei früheren Persönlichkeiten, die als grosse Denker galten und von denen er sich offenbar gelegentlich Etwas versprochen hat, - wie von Spinoza. Für alle solche Studienbegegnungen blieb er unzulänglich, und was er davon bekundet hat, bestätigt, wie wenig ihm diese Dinge homogen waren.

Französischen Anregungen überhaupt war er keineswegs grundsätzlich abgeneigt; wir haben früher seine Rousseaucopien berührt und auch gesehen, wie ihm Schiller sogar einen Vorwurf daraus machte, sich mit Voltaires Mahomet als Uebersetzer und Schauspielleiter eingelassen zu haben. Der Frankodeutsche wäre auch vielleicht am ehesten geeignet gewesen, das Frankreich des 18. Jahrhunderts auch im schärferen Denken auf sich wirken zu lassen, wenn nur eben dieses schärfere Denken seine Sache gewesen.

3. Muss jede ungöttische Auffassung der Dinge auch unpoetisch sein? Muss man mit der Aechtung der Götterfurcht auch allgemeine Empfindungen und Affecte ablegen? Ich dächte, Lucrez wäre einigermaassen ein zugänglicher Gegenbeweis davon, und grade ein Goethe hätte in Erinnerung daran seinerseits etwas Analoges, aber selbstverständlich modern Höheres leisten sollen. Statt dessen liess er sich aber, man weiss kaum recht woher, gelegentlich in ein Stückchen Pantheismus einlullen, den er freilich auch nicht consequent und ernst nahm, und bei dem er sich für allerlei andere Launen das Spiel immer noch offen hielt. Nicht einem Epikureischen System hätte eine Erinnerung an Lucrez zu gelten, sondern nur dem Umstande, dass mit einer von Göttrigkeiten freien Weltanschauung ein ansehnliches Maass poetischer Regungen vereinbar ist, die nicht grade immer wieder lehrhaft auszufallen brauchen. Im Gegentheil, wenn das Lehrhafte ganz bei Seite gesetzt wird, kann erst eine religionsfreie Dichtung zu ihrem vollen Recht kommen. Nicht einmal darauf darf sie sich versetzen, das Ungöttische erst ausdrücklich lehren oder auch nur betonen zu wollen. Sie muss vielmehr von vornherein sich so natürlich gestalten, dass aller Aberglaube wie von selbst wegfällt und nicht einmal einer Erwähnung gewürdigt wird. Das war freilich im Alterthum unmöglich; aber Angesichts des modernen Frankreich war es auf deutschem Boden nicht undenkbar, dass sich dort dichterischer Geist einen superstitionsfreien Thron hätte schaffen mögen. Es ist indessen

bisher nicht geschehen, und ein Goethe war wegen seines Mangels an Aufschwung, der ihn nicht blos im Politischen charakterisirte, nicht dazu gemacht, kühne Wendungen einzuleiten. Er liess sich wohl von Allerlei anzehren und kam über manches gemeine Vorurtheil hinweg, aber nur um, wie wir früher an ihm handgreiflich dargethan haben, mehrfach in idiopathischen Aberglauben, wie in den an das Dämonische, oder in antiwissenschaftliche Ueberspanntheiten der ärgsten Art, wie die Makariephantasmen, zu verfallen. Zu einer wirklich grossartigen Ansicht der Dinge, wie man sie von einem sich als universell gebenden Dichter erwarten könnte, gelangte er nie. An Allem, was in seinem langen Leben in diesem Sinne, sei es mit Recht oder mit Unrecht, irgend Widerhall fand, streifte er vorbei, ohne besondere Erregung oder ein Bedürfniss zu verrathen, sich dazu eine feste Stellung zu geben. Die Art, wie er ablehnte und wie er annahm, blieb gleich unentschieden und bezeugte seine Unempfänglichkeit für tiefere denkerische Einflüsse.

Wie es die Zeit mit sich brachte, so wurde er berührt; aber oberflächlich und nur punctuell fielen die Berührungen mit irgend welchem Denkerthum stets aus. Auch trugen daran die Beschaffenheiten der in Frage kommenden Philosophen und Philosophien nicht vorwiegend die Schuld. An Spinoza wusste er Nichts weiter herauszufinden, als dass es Einer wäre, der einfürallemal resignirt hätte. Ausserdem äusserte er sich zu dessen Gunsten, weil ihn Eiferer im Bilde fratzenhaft dargestellt und als verworfen bezeichnet hätten. Hiemit bethätigte er aber nur eine doch auch schon damals ziemlich billige Parteinahme gegen eigentliche Orthodoxie. Wenn er aber überhaupt auf Spinoza gerieth und nicht auf frühere mächtigere Geister, wie Bruno, so trug wohl hieran die curshabende und auch schon damals von Judäern und deren Genossen nicht wenig beeinflusste Ueberlieferung die meiste Schuld. Man fing an, Spinoza vorzustrecken, als wäre er der Emancipirer vom christlichen Aberglauben, und folgte doch thatsächlich nur dem Interesse, den zuerst von den eignen Leuten ausgestossenen und verfolgten Hebräer nun nachträglich zu deren Vortheil zu verherrlichen und damit zugleich Judäersinn, wenn auch nicht als specifisches Judenthum so doch in einer allgemeineren Gestalt, zu verbreiten.

Diesen Sinn haben wesentlich die meisten Spinozaempfehlungen seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag gehabt, wo nunmehr das zu Grunde liegende Geheimniss ein öffentliches geworden. Goethe und Andere hatten von dem Sachverhalt keine Ahnung, ebenso-

wenig wie sie sich der dreisten Zumuthungen der Lessingerei im Aesthetischen theoretisch zu erwehren vermochten. Eine dürftige sogenannte Aufklärung (ein komisches Wort in Bezug auf den seelenwanderungsgläubigen Lessing) wurde für Etwas ausgegeben, und das bessere französische Urbild, das nicht einmal bei Voltaires schon kräftigen Zügen stehenblieb, sondern eine noch festere Haltung annahm, fand sich auf deutschem Boden möglichst bei Seite geschoben und durch den Judenhorizont beschränkt.

Ob man die pantheistischen Anwandlungen auf Spinozistische Einflüsse zurückzuführen habe, bleibt ziemlich gleichgültig. Goethes Pantheismus, wenn man kurzweg von einem solchen reden darf, ist gestaltlos genug ausgefallen, um allenfalls auch mit Zügen theistischer Vorstellungsart zusammenbestehen und verwechselt werden zu können. Wenigstens ist von dieser Beschaffenheit das, was er seinem Faust in den Mund legt und wovon er dann gleichsam sich selbst antwortet, so ungefähr sage es der Pfarrer auch. Im Faust aber finden sich die Hauptspuren allgöttischer Vorstellungen; Goethe in Person hat dagegen wohl nie recht für etwas Bestimmtes verantwortlich sein wollen; dazu war er nicht blos zu diplomatisch, sondern auch im Innersten selber zu unentschieden. Ueberdies ist ja Pantheismus selbst mehr oder minder etwas Confuses, worin sich, je nach der besondern Religionsüberlieferung, falsche göttische Begriffe über Alles und Jedes ergiessen und so die Unmittelbarkeit der Natur verderben. Auf diese Weise ergiebt sich fast nur Haltungslosigkeit, und es lohnt sich nicht, darüber zu streiten, was dabei eigentlich sicher gedacht werde. In Wahrheit geräth eben nur die Ueberlieferung ins Wanken, und poetisch mag es noch am ehesten gehen, Etwas zu empfinden und zu imaginiren, was der pantheistischen Vereinigung unvereinbarer Eigenschaften und Thatsachen nebelhaft entspricht.

Worauf es ankäme, das wäre ein universelles Denken über die Natur in festen Zügen bestimmtester Art. Von einem Spinoza konnte dies Niemand, geschweige ein Goethe lernen, weil der hebräische Philosoph von diesem Ziel selber zu fern verblieben war. Die durch ihn von Descartes übernommene, aber einheitlich seinsollende sogenannte Substanz, diese allgemeine Dinglichkeit oder dieses allein durch sich selbst vorhandene und erkannte Sein war doch, ohne Hinblick auf die wirkliche anschauliche Natur, eine zu leere Hülse und noch immer von der Descartesschen Erbschaft her zu doppelschlächtig nach einer geistigen und körperlichen Seite

hin zweideutig getheilt, als dass sie einen deutlich fassbaren Begriff, geschweige eine populär anzueignende und dichterisch verwendbare Idee ergeben hätte. Ihre Attribute oder Zuschreibungen sowie die Arten und Weisen der Existenz sind vollends nichtssagende Formalbestimmungen scholastischen Schlages, bei denen auch nicht die geringste Einsicht herauskommt. Ein Dichter kann damit erst recht nichts anfangen; er weiss von der Natur nicht ein Körnchen mehr als vorher, wenn er sich überwunden hat, mit diesen Schemen und Schattenvorstellungen Bekanntschaft zu machen. Im Gegentheil kann sein natürlicher Sinn für ästhetische und harmonische Einheit nur verlieren; denn Spinozas Bestimmungen treten einigermaassen gezwungen und eckig hervor, theils seinem Naturell entsprechend, theils weil dabei Ungleichartiges, Eignes und Fremdes zusammengenöthigt werden. Gott oder die Natur, sagt er wohl; aber die Doppelheit wird er doch nicht los; die unmittelbare und reine Natur kann er nicht ungestört auffassen; denn seine judäische Ueberlieferung schiebt ihm etwas Anderes unter, das er in ihr finden möchte, was aber in ihr nicht zu finden ist und ihr daher erst angefärbt und aufgedrängt werden muss.

Ein Stückchen Einheitszug mag dabei immer obgewaltet haben und ein Verdienst sein. Allein der Zug zur Einheit ist noch nicht die natürliche Einheit selbst, ist noch nicht die unwillkürliche Zusammenfassung alles Mannigfaltigen durch wirklich zutreffende und umspannende Denkgestalten. Ursache seiner selbst ist kein solcher stichhaltiger Begriff, und überhaupt ist das Zurückgreifen auf eine allesabsorbirende Macht, wie es der jüdischen unterwürfigen Denkweise anhaftet, nicht der Weg zu einem natürlichen Ziel. Ebenso sind solche Vorstellungsarten, ganz abgesehen von den in ihnen enthaltenen Widersprüchen, auch dem selbständigen Aufschwung der menschlichen Gemüthskräfte nicht günstig. Die Anlagen zum Charaktervollen in der Weltauffassung können dabei nicht zu ihrem Recht kommen. Logisch also und moralisch zugleich bleibt hier ein Deficit, von dem Aesthetischen, wodurch doch der Dichter in erster Linie ergriffen werden sollte, gar nicht zu reden. Trotzdem hätte ein negativer Nutzen sich ergeben können; er lag in den Verneinungen der Christlichkeit und des zugehörigen gröbern Aberglaubens. Es scheint aber nicht, dass Goethe nach dieser Seite hin allzu scharf geritzt worden ist; denn sonst hätte er nicht im Faust schliesslich ein himmlisches Tutti Frutti auch nur als Allegorie so ungenirt vorsetzen können.

Sind schon die Denkformen bei Spinoza unzutreffend und ungenügend, so konnte vollends die dem Gegenstande in seiner Hauptschrift ganz unpassend angethane Darstellungsform, die ihre Beweise hölzern nach mathematischen Rubriken modellirt und so die bessere Natur der Sache überkünstelt und zerstückt, nicht dazu dienen, auf unmittelbare Anschauung angelegte Geister festzuhalten und zu fördern. Andernfalls hätte vielleicht der einzige sachliche Kern von einigem Werth, nämlich eine neue Wendung in der Lehre von den Leidenschaften, etwas mehr wirken können. Die Behandlung der Gemüthsbewegungen im Sinne einer Art von geistiger Mechanik und die Zurückführung ihrer Combinationen auf nothwendige Typen und Gesetze war damals immerhin ein ansehnlicher Schritt. Nur freilich wurde er dadurch etwas beeinträchtigt, dass sich Spinoza gradezu einbildete, durch blosse Verstandesanalyse die Leidenschaften auch praktisch bemeistern zu können.

Ueberdies ist seine Stellungnahme den Gemüthsregungen gegenüber halb mönchisch. Er denkt immer nur daran, wie sie niederzuhalten seien; aber wohl zu merken thut er dies nur im Interesse des Wohlbefindens, nicht aus Rücksicht auf Andere. Einen Dichter oder auch nur sozusagen volllebigen Menschen kann nun aber diese alte einseitige Aechtung des Gemüths unmöglich für sich gewinnen. Wenn also auch ein wenig in der Theorie der Leidenschaften, so hätte sicherlich nicht in deren Praxis Spinoza bei gesund denkenden Menschen, von lebhaft affectiv angelegten nicht zu reden, irgend eine Wirkung mit sich bringen können, als etwa eine abstossende. Bei einem Goethe, dem mit Recht später auch Kants Antisinnlichkeit unbehaglich vorkam, wäre jener Standpunkt eine Unmöglichkeit gewesen.

Wohl aber begegneten sich die beiden Naturen in einem andern Punkte einigermaassen. Es war dies ein Stückchen Moral (oder vielmehr Moralverneinung.) Bei Spinoza ist Alles, selbst die speculative Befriedigung, auf das isolirte Ich angelegt. Eine Moral giebt es bei ihm allerdings, aber nur keine gerechte. Die abwägende Rücksicht auf den Andern, in welcher die Gerechtigkeit wurzelt, ist bei ihm so gut wie nicht vertreten. Kann man nun auch von Goethe nicht ganz das Gleiche sagen, so war er doch in diesem Punkte mindestens auf Gleichgültigkeit angelegt, und in der Abwesenheit des hier fraglichen Besseren trafen beide Geister zusammen. Auch bei den Goetheanern kann man heute noch vielfach etwas Aehnliches beobachten. Die beiderlei Naturen, die für Spinoza grundsätzliche und bei Goethe gewohnheitsmässige Vernachlässigung

des sittlich Gerechten, haben ihre Verwandtschaft nie verleugnen können, so verschiedenartig auch die Ursachen sein mögen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sich Goethe durch die Spinozischen Lehren, soweit er Etwas davon richtig auffasste, in seiner moralischen Nonchalance bestärkt, und grade dieser gröbere Theil jener Lehren ist, wie der niedrigste, so auch der gemeinverständlichste gewesen. Den Geschlechtsreizungen soviel nachgeben, als es zur Gesundheit nothwendig ist, — diese Empfehlung liess sich nicht nur überall verstehen, sondern auch leicht dahin erweitern, das ganze Liebesbereich nach Maassgabe des eignen Befindens und blosser Selbstsucht zu cultiviren. Nimmt man noch die Spinozische Einerleisetzung von Macht und Recht hinzu, mit welcher der Mangel jedes selbständigen Gerechtigkeitsbegriffs besigelt ist, erwägt man, dass jedes Wesen sich bethätigen soll, wie es thatsächlich vermag, und dass ein falscher und schattenhafter Rechtsbegriff nur aus dem Machtprincip selbst, nämlich aus der Machtsteigerung in der Vereinigung hergeleitet wird, so kann man die alterirenden Wirkungen des in diesem Falle echt judäischen Standpunkts ermessen. Wo sich dem entsprechend in einer andern Nationalität und in einem Individualcharakter eine Unentwickeltheit oder eine verderbliche Abweichung zeigt, da kann sie sich in der Berührung mit solcher Sinnesart jedenfalls nicht verringern, sondern wird sich gemeiniglich noch mehr zum Uebleren gestalten. So Etwas kann man nun in Goethe, muss es aber in dem, was sich Goetheismus nennen lässt, in den meisten Fällen voraussetzen.

4. Für eine umfassende Dichternatur wäre es Bedürfniss, sich vor Allem in eine denkerische Grundanschauung von Welt und Leben hineinzufinden, um den eignen unmittelbaren Anschauungen der Dinge Gesammthaltung und universelle Grossartigkeit verleihen zu können. Im Gegensatz zu diesem Ziel hat sich gezeigt, dass einem Goethe der Rückgriff in das 17. Jahrhundert und ein wenig Gasterei bei Spinoza solchen Gewinn so gut wie gar nicht, wohl aber die Festhaltung bei minder guten Zuthaten der Denkweise eingetragen. Ein wenig anders hätte die Angelegenheit ablaufen können, wenn sich das Zurückgreifen noch um ein Jahrhundert weiter erstreckt und auf jenen ersten stürmerischen Andrang gestossen wäre, der vielleicht in Niemand mehr als in einem Giordano Bruno vertreten gewesen ist. Da, konnte man sagen, war denkerische und dichterische Haltung in derselben Person in einem hohen Maasse vereinigt. Dort war kein Pedantenthum alter oder neu-

modischer Art, dort keine Verknöcherung des lebendigen Gedankens in starren skelettartigen Formen im Wege. Eher hätte die allzu ungezwungene Haltung der Phantasie, aber doch sicherlich nicht bei einem Dichter, Bedenken erregen können. Ueberdies war dort Gesinnungsanregung, Kraft, Selbstbewusstsein, menschliche Würde und Anstemmen gegen alle Art von ungerechtem Druck vollauf zu finden. Die neue kosmische Weltanschauung hatte dort zum ersten Mal ihren Sitz aufgeschlagen und sich in höchster Fülle geistigen Lebens offen und frei verlautbart. Sie war nicht, wie heute gemeiniglich, kalt und nichtig. Sie war, wie sie in einem ersten Entdecker sich ausnehmen muss, überwältigend und feurig. Sie verschaffte dem Manne, der sie hegte, in ihren besondern Folgerungen eine andere und allem Bisherigen überlegene Idee vom Leben. Der enge Horizont verschwand, und die beschränkte ausschliessliche Selbstbeziehung des Menschen auf sich musste einem höheren Naturbegriff weichen. Die scheinbaren Schranken der Natur waren hinausgerückt; der Mensch mit seiner Erde und allenfalls auch mit seinem Sonnensystem war nur Eines unter Vielem, was als neben- oder übergeordnet in dem von lauter Sonnen erfüllten Weltraum vorausgesetzt werden musste. Die kleinlichen Religionsphantasmen, in denen sich die Eitelkeit der Völker gespiegelt, verblichen vor diesen lebendigen Farben einer voller erkannten Wirklichkeit. Der Mensch konnte nun durch Freiheit und Würde das ersetzen, was ihm an Nahrung für hohle Eitelkeit abhanden kam. Mit dem erweiterten Naturbegriff musste sich auch das Herz erweitern und der Muth steigern. Der Schauplatz war im Verhältniss zum All zwar ein äusserlich kleinerer, aber ein innerlich bedeutungsvoller geworden, und das Bewusstsein von der zugehörigen Rolle des Menschen musste sich souveräner gestalten.

Solchen und ähnlichen Erregungen verdankte nun Bruno das Maass von Freiheit, mit welchem er sich den Ueberlieferungen der Religion und Theologie theils wirklich entriss, theils zu entreissen suchte. Wenn er hier und da noch einigermaassen an Vorstellungsformen haftete, die in sich nicht ganz geeinigt und widerspruchsfrei waren oder sonst an Klarheit zu wünschen liessen, so ist dies auf der Grenzscheide zweier Geistesregime nicht zu verwundern. Derjenige, der zuerst in das neue Gebiet ausschaut, hat noch allerlei Nebelhaftes im Rücken, was ihn noch öfter umzieht und gelegentlich auch nach vorn den Ausblick trüben kann. Zum ursprünglichen Religionsbann kam noch manche Beengtheit, die von den verschie-

densten Phasen griechischer Philosophie herstammte und unter dem Schein der Emancipation manches denkerische Vorurtheil wieder miteinimpfte. Bruno hielt sich vorzüglich an die poetisch gearteten Bekundungen des alten philosophischen Geistes; er war keine überwiegende Verstandesnatur, und so kam es, dass er trotz seiner übrigens hohen und fruchtbaren Conceptionen doch manche unsichere Nebelgebilde mitumfing. Ob man ihn einen Pantheisten nennt, darauf kommt wenig an; aber es waltete in ihm jedenfalls eine Mischung der Vorstellungen, die auf die Dauer nicht haltbar ist und die noch ein wenig vom Theologen und Mönch herrührte, mit deren Gewand er noch nicht zugleich alles Uebrige ohne Rest abgelegt hatte. Trotz alledem hätten aber seine Schriften, die zugleich populär waren, in sichtbarer Weise mächtiger einwirken müssen, als es öffentlich den Anschein gehabt hat, wenn sie nicht dem Schicksal des von der Kirche Gemordeten gewissermaassen auch und zwar auf Jahrhunderte anheimgefallen wären.

Man scheute sich theils aus Furcht theils aus Eitelkeit, sie gehörig in Bezug zu nehmen oder gar sich zu ihnen zu bekennen. Der Geist des Märtyrers wirkte fort; seine ursprüngliche Kraft zog Manchen an; aber fast nur stille Entlehner und hauptsächlich auch solche, deren Plagiaten die anderweitige Unterdrückung Brunos zu Hülfe kam, pflanzten in entstellter Weise Einiges vor der Oeffentlichkeit fort, wie der vornehmlich zu nennende Leibniz eine Contrefaçon der Monadenlehre, was ich in meiner Philosophiegeschichte nachgewiesen habe. Unter solchen Umständen konnte sich auf die Brunoschen Schriften die Aufmerksamkeit nur ausnahmsweise lenken; sie mussten namentlich denen fast unbekannt bleiben, die sich nicht von Amtswegen um die Literatur des Faches kümmerten, sondern in Folge wirklich geistiger Bedürfnisse Ursache gehabt hätten, sich mit ihnen zu beschäftigen. So ist es erklärlich, dass eher alles Andere im Vordergrunde stehen und aufgesucht werden konnte, als die an sich effectvollen, durch ihren poetischen Hauch erfrischenden und die Gesinnungen wie die Anschauungen läuternden Werke des Nolaners. Wäre er nicht verfehmt und verhehlt gewesen, jene nach rückwärts weisenden Ueberreste, ja auch manche sonstige Unbestimmtheiten seiner Anschauung hätten ihm auch bei den späteren Lesern von natürlichem Interesse eher zum Vortheil als zum Nachtheil gereicht. Es wäre nämlich dadurch die Kluft nur gemindert worden; das spätere Publicum war in seiner durchschnittlichen Denkweise doch noch immer so rückständig, dass ein Bruno ihm

trotz jener Reste als noch immer um Jahrhunderte vorausgeschritten betrachtet werden konnte.

Dichternaturen hätten sogar noch vor andern Theilnehmern am Geistigen besondern Grund gehabt, sich an Bruno zu bilden, anstatt durch Spinoza im günstigsten Falle Etwas auf sich wirken zu lassen, was nur als schwaches Echo vom überlegenen Nolanischen Genius her gelten kann. Auch hätte der deutsche Geist sich mit der ursprünglichen Monadenlehre etwas verwandt fühlen können; denn sie suchte sowohl dem grossen Ganzen als der individuellen Einzelheit der Wesen gerecht zu werden. Auch müsste es vorzugsweise für den poetischen Sinn Reiz haben, die Fülle der unmittelbaren Individualität von der Allheit nicht verschlungen, sondern nur umfangen zu wissen. Das grosse ästhetische Weltproblem trifft hier mit dem logischen zusammen, und hat sich auch Bruno nicht überall in klaren sachlogischen Formen ausgelassen, so hat er sich doch überhaupt nach der richtigen Seite gewendet. Die Mannigfaltigkeit und deren Selbständigkeit geht ihm in keiner aufzehrenden Einheit unter, und er verliert auch nicht die harmonische Einheit in einer sich unbedingt zerstreuenden wild anarchischen Vielheit. Ungeachtet dieser naheliegenden Verwandtschaft ist es zu einer Annäherung der Dichter an diese Quelle nicht gekommen. Im 18. Jahrhundert war das Bewusstsein für die Geistesgeschichte noch nicht genug entwickelt, um andere als zeitlich und räumlich einigermaassen benachbarte Anregungen grundsätzlich aufzusuchen. Ist doch am Ende des 19. Jahrhunderts von den in der Geistesgeschichte herrschenden Schicksalen das Wichtigste noch nicht sonderlich durchschaut und meint die sogenannte Jetztzeit doch bisweilen mit Erscheinungen fertig zu sein, für die sie selber noch nicht fertig ist.

Unsere Meinung ist übrigens nicht, dass man sich von Bruno etwa die mehr naturalisirten Jenseitsperspectiven oder pantheistisch geartete Vorstellungen oder auch nur allzu rasch fertige optimistische Züge hätte herholen sollen. Man musste vielmehr, wenn man die beste Frucht haben wollte, das thun, was auch noch heute gültig ist, nämlich seine Ursache und sein Eines in der noch an etwas Scholastik erinnernden Gestalt zur Seite lassen und sich dafür seinen Betrachtungen über das Universum und die Welten zuwenden. Hier war der dauerbare Fortschritt anzutreffen und hier das Ueberwältigende der neuen Gedankenhaltung. Statt dessen sind es auch jetzt noch meist die rückständigeren Seiten an Bruno, mit denen man sich beschäftigt, so dass er in dieser Gestalt gleich Spinoza

vorzugsweise Theologen und theologischen Philosophirern anheimfällt. Man ist sogar bisweilen beflissen, ihm, wie im neuerlichen Seculardenkmal im eigentlichen Sinne geschehen, auch geistig die Kutte wieder anzuziehen, die er, getrieben durch seine kosmische Weltanschauung, schon früh abgelegt hatte.

Um des Kuttengeistes willen brauchte und braucht man sich nicht besonders zu bemühen; dessen Früchte sind auch im 18. Jahrhundert in Deutschland in feinerer Züchtung wieder hervorgewachsen; ja sogar die ganze Philosophiegeschichte seit jener Zeit hat einen starken Beigeschmack davon. Das Auftreten Kants galt, was man freilich heut gern im Dunkel belässt, einer grundsätzlichen Wiederherstellung der Metaphysik in etwas veränderter Façon, und im Anschluss daran der Vertheidigung einiger Glaubensartikel. Wem der Sinn nach Derartigem stand, brauchte im 18. Jahrhundert sich nicht weit umzuthun. Rousseau lieferte den staatsverbindlichen Glauben, und der Königsberger Professor machte dazu eine Antiverstandestheorie, die den menschlichen Verstand zur Raison bringen, einfürallemal auf letzte Einsichten verzichten lassen, kurz „das Wissen aufheben“ sollte, „um zum Glauben Platz zu bekommen“. Für einen Kenner, der sich seit lange gegen die conventionell gefärbte Geschichtsschreibung aufgelehnt und zur intimeren Durchschauung der Vorgänge durchgearbeitet hat, ist es überhaupt nichts sonderlich Anmuthendes, in einem lebensvolleren Zusammenhange an die neuste Metaphysikgeschichte auch nur streifen zu müssen. Indessen würden schwerlich die bei der Darstellung der einzelnen Literaturgrössen eben nur hingeworfenen kritischen Sätze, zumal sie heute noch sehr paradox sind, genügen und zu mehr dienen, als etwa die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Schwäche der gemeinen Versionen zu lenken, die es sich bisher hat gefallen lassen müssen. Ueberdies sind auch die Verfasser von Literaturgeschichten nicht grade sparsam mit ausführlichen Echos der herkömmlichen philosophischen Ueberlieferung, die sie aus eignen Mitteln nicht zu prüfen vermögen, auch bei ihrer meist officiös gelehrten Haltung gar nicht würden anfechten wollen. Da wird dann beispielsweise lang und breit so Etwas gegeben, was äusserlich wie ein Exposé der Kantischen Philosophie aussieht, den Zuschnitt von irgend einer der amtlichen Geschichten der Philosophie übernommen hat und dann nicht genug davon zu rühmen weiss, wie etwa ein Schiller sich in jene neuen Herrlichkeiten vertieft und daraus poetische Früchte gezeitigt habe. Solchem literarhistorischen Herkommen gegenüber

müssen auch wir uns, obwohl mit Widerwillen, dazu bequemen, das, was uns anderwärts schon reichlich beschäftigt und mehr als geläufig, nämlich zur endgültig abgethanen Sache geworden ist, auch hier noch wieder ein wenig vorzunehmen. Ebenso fordert die allgemeine Geisteslage des 18. Jahrhunderts dazu heraus, sowie auch der sehr bemerkenswerthe Umstand, dass ein Mann und Geist wie Bürger, in seiner spätesten Zeit, wenn auch ohne Schaden für seine Dichtung, sozusagen auf einige Kanterei hineingerathen konnte.

5. Nicht uninteressant, aber freilich auch begreiflich genug ist, dass Goethe die Kantische Philosophie von vornherein nicht hat an sich kommen lassen. Sie hat ihn offenbar mehr abgeschreckt als diejenige Spinozas. Sie war in ihrem Fundament aus sehr abstracten Denkrubriken zusammengesetzt, die an sich fast noch hinderlicher und abstossender wirken mussten, als das mathematische Gerippe bei dem hebräischen Philosophen. Sie lieferte überdies nicht directe Sätze über die Dinge, sondern wollte vor Allem eine Erkenntnisstheorie sein, wie solche, wenn auch im entgegengesetzten Sinne, schon Locke und Hume beschäftigt hatte. Dem Urtheil über die Dinge sollte nach Kant aus dem Wege gegangen und mit dem Verstande erst eine polizeiliche Voruntersuchung angestellt werden, ob er sich auch bisher nicht überall vergangen und Entscheidungsrechte angemaasst habe, die er nicht besitze. Dem ziemlich naturalistischen Goethe muss das nun etwas kraus vorgekommen sein. Uebler und antipathischer aber noch hat ihn das zugehörige Gegenstück von Praxis berührt, durch welche das Sinnliche noch mehr als das Sinnenmässige in einer Weise geächtet wurde, die an die alten sinnenfeindlichen Ueberlieferungen erinnerte. So absonderlich auch Goethe in manchem Aberglaubensstückchen fehlgriff, so galt ihm doch die Natur als etwas durch sich selbst Gerechtfertigtes, und es war ihm zuwider, wenn Einer meinte, ihr noch erst zur Raison verhelfen zu müssen. War nun diese Raison, wie bei Kant, noch ein ziemlich verzwicktes Ding, was sich in scholastisch logische Abstractionen verlor und sich nicht fassen lassen wollte, so entschwand jeder Boden, auf den zu treten Goethe auch nur hätte versuchen können. Seine ablehnende Haltung gegen das Kantische oder, wenn man lieber will, sein Entferntbleiben davon ist vielleicht noch der consequenteste Zug, den man in philosophischer Beziehung bei ihm antrifft. Die späteren Bastarde dagegen, in denen, wie bei Hegel, etwas vom Spinozischen Vorangang den Kern bildete, haben ihn nicht ganz unberührt ge-

lassen. Jedoch ist dies nur des Contrastes wegen von Interesse, und wir haben hier zunächst weiter zuzusehen, was an Kant für Dichter überhaupt in Frage kommen konnte.

Es ist dies gar nichts, wenn man es streng nimmt; aber streng ist Kant in seinem Jahrhundert, ja auch im folgenden kaum genommen worden. Was bei ihm ästhetisch sein sollte, ist das Schwächste, noch schwächer als das Moralische und die Stellung des Glaubens auf die Moral. Der Gebrauch des Zweckbegriffs wird bei ihm erst haltungslos gemacht, ihm die Gegenständlichkeit abgesprochen, dafür aber eine ästhetische Rolle zugetheilt. Kant hatte nicht die mindeste Unmittelbarkeit des Urtheils in ästhetischen Angelegenheiten. Gefühl und Tact für Derartiges gingen ihm soweit ab, dass er selbst die Form und Eintheilung seiner wissenschaftlichen Entwürfe nicht natürlich ebenmässig einrichtete. Seine Schablonen, wie seine Kategorientafel oder seine oft ganz pedantischen Eintheilungen nach der Combinationslehre hatten nicht nur etwas Willkürliches und Gezwungenes, sondern auch etwas Unschönes an sich. Da vierte und dreite sich Alles nolens volens; da wurde die ganze Natur in viermaldrei oberste Gesetze eingepfercht, und mit allem thatsächlichen Sein durch dieses geheimnissvolle Zwölfgespann davongefahren. Von dieser Beschaffenheit ist nicht nur die Anlage der ganzen sogenannten Vernunftkritik, sondern auch der Naturphilosophie. Es ist eine Spielerei, aber nicht einmal eine schöne, geschweige eine etwa von selbst wahrgerathene. Es ist das Widerspiel alles ästhetischen Tactes für unwillkürliche und naturwahre, aus dem Gegenstand selbst sich ergebende Schematisirung. Die Form wird der Sache angethan, als verzwickte und in verzwickter Weise.

Wer nun in seinem eigensten Bereich, das er besser als bisher irgend Jemand verstehen will und nach seinen Ansprüchen sollte, solche Aussenseiten und Blössen zeigt, dem wird man in eigentlich ästhetischer Hinsicht von vornherein nichts zutrauen, man müsste denn ein Schiller sein. Dieser hat sich grade an dem eigentlich ästhetisch Seinsollenden am meisten versehen und nicht nur im Anschluss daran eigne Aufsätze gewagt, sondern auch im Vertrauen darauf sonstige, abstractere und für ihn noch weniger verdauliche Philosopheme in seine Poesie verarbeitet.

Dies jedoch hier nur nebenbei. Die anscheinende Kantische Stärke oder vielmehr der Punkt, von dem aus er auch solidere Naturen, wie einen Bürger, reizte, lag anderwärts und wirkte

durch andere als ästhetische Motive. Dieser Cardinalpunkt ist der Zusammenhang seiner Raum- und Zeitverneinung mit den absoluten Ichvorstellungen des Individuums, also, populär geredet, mit den Jenseitsperspectiven und den zugehörigen moralischen Vergeltungsbedürfnissen. Grade die gerechteren Charaktere konnten sich leicht versucht fühlen, sich diesem Gewebe zu nähern. Fehlt es ihnen dann irgendwo an den nöthigen Kräften der Kritik, so konnten sie, wenigstens eine Zeit lang, darin steckenbleiben. Der gesunde und grade Sinn hätte freilich schliesslich das Gespinnst immer zerreissen müssen; aber zunächst stand doch immer etwas von Autoritätsglauben an die Möglichkeit nichttäuscherischer Metaphysik, also ein Stückchen geistesalchymistischen Wahns entgegen.

Raum und Zeit wurde, nach dem ersten Eindruck von Kants Auseinandersetzungen darüber, eine Art Schlagwort, eine Lieblingsverbindung, mit der man einheitlich den Spielraum von Welt und Leben bezeichnete. Auch Bürger bediente sich ganz spät einmal ausnahmsweise in dichterischen Wendungen des Ausdrucks in diesem Sinne und verrieth so, auch ausser durch seine Universitätsvorlesungen über Kant, wenigstens dem genauen Sachkenner eine Kleinigkeit von Angefärbtheit und Schule. Jedoch ist es ein Glück, dass man selbst in den spätesten Gedichten im Uebrigen von philosophischer Schulfarbe nichts zu merken bekommt. Hätte Bürger länger gelebt, so wäre er sicherlich auch theoretisch hinter den Trug gekommen. Seine wackere Natur konnte sich ein Weilchen täuschen, aber mit der Zeit wäre sie des Täuscherischen wohl mächtig geworden. Einfache Religionsreste blieben noch immer etwas Verdaulicheres als die Kantischen Satzungen, und nur solange man diesen wie einer noch erst zu bewältigenden Sache gegenüberstand, mochten die Alles versprechenden Philosopheme imponiren.

Kant hatte nicht ermangelt, sich als Copernicus der Metaphysik anzukündigen. Er wollte den Zuschauer sich drehen und die Sterne in Ruhe lassen. Raum und Zeit sollten keine Wirklichkeiten letzter Instanz, sie sollten nichts als subjective Formen der denkenden Auffassung sein. Wenn man das denkende Subject wegnähme, so würde die ganze Körperwelt zusammenfallen. Das klang nun kühn und mystisch genug, um auf diesem Boden (oder vielmehr in dieser Bodenlosigkeit) alles Mögliche zu concipiren und Widersprüche (als angeblich ausgeglichen) unterzubringen, (die sonst Jedermann als handgreiflich angesehen hätte.)

Jedoch hiemit sind wir bei den Swedenborgisch-spiritistischen Nachklängen in Kant. Wo er sich seinen Gegenstand zu beweisen anstellt, da geht es etwas weniger hoch und anspruchsvoll her; da lauten die Wendungen etwas bescheidener. Da zeigt sich, dass die Lehre von Raum und Zeit bei ihm eine blosse Verneinung bleibt, zu der er keine entsprechende Bejahung hat, und von der sich daher kein Begriff von stichhaltiger Deutlichkeit angeben lässt. Nicht also, ob der Kantische Satz wahr sei, ist die Frage, sondern was er zu bedeuten habe oder vielmehr ob er überhaupt Etwas, nämlich etwas positiv Fassbares zu bedeuten habe. Antworten hierauf sind nun freilich keine Dichterangelegenheiten, und grade daraus, dass sie von Niemand gegeben oder verstanden werden können, dem das allerabstracteste Denken nicht geläufig ist, begreifen sich die fascinirenden Eigenschaften, die mit jenen schwankenden aber anspruchsvollen Unbestimmtheiten verbunden sein konnten.

6. Ich für mein Theil kann in diesem Zusammenhange nichts Anderes thun, als mein Ergebniss formuliren, und dadurch zeigen, welche Foppereien sich mit der Geistesalchymie alten Stiles, d. h. mit der Doppelgängerin des Religionstruges einschleichen konnten. Einem Kant kam es nie auf eine rein wissenschaftliche Beseitigung der Schwierigkeiten an, die sich schon von den denkerischen Urzeiten her an die Vorstellungen von einem unendlichen Raume und einer nach der Vergangenheit hin unendlichen Zeit geknüpft hatten. Er wollte nur irgend eine Lücke schaffen, in die er sich mit den transcendentalen Resten d. h. mit einigen Glaubenssätzen flüchten könnte. Nicht weil etwa dem rein logischen und mathematischen Denken, sei es an sich, sei es in Anwendung auf die Natur, Schwierigkeiten und anscheinende Widersprüche aufstiessen, bemühte er sich mit seinen Gedankenfähigkeiten um eine Lösung, — nicht, um irgend einen Punkt der reinen Wissenschaft in Ordnung zu bringen, stellte er jene idiopathische Hypothese von der blossen Erscheinungs- oder Vorstellungsqualität aller Räumlichkeit und Zeitlichkeit der Dinge auf; sondern er that dies unter dem Antriebe dogmatischer Zwecke. Durch jene Wendung glaubte er, nicht ganz unähnlich wie sich früher der Bischof Berkely gegen die Realität der Materie zu verschanzen meinte, alles endgültige und vollständige Urtheil über Sein und Dinge lahmlegen zu können. Es war ihm, wohl als ehemaligem Theologen, die Vorstellung ganz unerträglich, dass Natur, erfahrungsmässige Welt oder sinnlich wahrnehmbares Sein das einzige und vollständige Sein ausmachen sollten. Was in

Raum und Zeit wäre, sollte demgemäss nicht Alles erschöpfen; das wirkliche Sein, (also nach seiner scholastischen Ausdrucksweise das Ansichsein,) sollte im Gegensatz zur Welt des blossen Erscheinens, des räumlichen und zeitlichen Erkanntwerdens) stehen. Was die Dinge an sich (d. h. in ihrer Raum- und Zeitlosigkeit) wären, könnte und brauchte man nicht zu wissen.

Eine solche blosse Verneinung, (mit welcher zugleich eine positive Auskunft von vornherein ausgeschlossen blieb,) gestaltete sich allerdings recht bequem. Auf einigen Widerspruchsschein, (wie namentlich auf falsche Folgerungen aus verfehlten Unendlichkeitsbegriffen) gegründet, liess sie die Hauptsache unerledigt, wälzte alle Schuld auf die Beschaffenheit und die Begriffe von Raum und Zeit (statt sich in besserer und schärferer Abstraction unmittelbar mit dem Unendlichkeitsbegriff und der Unendlichkeitslogik abzufinden, die in der That seit Jahrtausenden in die Irre gegangen war.) Dieser bequeme Abweg sah in der That nach dem theologischen Dogmatiker aus, (so kritisch sich der Königsberger Philosophieprofessor dabei auch anstellte.) Der Satz von Aristarch und Copernicus, dass die Erde sich um die Sonne bewege, ist ein positiver, (und die Verneinung des alten Vorurtheils dabei nur ein Zubehör und eine Folge des positiven Sinnes.) Die Erklärung von Raum und Zeit zu blossen Auffassungsformen ist aber (an sich selbst) kein deutlicher Begriff, (wie jene heliocentrische Vorstellung,) sondern eine ausschliesslich negative Angabe, (wobei sich etwas Zulängliches zu denken dem geneigten Leser oder Schüler überlassen oder vielmehr aufgeladen wird.)

Die pure Negation liefert dabei gar nichts und legt den Verstand brach; jeder Versuch zu einem positiven Begriff, (obwohl grundsätzlich abgeschnitten,) führt, wie bei Kant selbst, in das verstandeswidrig Mystische, (wofür später Schopenhauer das zugleich seltsamste und interessanteste Beispiel geworden ist.) Kant selber hatte nie recht gewusst, in jener Beziehung eine bestimmte und folgerichtige Haltung anzunehmen. Bald hat er das Verbleiben bei der blossen Verneinung betont, bald selber Folgerungen (wie vom Wegfallen der Körperwelt oder von der moralisch mystischen Gemeinschaft) gezogen, in der alle Wesen des Universums zu einander in Beziehung ständen. Nirgend aber hat er etwas Klares und Bestimmtes verlautbart, was (auch nur vor der gewöhnlichen Kritik) als nichtunsicher und nichtzweideutig bestehen könnte.

So hinfällig die neue Wendung war, so lag doch (wenigstens

im Allgemeinen darin ein Verdienst, dass gewisse mit den Raum- und Zeitbegriffen verwachsene Widersprüche in Frage gebracht und hiemit Probleme wieder nähergerückt wurden, die man lange hatte liegen lassen, oder an denen man allzu rasch fertig vorbeigestreift war. Auch war es ein verhältnissmässiger Abfall, wenn die Späteren, ausgenommen Schopenhauer, sich um den Punkt nicht mehr bekümmerten. Was man aber auch aus diesem Gesichtspunkt zu Gunsten der Kantischen Stellungnahme möge sagen können, ihre glaubensproblematische Beschaffenheit und sonstige unklare Zwitternatur wird dadurch nicht beseitigt. Einerseits sein formelles negatives Nichts und andererseits seine Ungeheuerlichkeit von dunkler überweltlicher Perspective, — das musste desorientiren, ja verworren machen, zumal wenn noch das Vertrauen auf die vorgestellte Gediegenheit des Urhebers hinzukam.

Die überlieferten Bedürfnisse von Jenseitsvorstellungen, theilweise sogar die bessere moralische Haltung mancher Persönlichkeit, die sich nach philosophischen Stützen ihrer in der alten Gestalt wankenden Ueberzeugungen umsah, mussten die Anziehungskraft jener räthselhaften Unbestimmtheiten verstärken. Solange Jemand damit noch nicht ins Reine gekommen oder der Sache überdrüssig geworden war, konnte er haften bleiben, und da es an Verwicklung, Weitschweifigkeit und Zumuthungen nicht fehlte, so konnte dies lange dauern. Heute aber, nach mehr als hundert Jahren, wo zwar aus Kant eine fertige Schulautorität gemacht, aber auch die Fruchtlosigkeit der vermeinten neuen Erkenntniss je länger desto mehr sichtbar geworden ist, kann man überdies auch mit einigen populären Hinweisungen nachhelfen und der Verfänglichkeit der Sache vollends die Spitze abbrechen.

Angesichts der verstandeswidrigen Ungeheuerlichkeit, die in der träumerischen Herabsetzung von Raum und Zeit zu Etwas liegt, was an sich Nichts sein soll, liegt eine Gegenannahme nahe, die sich auf die persönliche, subjectiv idiopathische Beschaffenheit der Kantischen Auffassung oder vielmehr seines Hirns bezieht. Es scheint nämlich, dass er nur einen unvollkommen ausgebildeten Sinn für die Schätzung der Zeitmaasse und wohl überhaupt wenig Sinn für die quantitative Bestimmtheit der Vorgänge und Thatsachen gehabt habe. Auf Grund solcher Annahme wäre es subjectiv erklärlich, dass er sich über die Realität des Messbaren und über die absolute Gegenständlichkeit der Zahlen so leicht hat hinwegsetzen können. Ein solcher Verstandesfehler musste im höheren

Alter verhältnissmässig stark und zwar auch im Alltäglichen hervortreten.

Der beste seiner Biographen, der aus unmittelbarer nächster Beobachtung über die spätesten Lebensjahre berichtende Wasianski, liefert in seiner einschlägigen Schrift (Kant in seinen letzten Lebensjahren, Königsberg 1804) neben manchen gleichartigen Anekdoten auch eine, die bei aller ihrer Komik doch eine ernsthafte Bestätigung unserer Annahme einschliesst. Nachdem er auf die aussergewöhnliche und immer mehr steigende Unfähigkeit Kants hingewiesen, sich mit der Zeitschätzung zurechtzufinden, erwähnt er auch als besondern Fall, dass er die Zeit, die zur Herstellung des Kaffees nach Tische erforderlich, wie ein reines Nichts erachtet und oft ungeduldig, ehe überhaupt die Beschaffung an sich irgend möglich und denkbar gewesen, zur Thür hinaus dem Zubereiter zugerufen habe: Kaffee! Kaffee!

Nun, das war auch ein Zeitproblem, setzen wir dem Kantischen Systemgeist gemäss hinzu, und sicherlich nicht eines, welches blos infolge von Altersschwäche falsch gelöst wurde. Eine Unterscheidung zwischen Kaffee an sich und Kaffee in der Erscheinung konnte hier nichts helfen, und doch ist nach Schopenhauer die Unterscheidung zwischen den Dingen an sich und den Dingen in der Erscheinung der „Diamant in Kants Krone". Jedenfalls ist diese Unterscheidung das Wesentliche des ganzen Systems, womit es steht und fällt; denn alles Uebrige ist nur nebensächliches Zubehör. Nun ist der Kantische Kaffee an sich freilich zeitlos; aber es zeigte sich an ihm, dass es auch einem Kant auf den Kaffee in der Erscheinung oder, wenn wir nicht im Schuljargon reden, auf die Erscheinung des Kaffees ankäme. Nur über die Erscheinung selbst täuschte er sich; da rechnete er falsch mit der Zeit, beging reale Widersprüche und warf gar Vieles zusammen, was sich von wegen der Zeitlichkeit und Räumlichkeit nicht verträgt.

Hienach ist es ohne Scherz eine echte Abnormität des Verstandes im eigentlichen Sinne des Worts gewesen, wodurch die vorgebliche Panacee für alle Widersprüche der Seins- und Weltbegriffe auf den Markt gebracht worden. Ein für besonders moralisch gehaltenes Interesse bildete daneben die äusserliche Zugkraft. Wie aber auch diese moralische Seite, sogar abgesehen von den zu stützenden Glaubensdogmen und an sich selbst betrachtet, in ungeheuerliche Abnormitäten ausgelaufen, das lehren Kantische Aufsätze, die zu den allerletzten zählen und sicherlich nicht die Entschuldigung

für sich haben, dass sich der Systemgeist nur infolge von Jugendlichkeit und Unreife einmal überschlagen hätte. Die Verkehrtheit ist vielmehr radical und constitutiv; sie verstieg sich beispielsweise zur eigensinnig fortgesetzten Vertheidigung des Satzes, dass Niemand das Recht habe, durch eine Lüge über den Aufenthalt des von einem Mörder Gesuchten das Opfer zu retten. Der Gefragte soll vielmehr lieber das Versteck verrathen. Dem grossen Moralisten fällt es dabei nicht ein, dass er Jenen hiedurch zum Beihelfer des Mordes macht und ihn sich nach dem gewöhnlichen Recht mit seiner hochmoralischen Handlung selber ~~das Schaffot oder~~ eine Anzahl Jahre Zuchthaus verdienen lässt. Vielmehr wendet er sich gegen den so einfachen richtigen Standpunkt als gegen „ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen“, wie es in der Ueberschrift des betreffenden Aufsätzchens heisst. Nicht um Liebe, sondern um die einfachste Pflicht und Schuldigkeit handelt es sich dabei, und wer diese thatsächlich verkennt, wird in dem fraglichen Fall zum Mitverbrecher, wenn man ihm nicht etwa eine aus moralischer Verschrobenheit folgende Unzurechnungsfähigkeit zubilligt und ihn demgemäss, statt dem Zuchthaus, dem Narrenhaus überantwortet.

Im Contrast hiezu steht freilich jener Nimbus, in welchem solche bis zur handgreiflichen Verrücktheit excentrische, ganz und gar verstandesklapperige Schulmoral manchen Leuten erschienen ist. Die äussersten Verkehrtheiten lagen nicht auf der Oberfläche, und man musste schon kritisch eindringen, um in dem durchschnittlichen Stoff der einschlägigen Hauptschriften die völligen Verstandesabnormitäten herauszufinden. Auch heute ist das Vorurtheil noch nicht überwunden, als habe Kant wunderwelche moralische Erhabenheit vertreten. Man kann sich aber beispielsweise aus seiner populär seinsollenden Anthropologie überzeugen, wie oberflächlich er den Egoismus auffasste und wie er das wesentliche Element darin, die ungerechte Hintansetzung des Andern, nicht erkannte. Einem solchen Defect gegenüber behält das halb formelle, halb mystische Spiel in dem unbedingten Befehl oder sogenannten kategorischen Imperativ kein Gewicht mehr, und das Prestige eines Stücks Moraltheorie schwindet ebenso wie dasjenige einer sogenannten Vernunftkritik, die im Grunde nur eine Abschaffung des Verstandes bedeutete.

7. Wirklich hat der Kantische Restaurationsversuch seine Spitze gegen das gekehrt, was im 18. Jahrhundert mit Recht den

guten Namen der Aufklärung trug. Wo sich jener Versuch selber den Anschein der Verneinung überlieferter Begriffe, wie beispielsweise des Gottes- und Seelenbegriffs, gab, da stak hinter solcher Kühnheitsschaustellung nichts Ernstliches. Mit diesen oder jenen Mitteln, also etwa aus abstracter, künstlich erfahrungslos gedachter Vernunft, sollte dies oder das nicht ableitbar sein; wie es aber, abgesehen von solchen Einschränkungen von Wenn und von Aber mit der Sache selbst stehe, darüber wurde weislich nichts bestimmt ausgesagt, sondern der Glaube im Anschluss an das Herkommen ins Feld geführt. Von dieser unsichern Zweideutigkeit wurden auch haltbare Ideale ergriffen, die sich sehr wohl mit einer durchgreifenden Aufklärung vertragen hätten. Alles sollte nur Annäherung und der Mensch unfähig sein, Etwas vollständig zu erfassen oder zu erreichen. Praktisch wie theoretisch sollte sich der Menschengeist degradiren und auf das Vollkommene verzichten. Diese kläglich untergeordnete Stellungnahme passte zum Widerstand gegen die französische Aufklärung und überhaupt gegen die progressiven Elemente im Geiste des 18. Jahrhunderts. Wenn über die Rückschrittlichkeit dieses Curses sich Manche täuschten, so rührte dies von jener verklausulirten Zwitternatur her, die den Schein der Kühnheit herauskehrte, wo sie in Wahrheit dem armseligsten Kleinmuth das Wort redete.

So begreift es sich auch, wie sich unbefangene Geister, wenigstens bei der ersten Bekanntschaft, an der „Kritik der reinen Vernunft“ versehen und diese ebenso anspruchsvolle als dickleibige Arbeit, wenigstens in Briefen an Kantianer, „das Buch der Bücher“ nennen konnten. Von unserm Standpunkt aus wäre das vielleicht kaum ein Compliment; aber wer das Buch der Bücher, als welches es von dem eignen darin verherrlichten Volksstamm gern angesehen und ausgegeben wird, in seinem früheren Leben nicht wenig zu beachten gehabt hatte, konnte in einer solchen Bezeichnung wohl eine momentan berechtigte Hyperbel erblicken, um einem zunächst affectiven Eindruck auch einen entsprechenden Ausdruck zu geben. In diesem Falle war Bürger. Er hat nach dem Tode seiner Molly offenbar das Bedürfniss gehabt, sich durch tiefere Untersuchungen über Sein und Nichtsein mehr als sonst zu genügen. Die Kantische Schriftstellerei war um dieselbe Zeit grade im Aufgange begriffen, und obenein eine Theilnahme dafür in Göttingen, schon weil sie etwas Neues war, bei der dortigen Gelehrtenschaft von traditionell zopfigem Charakter eine entschiedene Ketzerei gegen das universi-

täre Herkommen. Bürger bewies also (in seiner Stellung als einfacher Docent)-den herrschenden Professoren gegenüber-sogar noch Muth, indem er auf Kant einging und Vorlesungen über die kritische Philosophie hielt.

Er war aber eine zu solide Natur, als dass bei ihm irgend eine Unbestimmtheit oder Zweideutigkeit sich auf die Dauer hätte einnisten können. Allerdings entsprach es einem gutgläubigen Gemüth,-die eigne, offene und ehrliche Verstandeshaltung auch anderwärts gern vollständig vorauszusetzen,-und so mag er auch (in dem Hauptbuch von Kant) das Ungewisse und Unklare, (statt auf einen von vornherein zur Zwitterhaftigkeit verurtheilten Standpunkt,) auf die Schwierigkeiten der Sache verrechnet und hiemit entschuldigt haben. Aus dem vorletzten Jahr seines Lebens können wir aber ein vollgültiges Zeugniss aufweisen, wie über ihn-die nebelhafte Ideologie Kantischer Art-nicht die geringste Gewalt mehr hatte, (wozu noch kommt, dass-in dem halben Dutzend Jahren, die etwa seit seiner Einlassung mit Kant dazwischenlagen,-seine Dichtungen kein Stück specifisch Kantischer Gedankenhaltung verriethen.) Indem er (in seiner dichterischen Vertheidigung gegen den Schillerschen Angriff) die nebulose Art seines Gegners kennzeichnete, traf er sichtlich genug die Kantische mit; (denn jene war eine Entlehnung von dieser.) Im „Vogel Urselbst“, (jenem schon früher erwähnten polemischen Gedicht von 1793,-welches für Schiller noch kennzeichnender ist als für Bürger,) wird-als Charakteristicum des Gegners-der „Vogel Ideal“, (als haltungsloser Gegensatz zum Bürgerschen „Urselbst“ oder „Original“,) gründlich verspottet. Es werden, (in Bezug auf jenen Vogel Ideal,) Schiller die Verse in den Mund gelegt:

Ja, wär' er auch ein Popanz nur
Von metaphysischer Natur,
Der durch's Transcendentalreich streift,
Wo man nicht sieht, nicht hört, nicht greift,
So schreit man dennoch: „Schau', o schau'!“ —
Dem Andern dunstet's dann doch blau.

In der That war Bürger nicht der Mann, sich-durch Schiller oder Kant blauen Dunst vormachen zu lassen. Dazu wurzelte sein Standpunkt doch zu fest in der Wirklichkeit. Was würde auch aus Bürgerscher Dichtung für ein Gegentheil (ihrer selbst) haben werden müssen, wenn sie, (anstatt sich mit bestimmbaren und klaren Idealen zu begnügen,) hätte sozusagen Idealflunkereien (metaphysisch

verzerrter Art anheimfallen können! In dieser Hinsicht ist glücklicherweise keine Spur, wohl aber, von Anfang bis zu Ende, überall das Gegentheil anzutreffen, und diese Thatsache gehört mit zu dem, was den Dichter in der deutschen Literatur so einzig auszeichnet.

Der fragliche Gegensatz kann den Kenner auch nicht im Mindesten befremden; er ist natürlich und nothwendig; er ist eine einfache Folge des Festhaltens an Wahrheit und Wirklichkeit. Man braucht durchaus nicht in einem engeren Sinne Volksdichter sein zu wollen, um Wendungen einer verschraubten und weltentfremdeten, scholastisch vornehmthuerischen Philosophie abweisen zu müssen. Schon der allgemeinere Gesichtspunkt einer Wirklichkeitspoesie bringt die Fernhaltung solcher Halbheiten mit sich, ja macht gradezu den Kampf gegen sie nöthig. Was soll überhaupt der Dichter mit Begriffen, die sich - eingestandenermaassen - nicht allgemeiner machen und popularisiren lassen? Da sind ja die klareren Bestandtheile der directen Religionsreste verhältnissmässig noch weniger schlecht; denn diese Vorstellungsformen, so unrichtig sie auch sein mögen, haben wenigstens den Vortheil der Bestimmtheit und Fasslichkeit für sich. Demgemäss ist denn auch die Bürgersche Poesie,- wo sie Einiges von jenen Resten beibehielt,- auch in formeller Beziehung besser ausgefallen, als geschehen sein würde, wenn sie dem Andrang metaphysischer Idole und philosophirerischer Halbwüchsigkeiten nachgegeben hätte.

Auch wen besonders die deutsche Eigenart bekümmerte, den könnte es nur zufriedenstellen, dass sich die Bürgersche Dichtung, also auch Bürger selbst, einer Metaphysik und Philosophie zu erwehren vermochte, die - grade auf die bessern nationalen Eigenschaften - so gut wie keinen Anspruch hat. Geschrieben war sie allerdings deutsch; denn mit der Fremdsprachlichkeit war es schon früher so ziemlich zu Ende gegangen. Allein, was man heute dem Gehalt nach deutsch oder germanisch nennen könnte, dafür hatte sie nicht einmal einen Instinct, geschweige ein Bewusstsein davon. Sie pflegte zwar nicht in eigentlich gelehrter Weise die antike philosophische Ueberlieferung; aber sie entnahm ihr, und zwar deren schlechterem epigonenhaften Nachhall,- wie wenn es sich von selbst verstände,- unbesehen und im mystischen Sinne solche Begriffe, die, wie namentlich der Gegensatz von Noumenen und Phänomenen,- also Existenzen an sich und blossen Erscheinungen, im eignen System fundamental wurden. Nun lässt sich freilich

zugeben, dass in der abstractesten Theorie das allgemein Menschliche und menschlich Gültige es ist, worin die nationalen Vorzüge zur Bethätigung kommen müssen. Es scheint demgemäss, als wenn hier nicht, so wie in der Dichtung, das specifisch Nationale sichtbarlich zum Ausdruck kommen könnte oder dürfte. Tiefer untersucht ist aber der Sachverhalt doch ein anderer. Die Anlagen, die zu irgend einer besonders gesteigerten Art Wissenschaftlichkeit in einer Nationalität liegen, prägen den Errungenschaften in dieser Richtung nach Inhalt und Form den Stempel des eigenthümlich Nationalen auf, so allgemein verbindlich die gewonnenen Sätze und Anschauungen auch sein mögen. Freilich zeigt sich der nationale Typus weit greifbarer, sobald man sich im Charaktergebiet befindet oder es sich etwa um das Gepräge der Moral handelt. Aber auch hier hat die Kantische Gedankenhaltung nichts an sich, was besonders dazu berechtigte, in ihr eine eigenthümlich deutsche Ausprägung der Philosophie zu sehen. An dem heute Erreichten gemessen, nimmt sie sich vielmehr als der wesentlich deutschen Gemüthsbegriffe baar aus. Sie hat noch keine Ahnung davon, dass man die Schmach des Jahrtausends überwinden und der praktischen Geistesführung einen andern positiven Inhalt geben werde, als ihn die Restüberlieferungen des Kuttengeistes mitsichbrachten. Sie schöpft nicht aus dem freien Völkerwesen, sondern aus Schultraditionen, die obenein zu einer ebenso kahlen wie unbestimmten Allerweltsweisheit verbleicht sind.

Eine Philosophie von eigenthümlich deutschem Charakter, welche den besten Seiten des modernen Völkergeistes entspräche, hat es bisher nicht gegeben und konnte es im genaueren Sinne des Worts auch nicht geben. Philosophie im gewöhnlicheren Sinne ist wesentlich ein griechisches Erbstück geblieben. Die Griechen aber kann man in Rücksicht auf das bei ihnen Vorherrschende kurzweg eine Nation von Sophisten nennen. Die entsprechenden Züge von Trug haben sich, ähnlich wie der Priestertrug, auf das Geistesleben späterer Völker vererbt, und man muss mit der ganzen Sache aufräumen, wenn man für Etwas von höherer Gattung Platz schaffen will. Was hier der Denker zu thun habe, um nicht in dem Philosophenthum griechischen Schlages steckenzubleiben, ist eine heutige und zwar speciell unsere eigenste Angelegenheit. Dichter aber in ihrem Gebiet und in ihrer Art konnten von der modernen Emancipation eher Etwas vorwegnehmen, und in diesem Sinne hat Bürger einen Anspruch darauf, ein echter Vertreter wirklichen deutschen Geistes

gewesen zu sein. Der Gehalt seiner Dichtung entspricht mehr dem modernen Völkergeist, als die mit ihr zeitgenössischen oder auf sie im Laufe eines Jahrhunderts gefolgten Philosophien.

8. Nachdem wir uns für die im 18. Jahrhundert geschaffene geistige Lage mit dem Einfluss des Denkens auf die Dichtung beschäftigt haben, müssen wir noch an die allgemeine Möglichkeit eines umgekehrten Einwirkungsverhältnisses streifen. Man hat von den Dichtern bisweilen behauptet, dass sie den Denkern vorangehen und ursprüngliche Geisteselemente schaffen, die für die nachkommende Reflexion Gehalt und Stoff abgeben. Ja man hat sich bis zu dem Satze verstiegen, zunächst bringe ein Volk seine grossen Dichter und dann erst seine grossen Denker hervor. Derartige Aperçüs glitzern zwar historisch ein wenig; aber stichhaltige geschichtliche Wahrheiten sind es nicht. Die verschiedenen Standpunkte und Arten der Dichtung entwickeln sich — vom ersten Ursprung her — parallel mit gewissen Geisteshaltungen, die das jedesmal zugehörige Maass von Vorstellen und Denken vertreten. Wenn hiebei Etwas rückständig ist, so sind es, wenn man die besten Ausprägungen der beiderlei Geistesentwicklungen in Anschlag bringt, doch — der Regel nach — die Dichter. Sie sind es nämlich in dem, wodurch sich das eigentliche Denken auszeichnet — oder, mit andern Worten, in den verstandesgemäss zu gestaltenden Zügen der Welt- und Lebensanschauung.

In ihrem eigensten Gebiet mag die Dichtung mit der Entwicklung gehaltvollen Stoffes immerhin vorangehen. Sie ist dabei fast so unabhängig wie die Musik. Die Gestaltung der Gefühle ist eine Sache für sich und gehört nicht dem eigentlichen Denken an. Wenn sie aber vom Denken zum Gegenstand gemacht und etwa gar zum Ausgangspunkt von principiellen Antrieben und besondern Sätzen genommen wird, so ist dies kein anderes Verhältniss, als in welchem sich jeder andere thatsächliche und gegebene Sachverhalt ebenfalls darstellt. Der eigentliche Gedanke bleibt seinerseits nicht blos unabhängig, sondern trifft in seinem Gebiet auch die Entscheidung, die für die Beziehungen des sonstigen Stoffs maassgebend wird. Es bleibt also, wenn man genauer unterscheidet, keine eigentliche Concurrenz, also auch keine gegenseitige Kreuzung sichtbar. Wenn jeder Theil seine Schuldigkeit thut, so hat er nie die Function des andern Theils, sei es im Voraus vorwegzunehmen, sei es nachträglich zu copiren. Wohl aber unterliegt der Dichter, und zwar nicht erst als dichtender, sondern schon als denkender

Mensch,) auch den Gesetzen des Denkens und Wissens, und diese natürliche Einordnung ist etwas ganz Anderes, als etwa die Theilnahme am Dichtungsgehalt, der sich auch der Denker nicht entziehen darf, wenn er nicht sozusagen auf die Fühlung mit dem Leben und auf die intensivste Empfindungswirklichkeit verzichten will.

Es müssten aber gar haltungslose Denker sein, die sich durch eine Halbwelt angeblicher dichterischer Philosopheme beirren liessen. Die lyrische Faustiade eines Goethe ist nicht, wie man behauptet hat, eine Fundgrube für zeitgenössische Denker gewesen. Selbst der verworrenen Charlatanerie eines Hegel und Aehnlichem gegenüber möchte das Verhältniss doch noch eher ein umgekehrtes gewesen sein. Ueberhaupt aber handelte es sich damals um Nichts, was als echt denkerisch gerechnet werden könnte. Was aber jenen Poeten selbst anbetrifft, so haben wir es wohl in dessen Darstellung wie in diesem Capitel hinreichend gekennzeichnet, wie er, weit entfernt von activen denkerischen Fähigkeiten, nicht einmal in seinem passiven Verhalten zu fremden Gedankeneinflüssen erhebliches Urtheil bekundet hat. Ja wir haben hiezu nicht einmal in das 19. Jahrhundert vorzugreifen gebraucht, in dessen erstem Drittel sich neben Goethe die ganze Philosophiade abspielte, die man als eine Frucht der Dichtung in Frage gebracht hat. Freilich hat diese sogenannte Denkerära danach ausgesehen, als wenn sie die Rolle der zerfahrensten Poeterei übernommen gehabt hätte; aber eben deswegen kann sie kein rechtes Beispiel abgeben, um über die normalen Verhältnisse wirklichen Denkens zum Dichten zu urtheilen.

Da sind die weltgeschichtlichen Dimensionen doch lehrreicher; sie aber zeigen uns, wie schon gesagt, weniger eine Aufeinanderfolge als eine Parallele zwischen verschiedenen Standpunkten der Dichtung und des Denkens. Hält man sich an die epischen Zeitalter, also im Bereich des Griechenthums und seiner ästhetischen Auszeichnung an die Homerischen Dichtungen, so scheint hier ein Anfang der Poesie vorhanden zu sein, neben dem kein eigentliches Denkerthum in Frage kommt. Statt dessen ist es der Gedankengehalt der Mythen, an den sich die dichterischen Vorstellungen anlehnen und den sie verbrämt mit den groben Volksphantasien noch weiter ausschmücken. Woher stammt aber dieser Gedankengehalt in der göttischen und mythischen Phantastik?

Es hiesse sich doch mit ihm zu leichthin abfinden, wenn man nichts weiter thäte, als einfach auf die Völkerphantasien hinweisen und die Volksimagination zur Schöpferin von Allem machen. Blosse

Volksnaivetät in ihrem naturwüchsigen Vorstellen kann nicht all diesen göttischen Glauben verschuldet haben. Im menschlichen Hirn, selbst im halucinatorisch gelegentlich desorientirten, steckt Nichts, was beispielsweise den Glauben an die persönliche Existenz einer Aphrodite unmittelbar hätte mit sich bringen können. Erst Missverständniss und Täuschung, ja nur eigentlicher Betrug erklärt, zusammen mit der naiven Leichtgläubigkeit einer geistig und politisch abhängigen Menge, das Aufkommen und Herrschendwerden jener groben Einbildungen. Ursprünglich könnten es nur natürliche Conceptionen und bewusste Personificationen gewesen sein, die von mehr oder minder denkenden Menschen ausgingen. Der grobe Mythen- und Götterspuk ist daher, meiner Auffassung nach, zum grössten Theil als eine Entartung anzusehen, die sich durch das Missverständniss in der Ueberlieferung von feineren Gedankengebilden, hauptsächlich aber durch den interessirten Betrug ergeben hat, der solche Missverständnisse nicht nur gewähren liess, sondern begünstigte und schliesslich weiterzüchtete. Wie der mittelalterliche und neuere Glaube an die Heiligen im Himmel, mit seinem bunten Legendenreich und seinen wunderthätigen Bildern, auch nicht aus blosser unschuldiger Volks- und Völkerphantasie geschaffen worden, ebenso wenig lässt sich für den Glauben an die Handgreiflichkeit der antiken Götter eine so harmlose Ursache zum zureichenden Erklärungsgrunde stempeln.

Muss man nun aber eine Verderbung früherer besserer Denk- und Vorstellungsansätze schon in den epischen Zeitaltern annehmen, so erscheinen die Dichter, noch mehr als ohnedies, als Theilnehmer an der verschlechterten Gedankenhaltung. Selber nur theilweise im rohen Volksglauben befangen, zu einem andern Theil aber mit ihm spielend, ähnlich wie die Dichter der spätesten Epochen, schwimmen sie gleichsam mit dem Strome des Trugs in einer Naivetät, die oft genug nur eine anscheinende ist. Dies ist natürlich nicht der Weg, irgend eine Aufklärung vorzubereiten. Wenn letztere aber durch andere Geistesmächte, wie durch die emancipirenden Wirkungen des Wissens, trotz rückständiger Poesie dennoch kommt, dann finden sich auch die Dichter der entsprechenden, bereits erleuchteteren Zeiten genöthigt, ihrem Publicum zu folgen und den groben Aberglauben hier und da zu sichten, überall aber zu verfeinern. Auch in diesem Fall schwimmen sie wieder mit dem Strome; denn auch das Maass von Kritik, dem sie sich unterwerfen, treibt sie und ist der Regel nach nicht von ihnen, sondern von den Mächten des Denkens und Wissens geschaffen.

Sieht man im Griechenthum vom epischen Zeitalter ab, so gehen die berühmtesten oder wenigstens originalsten Denker seit der Zeit des Pythagoras den ausgezeichnetsten Dichtern voran, worauf aber hier kein Gewicht gelegt werden soll. Das natürliche Verhältniss besteht nämlich darin, dass in den entwickelteren Zeiten beide Arten der Geistesbethätigung nebeneinander hervortreten. Dieser Sachverhalt würde sich auch sonst bestätigen, wenn man nur die Uranfänge von Allem kennte und beispielsweise auch die vorepischen Regungen des sozusagen ungeschriebenen, aber doch eigentlichen Denkens festzustellen vermöchte. Nicht also die Zeitordnung, wohl aber die Werthordnung ist in den beiden Gattungen eine verschiedene. Verstand und Wissen haben sich stets oben gehalten wie der Kopf, während die Anregungen der Gefühle mehr der Lage des Herzens entsprachen. Dieser an sich so natürliche und begreifliche Sachverhalt schliesst nun aber nicht aus, dass im Laufe der Menschheitsentwicklung verschiedentlich Ausgleichungen stattgefunden haben und noch weit mehr stattfinden werden. Auch im Dichterberuf kann das volle Maass des Gewissens erweckt werden, und dann wird es mit den Anbequemungen vorbei sein.

Es wird alsdann nicht mehr auf Kosten der Wahrheit gedichtet werden, sondern die Dichter und überhaupt die Belletristen werden sich berufen fühlen, der vollen Wirklichkeit, natürlich nicht der gemeinen und platten, sondern der edelgestalteten zu huldigen. In diesem Sinne muss auch eine verbesserte Auffassung und Benützung der ganzen Geistesgeschichte zu Hülfe kommen. Nicht blos die vorläufige Geistesgestaltung, wie sie die Lage eines einzigen Jahrhunderts, wenn auch noch so geklärt darbietet, sondern das denkerisch Beste, wo und wann es sich auch gefunden habe, muss zur lebendigen Anregung dienen. Auf diese Weise werden Wendungen und Situationen der Geistesgeschichte, die in derselben Weise nie wiederkehren, mit ihrer Kraft und ihrem eigenthümlichen Leben von Neuem wirksam; namentlich können auch die Dichter auf diese Weise finden, was ihnen homogen ist, und es wird, bei einiger Vorsicht und Kritik, beispielsweise ein Zurückgreifen auf Giordano Bruno für den poetischen Geist eine echte Förderung bedeuten können, wenn auch einige dort anzutreffende besondere Gedankenformen längst zu den ausgemerzten gehören mögen. Die neue Situation und zugehörige Aufgabe ist es in diesem Falle, wie oben erläutert, vornehmlich gewesen, was die frische und intensive Lebendigkeit der Auslassungen verursacht hat. Eine solche Situation

(für den gleichen Gegenstand) kehrt nicht wieder, und darum haben ihre unmittelbaren Geisteswirkungen einen so einzigen, (wenigstens in den fraglichen Beziehungen durch nichts Anderes vertretbaren) Werth.

Aehnlich, aber noch bedeutsamer, ist die weltgeschichtliche und nationale Lage gewesen, der gegenüber ein Sokrates gleichsam zum typischen Befreier (von dem Truge des eignen Volksstammes,) von der Sophistik und philosophirerischen Raffinirtheit geworden. Diese Situation (in ihrer vollen Originalität) kehrt auch nicht wieder; sie ist einfürallemal erledigt, und es kommt nur darauf an, dass die spätere Welt sich (durch lebendige Reproduction) immer wieder von Neuem ihrer Frucht bemächtige. Verfährt man analog auch mit allem Uebrigen, (was die Menschheitsgeschichte an Einzigem und nicht Wiederkehrendem geboten hat,) so emancipirt man sich von der Einseitigkeit jeglichen Jahrhunderts und der jedesmaligen Gegenwart.

Wir haben auf die geistige Lage im 18. Jahrhundert einige Blicke geworfen. Wir haben den entschiedenen Ansatz zum Modernen (und auch sonst manches Gute dabei) angetroffen. Wir haben die Klärung des Verstandes hervorgehoben, die sich durchzusetzen begann. Wir haben aber auch gesehen, welche Hindernisse und Rückständigkeiten, (namentlich auf Seiten der Dichtung,) die durchgreifende Wirkung zunächst beeinträchtigten. Wir haben uns auch die Einseitigkeit nicht verhehlt, die in der vorläufigen Betonung des Verneinenden und Vernichterischen liegen musste. Allein wir haben auch auf die Ergänzungen und das Schaffende hingewiesen, welchem sich jede Epoche (durch kritische Auffrischung der besten Menschheitsüberlieferungen) wieder nähern kann, (soweit nicht schon eine eigne, die Zukunft gestaltende positive Geistesmacht am Werke ist.)

Wir hätten auch noch auf die charakteranfrischenden Wirkungen der französischen Revolution (als auf ein wichtiges Geisteselement) allgemein eingehen können; (aber für den Gegenstand dieser ersten Abtheilung unseres Buchs genügte eine blosse Hinweisung.) Bürger, (und auch dieser nur mit den wenigen ihm übrigbleibenden Lebensjahren,) musste bisher unser einziges Beispiel von der Charaktererregung und Charakterverwandtschaft bezüglich jener menschheitlichen Aufraffung bleiben. Ein gediegeneres werden wir auch künftig nicht antreffen, wohl aber bedeutende Typen der nachträglichen Theilnahme, wie in Byron, und überhaupt eine grössere Verbreitung des Wellenschlages, der von dem Frankreich des

18. Jahrhunderts als dem Erschütterungsmittelpunkt ausgegangen. Zur Vervollständigung dieses Bildes, namentlich auch nach der eigentlich politischen Seite, wird vornehmlich die Darstellung von Rousseau dienen und sich ihr für den deutschen Boden diejenige Schillers zugesellen, womit die mehr politisch gefärbten Literaturgrössen in den Vordergrund treten.

Was bisher behandelt worden, hatte, wie Voltaire, weniger politisch als religiös eine bestimmte Haltung oder verblieb, wie Goethe und auch meist Bürger, bei den Angelegenheiten des Privatlebens, der erstere aus Widerwillen gegen freiheitliche Regungen, der letztere, weil ihn gegen seine Neigung die mächtigeren Verhältnisse zu lange in unpolitischen Schranken hielten. Hätte Bürger länger gelebt und, erstarkt durch seine Conflicte, aber von den Verhältnissen mehr begünstigt, sich in ungestörter Gesundheit weiter entwickeln können, so wäre er grade der Charakter gewesen, auch in der neuern, politisch bestimmteren Richtung Bedeutendes zu vertreten. So aber bleibt er jener Gruppe zugesellt, in welcher sich der Geist des 18. Jahrhunderts noch wesentlich ohne politische Initiative und nur mit einer allgemeiner geistigen Macht bethätigt hat. Die eigentliche Originalität freilich, mit der wirkliche Grössen ihr Gebiet behandeln, hängt, daran wollen wir schliesslich noch einmal erinnern, in ihrem Kern nicht vom Jahrhundert ab, und es können daher Einschnitte in ein solches und Verbindungen nach andern Gesichtspunkten natürlichere Gruppen liefern. Aus diesem Grunde ist auch das hier Behandelte eine sich unwillkürlich ergebende Einheit und werden auch die in der zweiten Abtheilung darzustellenden Hauptgrössen der Literatur eine eigne zusammengehörige Gruppe bilden, die sich durch die Aufnahme reformatorischer Züge in die allgemeine oder poetische Literatur auszeichnet.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

ANHANG.

I. Schriften desselben Verfassers.

1. Philosophische.

†**De tempore, spatio, causalitate atque de analysis infinitesimalis logica.** Berlin 1861 . ℳ 3.—

†**Natürliche Dialektik.** Neue logische Grundlegungen der Wissenschaft und Philosophie. Berlin 1865 . ℳ 4.—

Cursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung und Lebensgestaltung. Leipzig 1875. Heimanns Verlag ℳ 9.—

Logik und Wissenschaftstheorie. Leipzig 1878. O. R. Reisland . . ℳ 9.—

Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 3. Auflage. Leipzig 1878. O. R. Reisland ℳ 9.—

Der Werth des Lebens. Eine Denkerbetrachtung im Sinne heroischer Lebensauffassung. 4. Auflage. Leipzig 1891. O. R. Reisland ℳ 6.—

2. Volkswirthschaftliche und socialitäre.

†**Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft.** 12 Briefe. München 1865 . ℳ 2.50

†**Capital und Arbeit.** Neue Antworten auf alte Fragen. Berlin 1865. ℳ 3.50

***Kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre.** Berlin 1866. ℳ 8.40

Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie. 16 Briefe. Breslau 1867. Trewendt . ℳ 3.—

Cursus der National- und Socialökonomie nebst einer Anleitung zum Studium und zur Beurtheilung von Volkswirthschaftslehre und Socialismus. 3. Auflage. Leipzig 1892. O. R. Reisland ℳ 9.—

Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. 3. Aufl. Leipzig 1879. O. R. Reisland ℳ 9.—

3. Vermischte.

†**Die Schicksale meiner socialen Denkschrift für das Preussische Staatsministerium.** Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Autorrechts und der Gesetzesanwendung. Leipzig 1868 ℳ 1.—

Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten. Zweite verbesserte und mit Gesichtspunkten für Selbstausbildung und Selbststudium erweiterte Auflage. Leipzig 1885. O. R. Reisland . ℳ 2.—

Die Ueberschätzung Lessing's und dessen Anwaltschaft für die Juden. Karlsruhe 1881. Reuther . ℳ 1.80

Sache, Leben und Feinde. Als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämmtlichen Schriften. Mit seinem Bildniss. Karlsruhe 1882. Reuther. ℳ 8.—

Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres und die Ausscheidung alles Judenthums durch den modernen Völkergeist. Karlsruhe 1883. Reuther. ℳ 4.50

Die Judenfrage als Frage der Racenschädlichkeit für Existenz, Sitte und Cultur der Völker. Mit einer weltgeschichtlichen, religionsbezüglich, social und politisch freiheitlichen Antwort. Vierte, theilweise umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin 1892. Reuther ℳ 3.—

4. Mathematische und naturwissenschaftliche.

Neue Grundmittel und Erfindungen zur Analysis, Algebra, Functionsrechnung und zugehörigen Geometrie, sowie Principien zur mathematischen Reform nebst einer Anleitung zum Studiren und Lehren der Mathematik. Von Dr. E. Dühring und Ulrich Dühring. Leipzig 1884. O. R. Reisland . . ℳ 12.—

Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie. Erste Folge. Leipzig 1878. O. R. Reisland ℳ 3.—

Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie. Zweite Folge enthaltend fünf neue Gesetze nebst Beleuchtung der nach der ersten Folge erschienenen Contrefaçons und Nachentdeckungen. Von Dr. E. Dühring und Ulrich Dühring. Leipzig 1886. O. R. Reisland ℳ 4.—

Robert Mayer der Galilei des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Einführung in seine Leistungen und Schicksale. Mit seinem Portrait in Stahlstich. Chemnitz 1880. Schmeitzner ℳ 4.—

Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik. Von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen mit dem ersten Preise der Benekestiftung gekrönte Schrift. Nebst einer Anleitung zum Studium mathematischer Wissenschaften. Dritte, wiederum erweiterte und theilweise umgearbeitete Auflage. Leipzig 1887. O. R. Reisland. ℳ 10.—

In dem Urtheil der Göttinger Universität, die den Namen des Verfassers nicht wusste, heisst es:

„Mit vollständigster und freiester Beherrschung der Sache und erstaunlicher Ausdehnung genauester literarischer Kenntniss sind nicht nur alle wesentlichen Punkte erörtert, sondern eine grosse Anzahl kleinerer Discussionen, welche die Facultät nicht für unerlässlich gehalten hätte, aber mit Dank anerkennt, da sie überall dem volleren Verständniss des Gegenstandes dienen, bezeugen zugleich die grosse Liebe und die Umsicht, mit welcher der Verfasser sich in seine Aufgabe vertieft hat. Dem ausserordentlichen so aufgehäuften Stoffe entspricht die Fähigkeit zu seiner Bewältigung. Durch feines Gefühl für klare Vertheilung der Massen ist es dem Verfasser gelungen, zugleich auf die ganze geistige Signatur der Zeitalter, auf den wissenschaftlichen Charakter der leitenden Persönlichkeiten und auf die fortschreitende Entwickelung der einzelnen Principien und Lehrsätze ganz das belehrende geschichtliche Licht fallen zu lassen, welches die Facultät vor allem gewünscht hatte. Die ursprünglichen Aufgaben, an deren Behandlung jedes neue Princip oder Theorem entstand, sind überall mit vollendeter Anschaulichkeit reproducirt und die allmälige Umformung, die jedes erfahren hat, durch alle Zwischenglieder sorgfältig verfolgt. Die Berührungen der mechanischen Gedanken mit der philosophischen Speculation sind nirgends vermieden; sie sind nicht nur in eigenen Abschnitten entwickelt, sondern der feine philosophische Instinct, der den Verfasser auch auf diesem Boden leitet, ist ebenso deutlich in einer grossen Anzahl aufklärender allgemeiner Bemerkungen sichtbar, welche an schicklichen Stellen in die Darstellung der mechanischen Untersuchungen verflochten sind. Den angenehmen Eindruck des Ganzen vollendet eine sehr einfache, aber an glücklichen Wendungen reiche Schreibart. Voll Befriedigung, sich als die Veranlasserin dieser schönen Leistung zu wissen, durch welche ihre Aufgabe vollständig gelöst und viele Nebenerwartungen übertroffen sind, zögert sie nicht, dem Verfasser den ersten Preis hierdurch öffentlich zuzuerkennen.“

Für das mit einem * bezeichnete Buch ist die Verlagshandlung eingegangen, und befinden sich die wenigen restirenden Exemplare bei dem Verfasser, Adresse Zehlendorf bei Berlin, von wo solche gegen vorgängige Einsendung des Betrages zu beziehen sind. — Die mit einem † bezeichneten Bücher sind vergriffen.

II. Bemerkung zum Schriftenverzeichniss

über die Plagiirung der ersten Folge der neuen Grundgesetze zur Physik und Chemie.

Die im Verzeichniss aufgeführte Schrift „Neue Grundgesetze“ etc. (erste Folge) erschien im Mai 1878 und erhielt sofort durch den Buchhandel eine umfassende Verbreitung im Inlande und nach Verhältniss der Sprache auch im Auslande. Ueberdies waren schon vorher Prospecte derselben an zahlreiche Fachgelehrte, sowie an Akademien des In- und Auslandes versendet worden. In diesen Prospecten war insbesondere das von meinem Sohn Ulrich entdeckte und von ihm in der Schrift selbst mit einer vollständigen Theorie und praktischen Anwendungen ausgestattete Siedegesetz wörtlich formulirt. Die einzige Aufmerksamkeit jedoch, welche die Gelehrten dieser Schrift widmeten, bestand darin, dass sie dieselbe recht erfreulich kauften, sich aber, wie des Näheren nachher deutlich werden wird, auch nachträglich deren neuen Inhalt für sich, wie der Volksausdruck lautet, zu kaufen versuchten. Sie schwiegen Jahr und Tag über die Schrift in den Fachjournalen, gaben aber mündlich die Parole aus, es sei in der Schrift nichts Neues enthalten, das darin Enthaltene vielmehr schon überall zu lesen, und ich hätte mich mit dieser Schrift ganz besonders blamirt. Dies war die eine Seite des liebenswürdigen Gelehrtenverhaltens, dessen allgemeine moralische Signatur in früheren berühmten Fällen seit meiner Schrift über Robert Mayer auch dem weiteren Publicum eindringlicher bekannt und durchschaubar geworden ist. Die andere, noch unwürdigere Seite, die das Zubehör hiezu bildete, zeigte sich bald und zwar zuerst in Deutschland, dann aber auch im Auslande. Als Beispiele führe ich nur folgende Fälle an, weil sie sich weniger auf das von mir Herrührende, als vielmehr speciell auf das ebenso einfache als wichtige, darum aber auch handgreiflich verständlichere und zu handgreiflicher Aneignung äusserst bequeme Gesetz meines Sohnes über die correspondirenden Siedetemperaturen beziehen. Ich für mein Theil bin an die edlen Manieren der Gelehrten, an gleichzeitige Verschweigung und Plünderung meiner Schriften durch sie, genugsam gewöhnt und hätte viel zu thun, wenn ich Derartiges im Einzelnen verfolgen wollte.

Zuerst ist ein Theil des Gesetzes der correspondirenden Siedetemperaturen seitens eines Professors Winkelmann durch Vermittlung eines Mitgliedes der Münchener Akademie, eines Professors von Jolly, als neue und angeblich Herrn Winkelmann gehörige Entdeckung Juni 1879 jener Akademie vorgelegt und in deren Abhandlungen in Gestalt eines Aufsatzes des Herrn Winkelmann veröffentlicht worden. Obenein ist die Aufnahme einer sachgemässen Reclamation, die mein Sohn an Herrn von Jolly eingesendet hat, von diesem Herrn verweigert worden. Schon kühner geworden, hat später Herr Winkelmann in einer Abhandlung der Wiedemannschen „Annalen der Physik“ (Jahrgang 1880) sich wesentlich den Hauptinhalt des Gesetzes der correspondirenden Siedetemperaturen unter Umhüllung mit einer unerheblichen Abänderung angeeignet und diese Manipulation dadurch gekrönt, dass er zugleich das Gesetz dem Publicum gegenüber ostensibel als unwahr signalisirte. In diesem Fall gelang es meinem Sohn, wenigstens einen Artikel zum Schutz seines Gesetzes in die Annalen eingerückt zu erhalten.

Das vollständige Gesetz auch ohne den Schein einer Abänderung ist im Februar 1880 der Pariser Akademie der Wissenschaften als die neue Entdeckung eines Herrn P. de Mondesir durch ein Mitglied dieser Akademie, den bekannten Chemiker H. Sainte-Claire Deville vorgelegt worden, und ist der betreffende Artikel des Herrn de Mondesir auch damals in den „Comptes rendus“ erschienen. Alsdann wurde das Gesetz meines Sohnes in dem Incognito einer französischen Entdeckung in deutsche Fachzeitschriften übernommen, wogegen er zunächst im „Chemischen Centralblatt“ (December 1880) reclamirte. Dieselbe Reclamation, nur in französischer Sprache, war von ihm dem betreffenden Secretär der französischen Akademie mit dem Ersuchen um Aufnahme in die „Comptes rendus“ zugesendet worden. Sie fand sich aber nur in wesentlicher Fälschung der Worte und des Sinnes (ebenfalls December 1880) zum Abdruck gebracht, so dass mein Sohn für diese ihm untergeschobene Fassung nicht verantwortlich ist. Später haben sich zu den Genannten auch noch Andere gesellt, welche mit Jenen und unter sich nunmehr über die Priorität der Aneignung markten mögen. So haben beispiels-

weise auch ein holländischer Professor Waals und ein preussischer Professor Clausius, unter verschiedenen aber schlecht verhüllenden Masken und Verzerrungen, in ihrer Manier das Gesetz als ihr eignes reproducirt. Letzterer Herr hat sogar in einer einschlägigen Abhandlung (Annalen der Physik, Bd. XIV, 1881) eine angebliche Zusammenfassung des seiner vorgeblichen Production Vorangegangenen riskirt, nämlich den Daltonschen ursprünglichen Ansatz, sowie eine Kleinigkeit in derselben Richtung von einem gewissen Groshans angeführt, die entscheidende Hauptsache aber, das seit 1878 vorliegende umfassende Gesetz, kühnlich weggelassen. Näheres und die Beweisstücke für alles dies findet man in unserer gemeinsamen zweiten Folge der Neuen Grundgesetze von 1886. Seitdem haben wir es verschmäht, uns sonderlich darum zu bekümmern, was etwa Weiteres an noch späteren Nachentdeckungen und Zudeckungen des Gesetzes zum Vorschein kommen möchte. Indessen ist uns doch noch zufällig ein englisches Professorenpaar, die Herren Ramsay und Young, aufgestossen, die in Gemeinschaft eine andere und nicht zum Guten abweichende Façon des Gesetzes vorgebracht haben, welche sie unmittelbar aus Regnaultschen Thatsachen und eignen Beobachtungen gefolgert haben wollen.

Die Thatsachen, aus denen mein Sohn das Gesetz 1877 erkannte, standen seit mehreren Jahrzehnten in Fülle Jedermann zur Verfügung; aber erst als seine Entdeckung veröffentlicht war, sprossten in den darauf folgenden Jahren allerorten die Nachentdeckungen hervor. Er selbst konnte es nicht eher finden, als geschehen; denn er ist erst, als schon die Thatsachen vorhanden waren, geboren und hat dieses Gesetz, welches von grosser physikalischer und chemischer Tragweite ist, in seinem 15. Lebensjahre aufgefunden. Wenn nun, nachdem er die fragliche sehr umfassende Wahrheit, um die sich 70 Jahre früher ein Dalton vergebens bemüht hatte, gesehen, auch andere ältere Leute, die schon Jahrzehnte vorher sie hätten sehen sollen, nun plötzlich sehen lernten, so ist dies wohl verständlich genug.

Es ist aber in derartigen Dingen oft noch mehr Komik, als schon der Rückimport deutscher Originalwaare aus dem Auslande in sich schliesst, wie er auch einst R. Mayer gegenüber prakticirt worden war. Es hat nämlich die Münchener Akademie in der ganzen Plagiatangelegenheit nicht blos die Palme der Priorität für sich, sondern offenbar auch den Apfel der höchsten Komik abgeschossen. Bei allem moralischen Ernst der Sache hat sie dennoch, wie die Leser der Gruppe meiner mathematisch naturwissenschaftlichen Schriften wissen, schon einmal den Humor rege gemacht. Die Akademie der alten Mönchestadt hatte nämlich einen Dr. G. Berthold mit der Abfassung einer Geschichte der Physik beauftragt und dieser nichts Besseres zu thun gewusst, als sich unbekannterweise an mich zu wenden, um dazu Disposition und Materialien von mir zu bekommen, die ich selbstverständlich nicht verabfolgt habe. So ist der Münchener Akademie das Schicksal erspart worden, auf jene Weise vom Vater zu zehren; indessen der Sohn ist, wie erwähnt, nicht ganz heil davongekommen. Jedoch auch er hat gezeigt, dass er sich nöthigenfalls gegen Anzehrungen zu wehren wisse, und zunächst ist ihm das Schicksal des zu wenig wehrhaften R. Mayer ein zur Warnung leuchtendes Beispiel geworden. Auch bei Diesem hatten die Thatsachen, auf Grund deren er seine neue grosse Wahrheit entdeckte, mehrere Jahrzehnte lang aller Welt zur Verfügung gestanden; aber erst als er sie 1842 veröffentlicht hatte, schossen in den nächsten Jahren im In- und Auslande eine ganze Anzahl Nachentdecker auf. Im Fall R. Mayers gesellte sich aber zu den Beraubungen noch ein besonderes Gelehrtenverbrechen, welches schlimmer war als das gegen Galilei verübte und in meiner Schrift über R. Mayer dem Publicum dargelegt worden ist. Diese Schrift hat ausser ihrem persönlichen Gegenstande überhaupt noch die allgemeinere Bedeutung, die tiefe moralische Verderbniss und intellectuelle Verkommenheit der gewerbsmässigen Gelehrtenclasse sichtbar zu machen und zu zeigen, wie diese Classe gegenwärtig eine ähnliche Rolle spielt, wie vor ihr ausschliesslich die Priester. Es ist daher kein Wunder, wenn der mit allen Mitteln betriebene und, wenn verübt, mit allen Mitteln aufrecht erhaltene Ehrendiebstahl und andere verwandte saubere Stückchen in der Gelehrtenclasse mehr grassiren, als in der ungelehrten der gemeine Diebstahl und die sonstigen Gaunerstreiche.

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig:

Friedrich Nietzsches Werke.

Die Geburt der Tragödie. Zweite Aufl. 8⁰ br. M. 3.—, geb. 4.25

Unzeitgemässe Betrachtungen. Zweite Auflage.
Band I. Erstes Stück: David Strauss, der Bekenner und der Schriftsteller. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. 8⁰.
Band II. Drittes Stück: Schopenhauer als Erzieher. Viertes Stück: Richard Wagner in Bayreuth. 8⁰.
Pro Band brosch. Mark 4. 50, gebunden Mark 5. 75

Richard Wagner à Bayreuth. (M. Baumgartner) kl. 8⁰ br. 2. —

Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. Zweite Auflage. In zwei Bänden. Pro Bd. br. M. 7. 50

Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen in 4 Theilen. Zweite Auflage. 8⁰ mit Bild und facsimilirtem Brief des Autors br. M. 10.—, geb. 12. —

Also sprach Zarathustra. IV. Theil, apart für Besitzer der ersten Auflage, mit Bild des Autors br. Mark 4. —

Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile. Zweite Auflage. 8⁰ brosch. Mark 7. 50, geb. 9. —

Die fröhliche Wissenschaft („la gaya scienca“). Mit Anhang: **Lieder des Prinzen Vogelfrei.** 8⁰ br. M. 7.50, geb. 9. —

Jenseits von Gut und Böse, Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. Zweite Auflage. 8⁰ br. M. 5.—, geb. 6. 25

Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift. Zweite Auflage. 8⁰ brosch Mark 3. 50, geb. 4. 75

Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem. Zweite Auflage. 8⁰ brosch. Mark 1. 50

Le cas Wagner (Lud. Halévy et Rob. Dreyfus) kl. 8⁰ br. 1. 50

Götzendämmerung oder: Wie man mit dem Hammer philosophirt. 8⁰ brosch Mark 2. 25, geb. 3. 50

Die gebundenen Exemplare sind gleichmässig in Halbfranzband mit Goldrückenpressung hergestellt; „Menschliches, Allzumenschliches“ gebe ich seines abweichenden Formates wegen vorläufig nur broschirt aus; ebenso den Vierten Theil des „Zarathustra“, den „Fall Wagner“ und die beiden Uebersetzungen.

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Dr. Emil Döll

EUGEN DÜHRING.

Etwas von dessen Charakter, Leistungen und reformatorischem Berufe.

Eine populäre Gedenkschrift
aus eigenen Wahrnehmungen, mündlichem und brieflichem Verkehr.

Mit Dührings Bildniss in Lichtdruck.

1892. 8°. Broschirt Mark 2.—

In dieser Schrift giebt der Verfasser, dessen Name durch Dühring's „Sache, Leben und Feinde" sowohl, als auch durch die Adressbewegung zu Dührings 25jähriger Schriftstellerwirksamkeit 1886 in den interessirten Kreisen längst bekannt ist, zum ersten Male ein getreues, gedrängt gezeichnetes Bild dieser universellen Persönlichkeit. Kein Anderer als er konnte zur Lösung dieser schwierigen aber dankbaren Aufgabe berufen sein; denn nur ihm allein war das Glück vergönnt, 20 Jahre hindurch mit Dühring mündlich und brieflich fortdauernd zu verkehren. Dieser langjährige Verkehr hat ihn in den Stand gesetzt, alle die Charakter- und Geisteszüge, welche nur ein näherer Umgang offenbart, mit denen, die Dührings schriftstellerische Leistungen zeigen, zu einem lebensvollen Gesammtbilde zu vereinigen. Es werden im Laufe der Darstellung nicht blos die intimeren Lebensverhältnisse, sondern auch eine grosse Anzahl mündlicher und brieflicher Ausführungen mitgetheilt, die auf den Charakter und die private Persönlichkeit, sowie auf die allgemeinen Ziele neues Licht werfen. Ausserdem sind besondere Abschnitte populären Charakteristiken der reformatorischen Haltung und der schriftstellerischen Eigenschaften gewidmet.

ALOIS SCHEDL
Buchbinderei
Schreib- u. Bürobedarf
MÜNCHEN, Ludwigstr. 5

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dühring, Eugen,

Die Grössen der modernen Literatur populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt

Bd.: 1

1893

H.lit.u. 85 eb-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11169443-9